This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

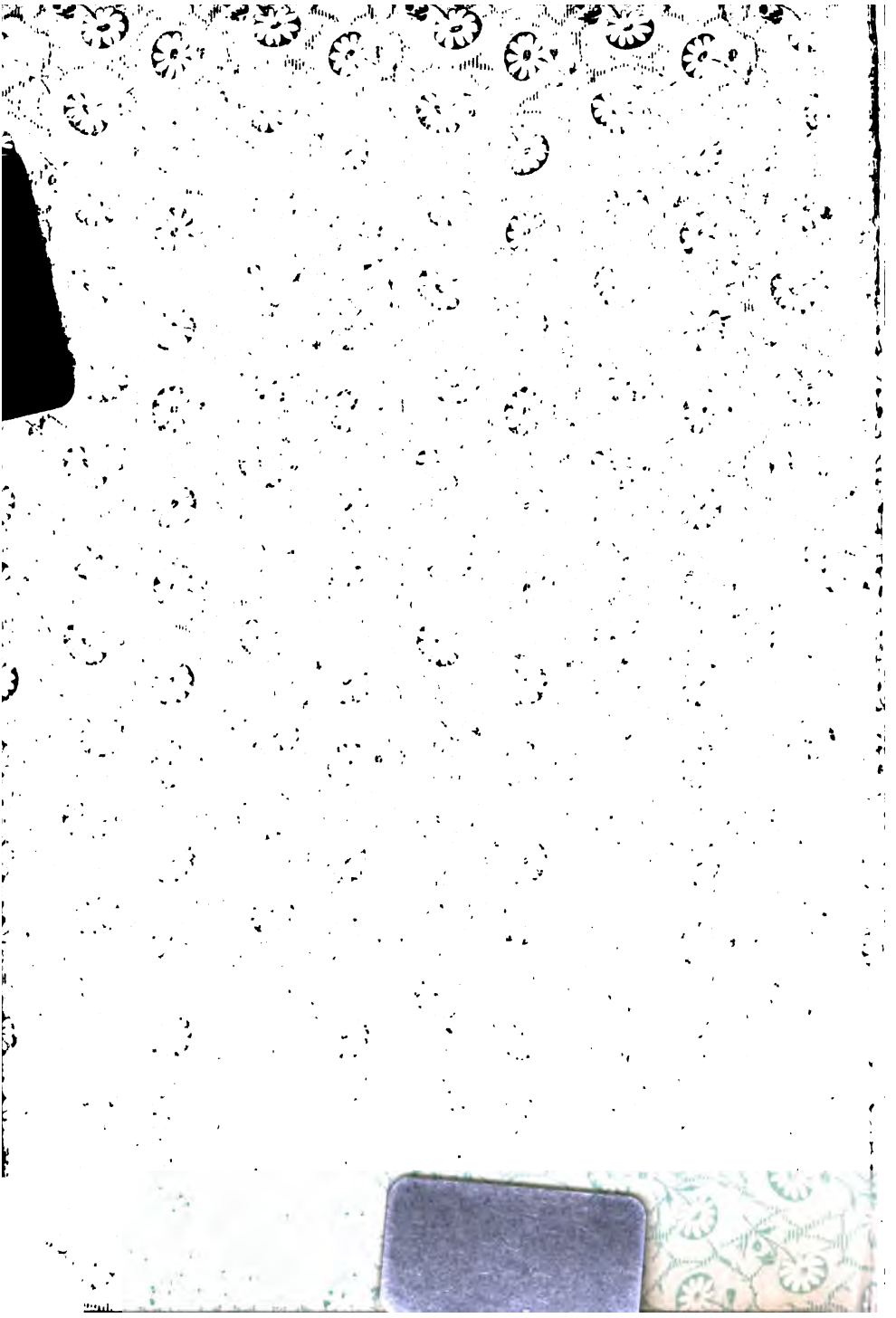
Über Google Buchsuche

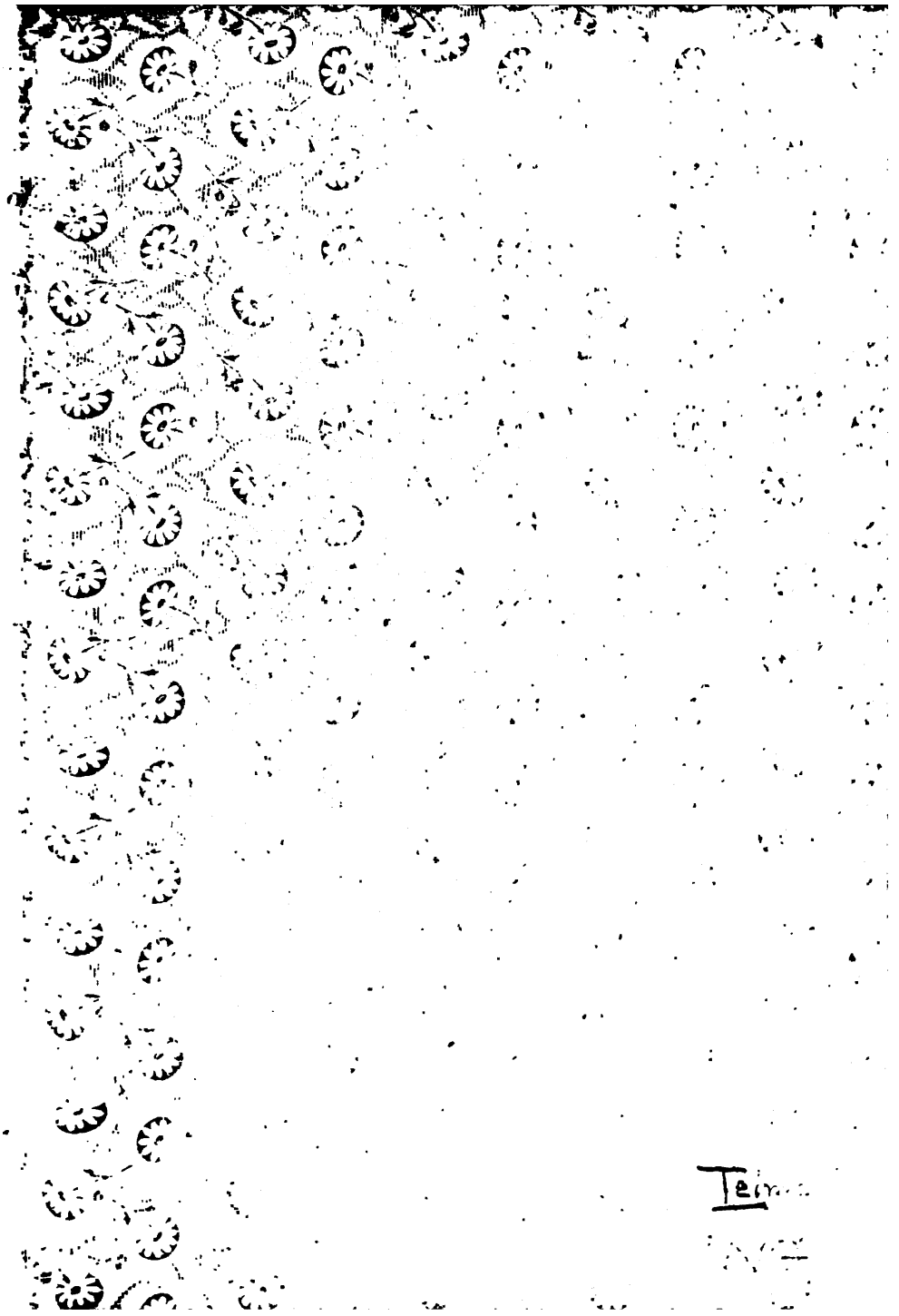
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07575562 3

Konrad Telmann

Unter römischem Himmel





Sun 9/1/96

#2 10/

1. Fiction (.)

Unter römischem Himmel.

Roman

von

Konrad Telmann.

Erster Band.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1896.

J.R.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
836660
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1918 L

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Meinen Freunden

im Deutſchen Künſtlerverein

zu Rom

zugeeignet.

I.

„Via Margutta“, las der junge Mann auf dem Schilde an der Straßenecke und nickte vor ſich hin. Das war die Straße alſo! Aber die Hausnummer hatte er vergeſſen oder Profeſſor Brecher in Berlin hatte ſie ſelber nicht mehr gewußt. Nun, gleichviel: ein Maleratelier mußte ja wohl hier auch ohne das aufzufinden ſein, und nun gar das Atelier eines ſo berühmten Malers, wie es Fritz Degenhardt ohne Zweifel war und ſelbſt hier in Rom ſein mußte.

Hilmar trat durch eine Gitterpforte auf's Gerathewohl in einen ſchmalen Vorhof zur Rechten der Straße, der ein mächtiges, rechteckiges Gebäude von dieſer trennte. Aus einem kleinen Portierhäuschen unweit vom Eingang ſah er einen ſchwarz umzoddelten Frauenkopf durch ein Schiebefenſter lugen. Er trat heran und fragte in ſeinem gebrochenen Italieniſch, ob ein Maleratelier hier im Hauſe ſei.

Die Portiersfrau brach in ein lautes Lachen aus. „Eins?“ rief ſie, „aber, lieber Herr, das ganze Haus beſteht aus lauter Ateliers, oben und unten; dies und dann das daneben und dort das dritte und beinahe die ganze Straße, die halbe gewiß. Immer ein Atelier am anderen! Erſt die Bildhauer und drüber die Maler, —

die bis hoch unter's Dach hinauf. Ob noch eins frei ist, weiß ich nicht, bei uns hier ist Alles besetzt."

Hilmar warf einen erschrockenen Blick über die öden Fronten all' dieser Riesenhäuser hin. Etwas Trostloses überkam ihn plötzlich. „Hier ist die Kunst so stark vertreten, daß sie schon kasernirt ist," mußte er denken. „Und nun Einer mehr unter diesen Hunderten, ein Namenloser, — ein Tropfen im Meer." Eine solche Muthlosigkeit beschlich ihn, daß er am liebsten wieder davongegangen wäre. Sich auch in eine dieser zahllosen Zellen einschließen und um einen Hungerlohn arbeiten vom Tagesbeginn bis in die sinkende Nacht und vergessen werden, vergessen *bleiben*, — wozu das?

„Suchen Sie ein Atelier, Herr?" fragte die Portiersfrau, die aus dem Fremden nicht recht klug wurde, der noch immer wie unschlüssig vor ihr stand.

Hilmar besann sich. „Ja, allerdings. Ich suche das Atelier des Malers Fritz Degenhardt."

Die Frau versuchte den Namen nachzusprechen. Dann schüttelte sie den Kopf. „Wer all' die verrückten, fremden Namen behalten könnte, lieber Herr! Wir haben Spanier und Russen, Deutsche und Norweger bei uns im Hause, — nun denken Sie einmal! Aber der Name klingt mir nicht so, als gehörte er hierher zu uns. Wahrscheinlich in dem großen Palazzo nebenan. Warten Sie! Ich will mit Ihnen hinübergehen. Der Portier dort hat seine Liste, da kann er nachsehen, und auch sonst weiß er so ziemlich Bescheid in den Atelierhäusern. Die lange Uebung, wissen Sie, — und er treibt ja sonst weiter nichts."

Sie schritt Hilmar, der ihr folgte, schwatzend voraus. Der Portier des Nachbarhauses erwies sich als ein Weißbart, der von der Bedeutung seines Postens voll durchdrungen war und Hilmar mit einer Würde entgegenkam, die er sich aus früheren Stellungen in vornehmen Adelshäusern herübergerettet haben mochte. Er hörte mit Herablassung auf das Anliegen, das die Frau ihm vortrug. „Wie ist der Name?“ fragte er dann mitten hinein.

Hilmar mußte ihn buchstabiren. Wie leichtgläubig war er in Bezug auf die Berühmtheit Fritz Degenhardt's gewesen! Und der lebte seit dreißig Jahren in Rom, — womöglich immer in der gleichen Straße, im gleichen Hause!

Der Alte hatte einen Zwicker auf seine Nase geklemmt und blätterte in verschiedenen Listen, die aufgeschlagen auf seinem Tische in der Portierloge lagen. „Deutscher?“ fragte er dazwischen. Und als Hilmar das bejaht hatte: „Bei uns nicht. Bei uns sind nur so die Besseren, wissen Sie. Von deutschen Malern hat Keiner einen Namen in Rom — Aber da fällt mir ein — Degenhardt? Ein Alter mit einer schiefen Schulter, der immer einen Shawl trägt? Graurother Bart? Degenhardt — Ja so, den meinen Sie?“ Seine Stimme klang sehr gedehnt. „Zu dem geht nie ein Mensch. Zwei Häuser weiter und im obersten Stock. Er wohnt da auch zugleich. Zu Hause wird er wohl sein, denn er geht beinahe nie aus.“

Ein sehr geringes Maß von Hochachtung sprach aus seinen Worten. Hilmar dankte, drückte der Frau, die

ihn geführt hatte und auch weiter begleiten wollte, ablehnend ein paar Kupfermünzen in die Hand und betrat nun wenige Minuten später das ihm bezeichnete Haus. Als er die erste Treppe darin emporgestiegen war und unten wie oben alle diese nummerirten, hie und da mit Visitenkarten beklebten Thüren erblickte, überfiel ihn wieder eine beklemmende Empfindung. Zugleich mußte er sich sagen, daß er unrecht gethan, die angebotene Führung der freundlichen Portiersfrau abzulehnen, denn das Haus erwies sich alsbald von so eigenthümlicher Bauart, daß der Uneingeweihte sich schwerlich darin zurechtzufinden vermochte. Bereits im ersten Stockwerk gelangte man auf eine um einen viereckigen Garten rundlaufende Galerie, von der aus die verschiedensten Treppen in die Höhe führten. Welche derselben er wählen mußte und ob der Gesuchte im Haupthause oder in einem der Neben- und Hinter-Häuser dieses verwinkelten und durcheinandergethürmten Riesengebäudes wohnte, wußte er nicht. Hier und da befanden sich neben den Treppenaufgängen Wegweiser, bald aufgemalt, bald in Kreide und Kohle.

Hilmar las da die verschiedenartigsten, fremdsprachigen Künstlernamen, die er noch nie gehört, von deren Existenz er nichts gewußt hatte. „Und die alle ringen und streben nun, wie du selber," mußte er denken, „und für Alle soll die Erde Raum haben und ihnen Brod gönnen, — Brod und Ruhm." Manchmal wiesen die Hände und Pfeile auch blos auf die Nummern der Ateliers hin, zu denen die Treppen führten. „Das sind die Namenlosen," dachte Hilmar; „oder sind es gar die, welche ihren Namen nicht erst zu nennen brauchen?

Oder nur Zugvögel, die in raſcher Folge einander immer wieder ablöſen?“ Er wußte es nicht. Aber das alles ſtimmte ihn traurig. Er hatte den Eindruck, als ob man hier wacker ſeine Ellenbogen würde gebrauchen müſſen. Und das widerſtrebte ihm, dazu war er der Mann nicht.

Degenhardt's Namen hatte er nirgends gefunden Auf gut Glück ſtieg er eine der Treppen weiter hinan um ſich nun vollends in einem Labyrinth von Gängen, Loggien und gewölbten Stiegenhäuſern zu befinden. Er ſah auf Blumenterraſſen, über ihm thürmte ſich noch ſcheinbar ein halbes Dutzend Stockwerke bis in den kryſtallblau darüber liegenden Himmel. Einer der rundbogigen Korridore war jetzt von lautem, luſtigen Leben erfüllt, während ſonſt nur von unten herauf das Hämmern der Marmorarbeiter aus den Bildhauerateliers in die faſt vornehme Stille des Hauſes hineingeklungen war. Als Hilmar hinzutrat, gewahrte er einen Schwarm von Modellen in farbigen Trachten, die ſich kichernd durcheinandertrieben. Er hatte dieſe zum Theil ſchönen und reizvollen Mädchen in ihrer maleriſchen Gewandung, mit ihren kecken, blitzenden Augen und den ſilbernen Haarpfeilen in den üppigen, ſchwarzen Flechten ſchon geſtern im Vorübergehen auf der ſpaniſchen Treppe geſehen, wo ſie zwiſchen zerlumpten, bettelnden Kindern und graubärtigen Alten, die man alle ſchon aus irgendwelchen Bildern zu kennen glaubte, anmuthig und träge zugleich auf den Stufen gekauert hatten. Jetzt drängten ſich ein paar von ihnen, die mit ineinandergeſchränkten Armen lachend einhermarſchirten, an ihn und riefen, ob der Signorino kein Modell brauche, ſie hätten ſchon bei den

berühmteſten Malern geſtanden; und ſie nannten eine Reihe der unmöglichſten Namen hinterdrein, über denen ſie ſich ſchier die Zunge zerbrechen wollten.

Als Hilmar endlich zu Wort kam, fragte er, ob nicht eine von ihnen ihn in das Atelier des Malers Degenhardt führen könne, das ſich hier oben im Hauſe befinde. Hierauf trat eine kichernde Berathung unter den Mädchen ein, die den Namen in allen Variationen wiederholten, bis ihnen ein Alter, der in verſchliſſener Ciociarentracht ſich, auf einen Hirtenſtab geſtützt, unweit an einen Pfeiler lehnte, ein paar Worte zurief. Nun begriffen ſie. Ah! Das Alterchen, das nie ein Modell brauchte; das geizige Männchen, das ſeine einzige Mahlzeit in einem spaccio di vino in der via delle carrozze nahm, wo nur die Facchini verkehrten, und dabei doch ein Maler ſein wollte; das grämliche, verkümmerte Geſchöpf, das ſich nur alle dreißig Jahre einen neuen Rock machen ließ, — das meinte er! Ja, freilich, da oben hockte es, ganz dicht bei den lieben Engeln, zehn oder zwanzig Stiegen hoch; aber ob Einer in die Höhle hineindürfe, ſei auch noch ſehr fraglich, wenn man ſchließlich einmal glücklich oben angekommen ſei. Und unter fünf Soldi ginge keine von ihnen mit hinauf.

Hilmar hatte Mühe, all' dem Schwatzen und Lachen der Mädchen ein Ende zu machen. Endlich war Eine bereit, ihn zu führen. Unter den ſchrillſtimmigen Witzworten der Andern, die ihnen noch zwei Stockwerke hindurch nachklangen, ſtieg Hilmar mit ſeiner Begleiterin, die ſich ſtellte, als würde ihr jede Stufe ſauer, mehrere Treppen weiter hinauf, über offene Galerien und durch

dunkle Gänge, bis zu einem ſchmalen Korridor, auf den nur eine einzige Thür mündete. Auf die wies das Mädchen, ſcheinbar unfähig, ſoviel Luft zu ſchöpfen, daß ſie ſprechen konnte, nahm ihren Lohn in Empfang, brach dann in ein helles Gelächter aus und flog plötzlich mit einem: „Auf Wiederſehn, Herrchen!“ wie ein Wirbelwind die Treppe hinunter.

Hilmar klopfte an der ihm bezeichneten Thür, halb und halb überzeugt, daß die übermüthige Dirne ſich einen Scherz mit ihm erlaubt habe und er nach allen Irrfahrten auch hier den Geſuchten nicht finden werde. Denn daß hier der Mann hauſen ſollte, deſſen mit minutiöſeſter Feinheit ausgeführte Gouache-Bildchen neben denen eines Menzel ſich noch ſehen laſſen konnten, der in der Berliner National-Galerie verſchiedentlich vertreten war und in akademiſchen Kreiſen eines gefeſteten Rufs genoß, erſchien ihm kaum glaublich, ſelbſt vorausgeſetzt, daß ſich von den frechen Spottreden der Modellmädchen Einiges als wahr erwies und Degenhardt überhaupt mit Recht als ein Sonderling galt. Wie anders hatte er ſich ſeinen Eintritt bei dem auch von ihm geſchätzten Meiſter gedacht, der ihm in einer fremden Welt den Weg hatte weiſen ſollen! Eine düſtere Falte trat auf Hilmar's Stirn, und ein unruhiges Flackern war in ſeinen Augen.

Sein wiederholtes Klopfen war unbeachtet geblieben. Vorſichtig öffnete er nunmehr die Thür, die ſchief in den Angeln hing, und ſpähte in das Innere. Er erblickte einen mit allerlei verſtaubten Raritäten vollgepfropften Raum; antike Skulpturfragmente und Gräberfunde auf den Wand-

borden aufgestapelt; alte Bilder, die so dunkel waren, daß man sie nicht zu erkennen vermochte, in wurmzerfressenen Holzrahmen; zerbrochene Roccoco-Möbel und Geräthschaften, die von Spinngeweben überzogen waren. Es sah aus wie der vernachlässigte Geschäftsraum eines Tröblers, bei dem nicht viel Nachfrage ist. Eine dumpfe, muffige Luft schlug dem Eintretenden entgegen. Dabei entging ihm aber nicht, daß dieser Raum ein Atelier war. In der Mitte stand eine Staffelei; Keilrahmen, Paletten, Pinsel und Farbenkasten, Terpentinflaschen, Rahmen, Kartons, Skizzenblätter, — Alles lag, stand, lehnte und hing umher, schmutzig, beschädigt, von langem Gebrauch defekt. Ueber Allem war eine Atmosphäre der Verwahrlosung und der Unwirthlichkeit; durch ein halb verhängtes, breites Fenster fiel ein hartes, kaltes Licht herein. Hilmar fühlte sich wie von einer Oede angeweht.

Als er ein paar Schritte durch den Raum machte und den Staub dabei unter seinen Füßen aus den Dielenritzen aufwirbeln ließ, lugte plötzlich ein Männerkopf aus einer schmalen, halb offenen Tapetenthür in der einen Ecke des Zimmers. Ein grau gesprenkelter, fuchsrother Bart umstarrte ein verrunzeltes, pergamentfarbiges Gesicht, aus dem zwei zusammengekniffene Augen unter einer von wirren Haarsträhnen umklebten Stirn grimmig zu Hilmar hinüberfunkelten. „Wer ist da? Was giebt's?“ fragte eine knarrige Stimme auf Italienisch, und eine Hand mit einem fächerförmigen Wedel zum Anfachen der Kohlen kam zum Vorschein.

Hilmar trat einen Schritt vor und erklärte, er

ſuche den deutſchen Maler Fritz Degenhardt, man habe ihn hierher gewieſen.

Ein unverſtändliches Gemurmel erfolgte. „Was wollen Sie denn von ihm?“ klang es dann, diesmal auf Deutſch und nichts weniger, als zuvorkommend.

„Ich bin an ihn empfohlen. Profeſſor Brecher ſchickt mich. Mein Name iſt Hilmar Berndt.“

Jetzt ſcholl ein langgezogenes Räuspern herüber. „Brecher? So?“ Die Hand mit dem Wedel fuhr ein paarmal auf und nieder. „Wie kommt der darauf? Der in ſeiner Drillanſtalt! Hätte auch 'was Geſcheiteres thun können. Na, warten Sie ein bischen! Da iſt irgendwo ein Stuhl. Ich muß mir jetzt meine Collazione machen.“

Damit fuhr der graurothe Kopf zurück, und von nebenan hörte man nur manchmal noch ein Räuspern und Keuchen, dazwiſchen ein Brodeln und Bräzeln, und ein Geruch, bald von Knoblauch, bald von ſchmorendem Fett zog durch die Thürſpalte herein, untermiſcht mit einem leiſen Kohlendunſt. Hilmar hatte ſich in der That auf einem wackligen Holzſchemel vor der Staffelei niedergelaſſen. Er fuhr ſich mit der Hand über die Stirn hin, weil er immer noch glaubte, er träume. Dies der Schöpfer der feinen, ſonnig-heiteren, mythologiſchen Genrebildchen, die mit der ganzen Grazie und Farbenfreudigkeit alter Meiſter, wie aus einem unverſiegbaren Born der Schönheit und Daſeinswonne heraus gemalt waren und jeden Beſchauer mit lächelndem Entzücken erfüllten? Hier konnten ſie entſtehen? Hilmar hatte ſich Degenhardt zwar als einen ſtarren Vertreter der alten Richtung, als

einen Akademiker vorgestellt, dem er in vielen Dingen nicht würde folgen können, weil seine eigene künstlerische Individualität ihn mit anderen Ueberzeugungen erfüllte und zu anderen Zielen drängte, aber daneben war er doch des Glaubens gewesen, daß sich der Künstler und der Mensch bis zu einem gewissen Grade wenigstens decken müßten; mit Empfindungen warmer Verehrung und herzlicher Sympathie hatte er den Gang hierher angetreten. Jetzt kam es ihm vor, als würde er vergebens sein.

In seinem Nachdenken wurde er durch eine schwarze Katze unterbrochen, die mit leisem Miauen, aufgehobenen Schwanzes durch die Spalte der Tapetenthür hereinstrich und sich offenbar über die Anwesenheit eines Fremden hier verwunderte, obgleich die völlig erblindeten Augen des sichtlich schon sehr alten Thiers ihn nicht mehr gewahren konnten. Als Hilmar sich herabbückte, um ihm über den Rücken zu streichen, schnurrte es behaglich, um endlich mit einem Satze ihm auf den Schooß zu springen und sich dort zusammenzurollen.

Nun erschien auch der Alte, der eine dampfende Pfanne in der Hand trug und in ausgetretenen Schlappschuhen schlurrte, während er, ohne Hilmar die geringste Beachtung zu schenken, geschäftig durch das Gemach hin- und herfuhr, wiede zurückging und abermals mit Küchengeräth aus dem Nebenraum auftauchte. Dann erschloß er einen Wandschrank, in dem allerlei Speisevorräthe, Maccaroni, Reis, Tomaten und Zwiebeln aufgespeichert lagen, strohumflochtene Flaschen in mehreren Reihen standen und verstaubte Gläser mit mehr oder weniger zerbrochenen Tellern zusammen eines

der zahlreichen Fächer anfüllten. Immerfort leise vor sich hin schimpfend, dazwischen in eigenthümlicher Weise den Athem blasend, klappernd und klirrend brachte er endlich etwas zusammen, was in seiner Vorstellung einen Frühstückstisch und zwar einen reichlich besetzten, wenn auch gerade nicht in buchstäblichem Sinnne gedeckten, bedeuten mochte. Während dieser ganzen Zeit hatte Hilmar Muße gehabt, ihn zu betrachten. Die kleine, etwas vornübergebeugte, schiefschulterige Gestalt, für deren schmächtige Schlankheit der verwitterte Kopf viel zu groß war und die sich immer mit eigenthümlich vorschiebendem Rücken bewegte, war in ein Gewand gehüllt, das den Eindruck eines ursprünglich für eine weit größere Persönlichkeit berechneten Winterüberziehers machte und von ebenso langjährigem als ausgiebigen Gebrauch zeugte; der Rock war dicht zugeknöpft und mit den mannigfachsten Farbenflecken besät. Ein gestrickter, grauer Wollenshawl verdeckte, eng umgelegt, den Hals und die obere Hälfte der Brust, sodaß weitere Kleidungsstücke nicht sichtbar wurden.

Jetzt drehte der Alte sich nach Hilmar um, und der Anblick, der sich ihm bot, schien ihn milde zu stimmen. Etwas, wie der Schatten eines Lächelns, glitt um den fein und vornehm geschnittenen Mund; auch in seinen Augen, die von dichten, zusammengewachsenen Brauen beschattet wurden, glühte sekundenlang ein Licht auf. Hilmar gewahrte jetzt, daß es blaue Augen waren, in denen ebensoviel Güte als Weichheit lag, — die Augen eines Poeten.

„Gutes Thier, nicht?“ fragte der Alte, die blinde, häßliche Katze geradezu zärtlich betrachtend. „Aber kommen Sie jetzt! Frühstücken Sie mit mir! Die Maccaroni

werden kalt.“ Er hatte sich in einen Roccocostuhl geworfen, der unter ihm erkrachte und zugleich eine Wolke von Wurmmehl aufstäuben ließ, füllte sich einen tiefen Teller mit Maccaroni, die mit Tomatensauce übergossen und dick mit Käse bestreut waren, um sich nun mit fabelhafter Geschwindigkeit und sichtlichem Genuß, mit einer Gabel das weiche Geschlinge aufwindend, darüber herzumachen. „Na?“ knurrte er dazwischen, als Hilmar nicht zugriff, „was soll's? Ist's Ihnen nicht gut genug? Sind wohl gewohnt, bei Doney zu speisen oder sonst in 'ner Fremdenfalle? Na, immerzu! Das vergeht. Anfangs sitzt man immer auf'm hohen Pferd.“

Hilmar erklärte, daß er schon gefrühstückt habe, ein Glas Wein aber dankend annähme. Er ging, es sich einzuschänken, während Degenhardt mit Eifer und Gründlichkeit unter den Vorräthen aufzuräumen fortfuhr, die er zusammengetragen hatte, ohne dazwischen die blinde Katze zu vergessen, die sich schnurrend an sein Knie schmiegte. „Weshalb sind Sie eigentlich hier? Was wollen Sie?“ fragte er plötzlich mitten im Zerkauen eines harten Brodstückes, bei dem er zwei Reihen gesunder, spitzer Zähne sehen ließ. Er schien sich erst jetzt wieder daran zu erinnern, daß er den Besuch eines Fremden habe.

Hilmar hatte, während er trank, die feinen, aristokratischen Hände des alten Männchens bewundert, die jetzt liebkosend über das schäbige Fell der alten Katze hinstrichen. „Ich bin Künstler,“ sagte er mit einer gewissen Schüchternheit. „Ich will —“

„Brauchen Sie Geld?“ knurrte der Alte dazwischen.

Hilmar verneinte nicht ohne Empfindlichkeit.

„Ja, mein Gott, was wollen Sie denn eigentlich?“

„Mich ausbilden, lernen, — ein wirklicher Künſtler werden.“

Der Alte ſtieß ein meckerndes Lachen aus, bei dem er faſt erſtickt wäre, weil er gleichzeitig hatte trinken wollen. Nun ſtellte er alle Teller und Schüſſeln, die er bis dahin auf dem Schooße gehabt, fort, behielt nur das halbgefüllte Glas in der Hand, lehnte ſich hintenüber und lachte dann noch einmal aus vollem Halſe. „In Rom?“ krächzte er. „Das in Rom? Nein, es iſt zum Todtlachen. Giebt es wirklich eine ſolche Bornirtheit? Was um Himmelswillen denken Sie ſich denn eigentlich dabei? Das iſt eine Tollhäusleridee, eine deutſche Idealiſtenidee! Das iſt ja antiquirt, das riecht nach Moder. Und das hat Ihnen alſo wohl Brecher in's Gehirn geſetzt? Sieht ihm ähnlich, ihm und Seinesgleichen. Alles nach der alten Schablone! So drillt man ein modernes Künſtlergeſchlecht. Daß Gott erbarm'! Wenn ſie ſich doch die langen Schlafmützen ein bischen aus der Stirn rücken wollten, um ſehen zu lernen, wie es in der Welt heute eigentlich ausſieht. Nach Rom! Einen Maler zu ſeiner Ausbildung nach Rom ſchicken! Das war vor fünfzig Jahren ſo Mode, meinetwegen noch vor dreißig. Aber heute! Was ſoll er denn hier? Lernen? Bei wem? Was? Deutſche Maler von Ruf oder Bedeutung ſind gar nicht mehr hier, alle längſt geſtorben oder fortgezogen. Die hier noch leben, ſind Ueberbleibſel einer abgelebten Generation, die ausgewirthſchaftet hat und in dem großen römiſchen Sumpf erſtickt iſt, oder jüngeres Volk, das ſich kaum mühſam durchſchlägt und ſich lieber

heut als morgen den Staub von den Stiefeln klopfte. Wer soll denn da Ihr Lehrmeister sein? Wollen Sie vielleicht zu den Spaniern laufen, diesen modernen Messiassen, die heut aller Welt mit ihrem Farbenrausch das Hirn benebeln? Oder denken Sie gar, die sogenannten alten Meister zu studiren? Wie? In die Galerien laufen und sich kalte Füße holen? Was gehen uns denn heute noch diese Cinquecentisten an? Um die ganze Renaissance kümmert sich die moderne Kunst ja keinen Deut mehr. Das überlassen Sie nur den Touristen mit ihren rothen Büchern; die absolviren das pflichtschuldigst. Was wollen Sie denn also hier lernen? In Düsseldorf lernt man, in Karlsruhe, in Weimar, meinetwegen auch in der großen Bilderfabrik München oder in Ihrer Berliner Drillanstalt. Aber in Rom? Ja, lernen kann man hier freilich viel, nur nicht malen. Und wohl dem, der mit heiler Haut aus diesem Froschteich noch 'mal wieder herauskommt!"

Er hatte, die Katze im Schooß, der er immerfort über das Fell hinstrich, hin und wieder einen Schluck nehmend, sich allmälich heiser gesprochen und krächzte und räusperte erst eine Weile, ehe er den verdutzt zuhörenden Hilmar, der noch nichts auf das Alles erwidert hatte, fragte: „Was sind Sie denn? Landschafter? Figurenmaler?"

„Von Beiden etwas," war Hilmars Antwort. Und gleich hinterher stieß er aus: „Ich habe spät angefangen, ich hatte erst einen anderen Beruf. Jetzt muß ich vorwärts. Ich muß. Nicht nur meine eigene Existenz hängt davon ab —"

Degenhardt warf einen kurzen, prüfenden Blick zu ihm hinüber, um dann abermals sein höhnisches, ingrimmiges Gelächter hören zu lassen. „Aha! Und dazu kommen Sie hierher! Nach Rom! Einen besseren Ort konnten Sie auch in der Welt nicht finden. O, über die Allmacht der Tradition, der Schablone, der Phrase! Ja, freilich — Rom! Da fliegt's Einem nur so zu. Und wie da der Ehrgeiz gestachelt und der Trieb zur Arbeit geweckt wird! Lieber Gott! Na, Sie werden ja sehen. Wenn ich Ihnen aber rathen soll, junger Mann: kaufen Sie sich schleunigst ein Billet bis über die Grenze hinaus! Das ist der erste nothwendige Schritt, um vorwärts zu kommen. In Rom ist schon mehr, als ein Künstler, zu Grunde gegangen. Und Sie haben in Ihren Augen so etwas — Wozu schwatz' ich mir eigentlich die Halsschwindsucht an, hören werden Sie ja doch nicht darauf. Seit wann hört denn überhaupt ein Mensch auf den andern? Wozu sind die Erfahrungen denn anders da, als immer wieder von Neuem gemacht zu werden? Wenn man nicht stets in denselben Dreck hineinpatschte, den sich erst eben vor uns Einer gerad' von den Stiefelhacken gewischt hat, wär's ja schad' um den sogenannten Fortschritt der Welt!"

Er hustete mit einer gewissen Wuth vor sich hin, horchte dann, als Hilmar antworten wollte, nach draußen, wo Stimmen und Schritte laut geworden waren, und brummte: „Die Schmeißfliegen wittern den Essensdunst."

Es wurde an die Thür geschlagen, und drei junge Männer traten nacheinander in das Atelier. Sie wiesen in Kleidung, Haltung und äußerer Erscheinung große

Verschiedenheit untereinander auf. Der zuerst Eingetretene war eine zierliche und elegante Gestalt mit kleinem, nach aufwärts gedrehten, schwarzen Schnurrbärtchen, beweglicher, bezwickerter Nase und modischer, etwas an das Geckenhafte streifender Kleidung. Sein Benehmen hielt die Mitte zwischen Blasirtheit und gesuchter, genialischer Nonchalance. Er konnte kaum fünfundzwanzig Jahre alt sein, hieß Otto Berwick und war ein fanatischer Pleinairist.

Der nach ihm Kommende bildete mit seiner schäbigen, kaum mehr anständigen Kleidung, die überdies seinerzeit einem Kleidermagazin für Landleute entnommen sein mußte, und seiner derben, gedrungenen, vierschrötigen Gestalt den vollkommensten Gegensatz zu ihm. Alles an ihm deutete auf den Proletarier hin: sein Gang, seine Haltung, die breiten, braunen Hände, der ungepflegte, wuchernde, braune Vollbart, der das eckige, unschöne Gesicht einschloß. Nur wer seine Augen sah, wurde überrascht. Es waren Augen, aus denen der Funke des Genies leuchtete. Wenn er plötzlich einmal unter den müden, bis zur Hälfte geschlossenen Lidern hervorblitzte und die scharfen, bitteren Furchen an den Lippenrändern dabei schwanden, konnte dies Gesicht anziehend und eigenartig erscheinen. Der etwa Dreißigjährige hieß Joachim Timm und war Portraitmaler.

Der Dritte von den Besuchern überragte die beiden Andern um mehr, als Haupteslänge. Es war eine hünenhafte Erscheinung, die zugleich zur Korpulenz neigte. Der Mann, der den Vierzig nahe sein mochte, konnte mit seinem freien, offenen, regelmäßig gebildeten Gesicht, das ein hellblonder, kurz gehaltener Bart umrahmte, für schön gelten. Nur sprach kein individuelles Leben aus seinen

Zügen, und in den hellblauen Augen lag mehr Gutmüthigkeit, als Intelligenz. Die Gestalt in ihrer ruhigen Behaglichkeit erregte eher den Eindruck eines wohlsituirten Gastwirths oder Gewerbtreibenden, als den eines Künstlers, einen Eindruck, an dem selbst das genial von der Stirn in den Nacken gekämmte, wallende, gelbe Haar nichts zu ändern vermochte. Ein unerschütterliches Phlegma schien diesem Mann eigen zu sein. Die gewaltige Hand, die er dem alten Degenhardt entgegenstreckte und in der die des kleinen Mannes völlig verschwand, ließ nicht darauf schließen, daß sie den Pinsel zu handhaben gewohnt war, sie sah hart und verarbeitet aus. Und doch war Max Höhnert ein Maler, und diese mächtigen, breiten Finger führten die feinsten Haarpinsel; alle seine Architektur- und Landschafts-Bilder waren im kleinsten Format gehalten und von saubersten Detailausführung.

Die Eingetretenen hatten der Reihe nach Degenhardt begrüßt, der sie seinerseits wieder, ohne im Uebrigen die Katze von seinem Schooß zu lassen, brummig Hilmar vorstellte, welcher von seinem Sitz aufgestanden war. Otto Berwick verneigte sich daraufhin mit imitirt-nachlässiger Vornehmheit, Joachim Timm nickte gleichgültig und Max Höhnert schüttelte dem neuen Bekannten mit so gewinnender Herzlichkeit die Hand, daß ihm alle Gelenke krachten. Dann suchte sich jeder von ihnen einen Sitz im Atelier, wobei Max Höhnert einem holzgeschnitzten Stuhl beide Armlehnen zu gleicher Zeit abbrach, und Otto Berwick fragte in etwas näselndem Ton; „Haben Sie nicht etwas zu trinken, Degenhardt? Verflucht hoch, hier hinaufzuklettern. Und eine schauderhafte Staubluft bei

Ihnen. So wie ſo wieder 'ne Bärenhitze draußen. Lüften giebt's natürlich nicht bei Ihnen. Ewig Durſt, ewig Durſt in dieſem Neſt! Mäxchen hat ſich natürlich gleich wieder an die Quelle geſetzt. Na, 'mal her 'n Schluck, junger Mann!"

Max Höhnert hatte ſich in der That breit und behaglich in ſeinem Seſſel neben den Ueberreſten des Frühſtücks niedergelaſſen, die er einer eingehenden Inſpektion unterwarf. Beſonders ſchien ihn dieſelbe nicht zu befriedigen. „Hör 'mal, Oller," ſagte er in ſeinem halb geſuchten, halb natürlichen Berliner Jargon, nach Brod und Käſe langend, die ihn noch am Meiſten locken mochten, „Du wirſt aber immer knauſeriger. Nächſtens gönnſt Du Dir das Salz auf'm Brod nich mehr. Denn iſt't keen Wunder, wenn Du abmergelſt bis zum Jerippe und immer von Schwindſucht faſelſt. Is dat 'n Eſſen für 'n gebildeten Menſchen? Und die Maccaroni noch dazu kalt, wie die Eisbeine. Ne, lieber Mann, da hört's bei auf! Und wieder dieſen verdammten Rachenputzer, — der Liter 7 Soldi —" er hatte ſich ein Glas eingeſchenkt und ſchüttelte ſich leicht, nachdem er getrunken, — „was die Dich in deiner Giftbude betrügen, das iſt ſchon nicht mehr ſchön. Unſereins iſt ja doch am Ende nich verwöhnt, aber ſo 'was — Und das will nu 'n Künſtler ſein und 'n oller Römer obendrein. Das reine Kind biſt Du, Fritze!"

Während dem Allen hatte er trotz ſeines Schimpfens angefangen, es ſich ſchmecken zu laſſen, wobei der joviale Ausdruck in ſeinen Zügen noch bemerkbarer hervortrat, und Fritz Degenhardt knurrte: „Laßt ihr Einem denn auch etwas übrig? Die Haare vom Kopf freßt ihr Einem

weg. Da könnt' Einer noch gerade ſchlampampen dabei! Warum kommſt Du nicht eher, wenn Du warme Maccaroni haben willſt? Der Rothe iſt gut, davon trinkt man nicht leicht zuviel. Willſt Du 'mal gleich den Andern auch 'was geben, Du? Dein Bauch wird ſo alle Tage dicker. Bei Dir heißt's auch: Gram und Sorgen blähen den Menſchen auf, wie'n Schlauch!"

„Kummerſpeck," verſetzte Max Höhnert kauend, während er einen ſchwermüthigen Blick an ſeiner vollen Geſtalt herabgleiten ließ. „Na, komm' her, Otto. Da haſt Du 'n Glas. Der Olle kann froh ſein, wenn wir ihm den ausbohren, ſonſt vergiften ſich die Mäuſe bei ihm d'ran. In ſo'n Fiasco iſt überhaupt merkwürdig wenig d'rin. Der Käſe iſt aber noch jarnicht 'mal ſchlecht. Blos das Brod is von Methuſalem'n ſeiner Zeit her."

Allmälich war er ſichtlich in Geſchmack gekommen, und man ſah es ihm an, daß er mit Verſtändniß und Genuß zu frühſtücken gewohnt war. Auch Otto Berwick hatte ſich näher herangerückt und zeigte ſich trotz der verächtlichen Miene, die er beibehielt, als kein Koſtverächter Nur Joachim Timm hatte noch nichts angerührt. Er ſaß theilnahmlos mit übereinandergeſchlagenen Armen da und qualmte eine ſchwarze Virginia, die keine Luft hatte. Halb und halb ſchien er zu ſchlafen. „Warum gebt ihr Jochem nichts, ihr Tagediebe?" krächzte Degenhardt „Der hat's eher verdient, als ihr alle zuſammen. Der hat euch im kleinen Finger."

„Jochem hat ſich das Eſſen abjewöhnt," ſagte Höhnert, der jetzt mitten im Zuge war. „Der lebt blos von

Kaffee und Liebe. Nächſtens wollen ſie in der Matratzengruft Miethe von ihm erheben.“

„Und dann,“ fiel Berwick ein, „ſoll er ja auch wegen ſeiner Liebesgeſchichten polizeilich ausgewieſen werden, hab' ich gehört.“

Degenhardt wurde wüthend. „Ich verbitte mir alle ſolche Rohheiten! Ich denke, das weiß man. Dafür iſt hier kein Raum.“ Er war dunkelroth im Geſicht geworden. Dann ging er huſtend, die Katze auf der ſchiefen Schulter, und holte aus ſeinem Wandſchrank Eier und Salami. „Nun erſt recht!“ knurrte er. „Nun ſollt ihr euch aber 'mal ärgern!“ Und er reichte Joachim Timm den Teller.

Dieſer warf ihm den Blick eines Hundes zu, der genau weiß, daß er eigentlich nichts hätte haben ſollen, aber ſehr hungrig iſt. Er ſchien dabei bisher nur aus Trägheit nicht zugegriffen zu haben. Jetzt aß er, ohne ein Dankwort zu äußern, mit einer gewiſſen haſtigen Gier. Er zitterte ſogar dabei. Es machte den Eindruck, als ob er ſeit mindeſtens vierundzwanzig Stunden keinen Biſſen zwiſchen ſeinen breiten, ſtarken, geſunden Zähnen gehabt hätte. Trotz ſeines kräftigen Ausſehens erſchien auch ſeine Geſichtsfarbe weißlich-blau und röthete ſich jetzt merkbar, während er aß. Als ihm Degenhardt auch ein großes Glas Wein brachte, leerte er es mit einem Zuge. Geſprochen hatte er noch kein Wort.

Degenhardt hatte auch Hilmar's Glas aus einem der beiden Fiaſchi wieder gefüllt, die auf dem Tiſche ſtanden. Dann ließ er ſich mit ſeiner Katze in den Seſſel zurückfallen, und während nun Alle aßen und tranken, ſah er

mit einer Art von verbiſſenem Wohlbehagen zu. „'n neuer Kunſtgenoſſe,“ ſagte er mit einer Kopfwendung nach Hilmar hin zu den Andern.

Dieſe betrachteten Hilmar erſt jetzt aufmerkſamer. Bis dahin ſchienen ſie ihn für einen gleichgültigen Bekannten des Alten genommen zu haben, der nicht einmal den Eindruck erweckte, als ob er Bilder kaufe. „Iſt ja ſehr nett von Ihnen,“ ſagte Max Höhnert, mit der Meſſerſpitze ein Stück Käſe nach dem andern aufſpießend. „Aber man darf nicht in Rom bleiben — Was? Studienreiſe? — A la bonne heure!“

„Nein, ich habe in der That die Abſicht, mich hier vorläufig niederzulaſſen,“ ſagte Hilmar.

„Na, ſo 'was! Die reine Kateridee bei den jetzigen Verhältniſſen, lieber Kollege. Rom iſt ja der ſchlechteſte Markt von der ganzen Welt. Hier wird Keiner fett, darauf können Sie ſchwören. Die Konkurrenz! So 'was lebt garnicht. Dagegen iſt Berlin man 'ne Krambude. Sie haben's aber vielleicht nicht nöthig, — denn iſt das 'was andres. So im Allgemeinen lebt man hier ja ganz nett, man muß es blos dazu haben.“

„Ich bin ganz auf meine Arbeit angewieſen,“ verſetzte Hilmar, bei dem wieder die düſtre Falte zwiſchen den Augenbrauen zum Vorſchein kam, die ihm immer etwas ſonderbar Unſtätes und Verängſtigtes verlieh. „Ich habe ſogar beſonders zwingende Gründe, vorwärts zu kommen. Ich will hier viel lernen und viel arbeiten.“ Ein heißes, fieberiſches Licht brach bei ſeinen Worten aus den dunklen Augen, ſeine Hände zuckten nervös. Er ſchien ſich nur mit Mühe zur Ruhe zu zwingen.

Die Andern waren zu eifrig mit ihrem Frühſtück beſchäftigt, um darauf zu achten. Nur aus Degenhardt's immer halb zuſammengekniffenen Augen flog, während er beſtändig die blinde Katze ſtreichelte, ein beobachtender Blick zu dem Fremden hinüber. „Der junge Mann da will bei den Alten in die Schule gehen!“ knurrte er mit einem ironiſchen Mundzucken. „Bei den ganz Alten, — wohlverſtanden.“

„Aber das iſt ja wohl garnicht möglich!“ rief Otto Berwick, dem vor Lachen der Kneifer von ſeiner Naſe fiel. „Bei den — Ah! Ah! Lebt ſo 'was? Lieber Herr und Freund, von woher kommen Sie denn eigentlich, wenn man fragen darf? Doch nicht von den Botokuden? Oder wann ſind Sie denn eigentlich geboren? Die alten Meiſter — nicht wahr? Ach, du guter Gott! Laſſen Sie die doch ſelig ruhn! Die haben ihr Theil dahin. Jetzt leben *wir*, jetzt iſt *unſere* Zeit! Was kümmern *uns* denn dieſe verſtaubten Scharteken noch? Das iſt doch 'n längſt überwundener Standpunkt. Blamabel genug, daß ſich die Kunſt ſo lange von dieſen Götzen hat gängeln laſſen. Aber jetzt ſind wir damit auch gründlich durch. Mit Raphael und Perugino locken Sie heute Gott ſei Dank keinen Hund mehr vom Ofen. Das iſt 'was für Antiquitätenliebhaber, für büffelnde Stubengelehrte und ſentimentale, alte Frauenzimmer. Die Kunſt, die moderne Kunſt hat glattweg garnichts mehr damit zu ſchaffen.“

„Was *die* Leute konnten,“ fiel Joachim Timm mit einem Anklang von pommerſchem Dialekt ein und ſchlug ſich mit der breiten, behaarten Fauſt auf das Knie, „das

können wir auch, — allezeit können wir das noch. Aber wir können weit mehr. Das, was es von Kunſt bisher in der Welt gegeben hat, das lernt man ſpielend nachmachen, damit iſt's nichts, — wir wollen erſt eine Kunſt ſchaffen. Was wollen Sie in die Galerien laufen? Vergeudete Zeit! Gelegenheit, ſich den Geſchmack zu verderben. Geradezu gefährlich für einen noch werdenden Künſtler! Ich war nie d'rin, ich bin grundſätzlich nie hingegangen."

Ein düſteres, beinahe fanatiſches Licht glomm in den verſchatteten Augen des Sprechers, während Max Höhnert einfiel — und ſeine Stimme hatte einen faſt wehmüthigen Ton angenommen —: „Mich haben ſie einmal hingeſchleppt. Gute Freunde aus Berlin. Die meinten, es wär' die reine Affenſchande, daß ich ſchon ein paar Jahr' in Rom hockte und den Vatikan nicht kennte. Nu bitt' ich Sie: was geht mich der Vatikan an? Aber im Rauſch bin ich gutmüthig. Alſo wir hin. Na, und das muß ich als ehrlicher Menſch ſagen: es hat mir da ganz gut gefallen, — ne, Alles, was recht iſt, Kinder, gefallen hat's mir. Aber hingegangen bin ich doch nicht wieder. Fällt mir garnicht ein."

„Dieſe Leute konnten ja garnicht ſehen," rief Otto Berwick wieder, der immer aufgeregter wurde. „Sie hatten keine Augen. Was die geſehen haben, das iſt gar nicht da, das giebt's gar nicht, die haben alle merkwürdige Brillen getragen. Wirklich ſehen haben wir erſt gelernt. Von der Natur. Wir malen ſie ſo, wie ſie iſt, wir fragen nichts danach, ob ſie ſchön oder häßlich iſt oder was ſonſt? Sollt' uns einfallen! Dazu

sind ja wir nicht da. Die Alten, die haben gemalt, wie sie gern wollten, daß die Natur aussehen sollte, wie sie ihnen gefiel oder ihren Bestellern. Ganz gemeine Fälscher sind sie gewesen, Lügner und Betrüger. Haben sich nach Gutdünken ihren Zuckerteig zusammengeknetet und dann geschrien: Sehet da, das ist Kunst! Ja, den Teufel auch! In die freie Luft sich hinaussetzen, mitten in die pralle Sonne, auf einen eben gepflügten Acker in einem ungeheuren, flachen Lande und dann malen, — ein Bild malen, ein wirkliches Bild, einen Naturausschnitt, — das ist Kunst. Davor soll man den Hut abziehen und drei Sterne in den Katalog machen, — davor! Denn Kunst ist Wahrheit, Wahrheit und zum dritten Mal Wahrheit!"

„Na natürlich," bestätigte Max Höhnert, der als der Einzige immer noch aß, weil er grundsätzlich nie aufhörte, solange noch etwas da war. „So'ne geflügelten Engelchens und solche Chosen, das sind Kinderspielereien. So 'was kann man ja garnicht malen, weil man's nicht sieht. Jedes Kohlfeld, wenn's richtig gemalt ist, ist 'n größeres Kunstwerk, als alle Raphael'schen und sonstigen heiligen Familien."

Hilmar wurde unruhig, er sah zu Degenhardt hinüber, der ruhig vor sich hinblinzelte und seine Katze liebkoste. Dann verschluckte er die Entgegnung, die er auf der Zunge gehabt hatte, und sagte nur: „Bei alledem muß ich mich nur wundern, meine Herren, daß Sie gerade in Rom leben."

Alle lachten. „Da haben Sie ganz Recht," sagte Joachim Timm dann. „Es ist auch 'n Wahnsinn. Aber es hält Einen hier fest, man weiß selber nicht, was?

Dies Rom ist eine Sirene, — nein, das klingt zu geziert und paßt auch nicht für die verrunzelte Kokette. Ein Fluch ist es für die Kunst, für die deutsche Kunst gewiß. Dieser Himmel und dieser Wein haben schon manches Talent auf dem Gewissen.“ Er stand auf, um sich ein neues Glas einzuschänken, das er im Stehen leerte.

Otto Berwick ließ erregt seinen Kneifer um die Seidenschnur tanzen. „Nun, was mich angeht, ich bin einfach hier, um die längste Zeit des Jahres im Freien malen zu können. Ein Atelier hab' ich garnicht, brauch' ich garnicht. Was nicht in der Natur selber gemalt wird, ist Fälschung und Lüge, zurechtgemachtes Zeug, Salonnippes. Es giebt noch famos schmutzige Gassen in Rom, trotzdem jetzt so schauderhaft aufgeräumt wird. Weshalb sollt' ich also nicht hier sein? Darin liegt ja eine prächtige Ironie der Weltgeschichte, daß wir angesichts des Vatikans und im raphaelischen Rom plein-air malen, daß wir alte Strümpfe über einem morschen Holzzaun und einen schmutzigen Strolch für würdigere Gegenstände der Kunst erklären, als Idealmenschen mit Heiligenscheinen und Meerfrauen mit Fischschwänzen, — einfach weil sie wahr sind und weil die Kunst nach nichts Andrem, als nach Wahrheit, zu fragen hat. Hier in Rom ist die Kunst zum Harlekin geworden, zum Popanz, zur Karrikatur, zum Spielzeug, — hier in Rom wollen wir sie wieder zur Kunst machen, dazu sind wir da!“

„Ich meinestheils bin eigentlich blos zu faul, um wegzugehen,“ warf Max Höhnert, sich behaglich reckend, dazwischen. „Sehen Sie 'mal, man lebt hier so, ohne daß man eigentlich 'was davon merkt. Es is so ganz

duſemang Alles, es geht ſo glatt hin, man hat garkeine Beſchwerden. Bei uns zu Lande nimmt man Alles immer gleich ſo hölliſch ſchwerfällig. Hier macht ſich das Leben ſo ganz von ſelbſt. Sogar 'n Schnupfen vergeht hier raſcher und angenehmer. Und denn iſt Alles hier gleich und gleich. So mit Rangunterſchieden und ſolchem Schwindel geben wir uns nicht ab. Alles auf Du und Du. Die ganze Philiſterwirthſchaft zum Teufel gejagt! Na, und ſchließlich — Sehen Sie 'mal: wenn man nu ſo allmälich alle Oſterien durchgeprobt hat und ſollte denn ſeine Lokalkenntniß nich verwerthen, — fünf Jahre ſtramme Arbeit, lieber Herr! — das wäre doch auch 'n Jammer, nich? Alſo: es giebt ſchon Gründe, hier zu bleiben — Hör 'mal, Ollerchen," unterbrach er ſich, „haſt Du nicht 'n bischen Mortadella oder ſonſt 'was Reelles auf dies ſchlabbrige Frühſtück? Mir is janz pflaumenweich danach im Leibe. Und dazu dieſer Krätzer! Man ſollte garnicht glauben, daß man in Rom iſt! So 'was kommt doch ſonſt blos in der Grüneberger Gegend vor. Na, alſo, wie iſt es?"

Degenhardt entrüſtete ſich. „Warum nicht gar! Eſſen und Trinken den ganzen Tag! Ihr Tagediebe habt genug. Schämen ſolltet ihr euch! Wie iſt das denn überhaupt? Wird heut wieder 'mal nicht gearbeitet? Ihr könntet doch längſt wieder in euren Ateliers ſein. Die Frühſtückspauſe war lang genug. Kriegen thut ihr nichts mehr. Höchſtens 'ne Cigarre. Aber die dürft ihr hier nicht rauchen."

Berwick und Höhnert lachten. „Na, na," machte der Erſtere, „nur immer ſachte, lieber, alter Freund! Komman-

diren läßt ſich die Arbeit nicht beim Künſtler, ſollt' ich meinen. Das iſt Handwerkerſache. Bei uns heißt's: abwarten, bis die Luſt da iſt, — die kommt ganz ungerufen von ſelbſt, — und bis die richtige Stimmung da iſt, denn ohne die wird's ja doch blos 'n Schinken."

„Bei euch kann man wochenlang auf die richtige Stimmung warten," knurrte der Alte. „Genie iſt Fleiß, hat 'mal Einer geſagt. War freilich einer von den Alten, die jetzt überwunden ſind."

„Aber nu bitt' ich euch," warf Max Höhnert ein, „nu haben wir hier 'n neuen Kunſtjünger, — ſollen wir uns denn etwa dieſes unerfahrenen Jünglings nicht annehmen? Das wär' doch ſchmählich. Der muß doch würdig eingeführt werden, das iſt doch geradezu 'ne Pflicht für uns und 'ne Ehrenſache. So'ne Philiſter ſind wir doch nicht, daß wir die Begrüßung eines neuen Kollegen nich feiern ſollten. Ich habe mich d'rauf gefreut, heute Nachmittag zu arbeiten, — aber unter dieſen Umſtänden wär's das reine Verbrechen. Ich verzichte."

„Natürlich," ſtimmte Berwick zu. „Wir haben höhere Pflichten. Und wenn Sie alſo Barbar genug ſind, uns keinen neuen Fiasco zu ſtiften, Degenhardt —"

„Ich halt' keine Oſterie," krächzte der Alte wüthend.

„Na, laß doch," begütigte Höhnert. „Es juckt ihm ſchon wieder in die Fingerſpitzen, daß er pinſeln will. Und ſein Iſttrank zieht Einem ja ſowieſo den Magen zuſammen, daß man drei Tage lang verſchnürt bleibt. Machen wir 'mal ſo'n janz kleinen Nachmittagsbummel zur Verdauung und denn 'ne janz beſchränkte Lokal-

inſpektion. Was meinſt Du? Kollege, ſind Sie mit dem Opfer einverſtanden, das wir Ihnen bringen?"

Hilmar ſah unſchlüſſig aus. „Ich muß Ihnen geſtehen," ſagte er, ſich durch den kurz gehaltenen, ſchwarzen Bart fahrend, — „ich habe ein gewiſſes Fieber nach Arbeit in mir. Wenn man ſchon Jahre ſeines Lebens unnütz vergeudet hat —"

„Na, das legt ſich," tröſtete Höhnert gutmüthig. „Man immer ſachte voran! Haben Sie denn ſchon 'n Atelier?"

„Ich wollte mir gerade eins ſuchen. Ich kam, um den Rath und die Hülfe des Herrn Degenhardt dabei zu erbitten."

„Na, das ſuchen wir Ihnen. Davor ſind wir da. Solche Arbeitsbuden jiebt's ja noch maſſenhaft. Verlaſſen Sie ſich man auf uns! Auch das wird im Lauf des Nachmittags abſolvirt werden. Aber man blos keine Ueberſtürzungen! Zum Arbeiten kommt man immer noch früh genug. Alſo: gehen wir! Es wäre ein Jammer, Gottes liebe Sonne zu verſäumen. Wie iſt es denn mit dem bewußten Glimmſtengel, Oller? 'ne Anfgabe iſt es zwar, Deine Rattenſchwänze zu vertilgen, aber was thut man nicht für Deine ſchönen Augen? Na, und Du, Jochem? Du biſt doch auch wohl der Ueberzeuguug, daß man 'mal fünf gerade ſein laſſen muß? Alle Tage kommt doch kein neuer Kunſtjünger hier in das alte Neſt. Komm' mit, mein Sohn!"

Er ſchlug dem in ſich verſunken Daſitzenden auf die Schulter. Joachim Timm fuhr auf; etwas Glaſiges war jetzt in ſeinen müde herumfahrenden Augen. „Ich weiß

nicht," ſagte er mit heiſer gewordener Stimme, „ich habe eigentlich — Na, das hat Zeit. Ich glaube aber, ich hatte auch eine Verabredung mit — Jedenfalls" — er ſchlug ſich auf die Hoſentaſche — „nein, ich hab' keinen Soldo bei mir."

„Na, was das angeht —" lachte Höhnert. „Das wär' doch auch 's erſte Mal, deshalb zurückzubleiben! Und ſolche Gelegenheit —"

„Als ob ihr Erzfaulpelze und Staatsbummler nicht jeden Tag einen neuen Grund herausfändet, um eure Zeit zu verludern!" brummte Degenhardt dazwiſchen, während er Cigarren herumreichte. „Das iſt der einzige Punkt, in dem ihr euch als Genies erweiſt. Nun macht aber, daß ihr 'raus kommt! Ihr verpeſtet mir hier die Luft. Da habt ihr Zündhölzer! Da ſind die Soldi für Jochem's Nachmittagstrunk! Nun 'raus! 'raus! Und daß ihr mir morgen nicht wiederkommt! Gott befohlen!"

Er drängte Einen nach dem Andern zur Thür hinaus, während die blinde Katze auf ſeiner Schulter ſaß und feindſelig zu fauchen begann. „Gott ſei Dank!" krächzte er hinter ihnen her. „Iſt das 'ne Landplage!"

Nur Hilmar war zurückgeblieben. Den packte der Alte jetzt plötzlich mit ſeinen beiden Händen an den Schultern, wobei er ſich gewaltſam emporrecken mußte, und ſchüttelte ihn hin und her. „Und Sie — Sie nehmen ſich in Acht, verſtehen Sie, junger Mann! Vor Denen da warn' ich Sie nicht; aber vor dem römiſchen Himmel warn' ich Sie. Das iſt 'n gefährlicher Himmel!"

„Weil er ewig blau iſt, nicht wahr?" fragte Hilmar mit einem melancholiſchen Lächeln, „ich begreife."

Aber der Alte krächzte aufgeregt: „Ewig blau? Ja, das iſt 'ne deutſche Phraſe, eine von den tauſend unausrottbaren, die in Deutſchland über Italien cirkuliren, wie denn Deutſchland überhaupt ja ſo recht eigentlich das Vaterland der Phraſe iſt! Ewig blau! Ein fahler, grauer, dunſtiger, ſchwerer Sciroccohimmel, — das iſt der Himmel von Rom. Glauben Sie mir, ich kenn' ihn. Und der entnervt, der ſchläfert ein, der drückt zu Boden, der macht träg' und vergeßlich und durſtig. Es iſt der ſchlimmſte Himmel für einen Künſtler. Nehmen Sie ſich in Acht, junger Mann! Leben Sie wohl!“

Er hatte Hilmar erſt jetzt losgelaſſen. „Ich danke Ihnen,“ ſagte dieſer. „Ich fühle, daß Sie es gut mit mir meinen. Darf ich wiederkommen? Ich habe Sie noch ſo Vieles zu fragen. Und heute —“

„Kommen Sie, ſo oft Sie wollen. Lernen können Sie freilich nichts von mir. Andere Zeiten, andere Menſchen. Ich hab' 'mal 'was gekonnt; heut — heut ſieht mich jeder Lausbub' über die Achſel an. Und das Schlimmſte iſt: er hat Recht. Adieu! Machen Sie, daß Sie fort kommen!“

Er hatte nun auch Hilmar zur Thür hinausgeſchoben. Einen Augenblick ſtand er, wie in Gedanken verloren, und blickte ihm nach. Dann machte er ſich knurrend, huſtend, den Athem mit einem blaſenden Geräuſch ausſtoßend, daran, die Ueberreſte des Frühſtücks nebſt Gläſern und Tellern abzuräumen. Er trug das Alles in den ſchmalen Nebenraum, der zugleich Küche und Schlafzimmer für ihn war und den nie ein fremder Fuß betrat. Es ſah darin aus, wie in einer nie auf-

geräumten Rumpelkammer. Was dort Alles herum lag, ſtand und hing, — Küchengeräthe, Kleidungsſtücke, Malutenſilien, — hätte nur durch eine mehrſtündige Reviſion annähernd feſtgeſtellt werden können. Die mannigfachſten Gerüche erfüllten den Raum.

Degenhardt ging, um das bis zur Erde reichende, ſchmale Fenſter zu öffnen. Er zog ſich dabei den Shawl feſter, obgleich draußen ein ſonnenwarmer Spätherbſttag über den Dächern lag. Man ſtieg hier über zwei Stufen auf eine winzige, durch eine Baluſtrade geſchirmte Terraſſe, die mit blühenden Topfgewächſen und Blattpflanzen beſtellt war. Von hier ging der Blick weit über die Stadt hin. Gerade vor ſich im Weſten traf er auf die Kuppel von Sankt Peter, die ſich machtvoll von dem klar vertieften Aether abhob. Dorthin wandten ſich Degenhardt's Augen mit einem ſeltſam ſchmachtenden Ausdruck; es war, als ob ſie etwas in ſich hineintrinken wollten. Und ſeinen Mund umflirrte dabei ein Lächeln. Lange Zeit ſtand er ſo, unbeweglich, die Katze auf ſeiner Schulter.

Dann ging er zurück, trug ſein Malgeräth nebſt dem angefangenen Bilde, das auf ſeinem Bett gelegen hatte, in das Atelier hinüber und machte ſich an die Arbeit. Vorher verriegelte er von innen die Thür. Immer noch war ein eigenthümlicher Glanz in ſeinen Augen, und um ſeine Mundwinkel irrte ein weltfremdes Lachen. Das halbvollendete Bild, das in der feinen, ſaubern und korrekten Manier des Malers angelegt war, zeigte den Ampelos, welcher den Knaben Bacchos auf den Armen durch einen in üppigſter Traubenflülle prangenden Reb-

lieber Otto!“ fuhr Max Höhnert dazwiſchen, während Berwick's Worte ſich in einem nachdenklichen Seufzen verloren. „Und nu woll'n wir vor allen Dingen 'mal 'n Schlachtplan machen, Kinder! Alſo zuerſt 'n Schwarzen bei Aragno; denn Luft kneipen auf'm Pincio; und nachher 'n ſoliden Oſterienbummel. Man muß beſcheiden anfangen. Sonſt glaubt dieſer neue Kunſtjünger am Ende noch, er iſt hier in 'ne unſolide Bummelblaſe 'reingerathen. Da ſei Gott vor!“

Im Café Aragno am Corſo wimmelte es von Menſchen. Alle Tiſche waren beſetzt, ein lautes Stimmengeſchwirr durchhallte die Räume. Die drei Maler fanden überall Bekannte, mit denen Worte und Händedrücke ausgetauſcht wurden. Hilmar war mindeſtens einem Dutzend Menſchen — Künſtlern, Archäologen, Kaufleuten — vorgeſtellt worden, ehe ſie in dem hinterſten Raume unter den hohen Spiegeln auf der rothen Polſterbank Platz fanden. Man kam auf Degenhardt zu ſprechen. Hilmar gab ſeiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß man in dem Atelier des fleißigen, alten Herrn nirgends Arbeiten von ihm oder Vorbereitungen zu einer Arbeit geſehen habe.

Höhnert lachte. „Ja, ſehen Sie 'mal, das iſt nu ſo 'ne Sache. Der Alte iſt zimperlich, wie'n junger Backfiſch. Wenn Sie vor dem 'mal 'n Ton reden, was man ſo unter Männern redet, — garnichts Schlimmes, wiſſen Sie, — denn wird der Mann roth, wie'n Liebesapfel, vor Verlegenheit. Und Bilder zeigen oder gar Einen ſehn laſſen, was er malt oder wie er malt, — nicht die Rede davon! Lieber beißt er ſich'n kleinen

Finger ab. Wie'n junges Mädchen genirt ſich der. G'rade, als ob's 'ne Schande wär', ſolche Bilder zu malen. Das kommt ihm ſo vor, als ſollt' er ſich zeigen, wenn er noch nicht angezogen is. Ja, das iſt 'ne putzige Kruke! Aber 'ne Seele von'n Menſchen. Solche Menſchen giebt's heute garnicht mehr. Auf den kann man Häuſer bauen, wenn er auch noch ſo ſehr ſchimpft. Laß'n ſchimpfen, — gut ſein muß man dem verrückten Kerl ja doch."

Man ging den Corſo hinauf, der Piazza del Popolo zu. Hilmar erinnerte daran, daß man ein Atelier für ihn habe ſuchen wollen. Aber die Andern wollten jetzt nichts davon hören, dazu ſei immer noch Zeit. „Was wollen Sie denn eigentlich malen?" erkundigte ſich Berwick.

Hilmar fühlte, daß er erröthete. Eine gewiſſe nervöſe Erregung überfiel ihn. „Ich weiß noch nicht," ſagte er, „es ſchwebt mir ſo etwas vor, wie ein Bild, das den Gegenſatz zwiſchen dem alten und dem neuen Rom darſtellen ſoll, — etwas ganz Unbeſtimmtes noch, etwas Nebelhaftes. Aber das wäre doch wohl das Bild, das die Zeit fordert, das liegt hier doch wohl in der Luft. Ich bin ſeit drei Tagen in Rom. Von der Frühe bis in den ſinkenden Abend bin ich durch alle Straßen gelaufen, um ein Stadtbild in mich aufzunehmen. Ich glaube, ich war überall; das Forum, das Koloſſeum, der Palatin, — das Alles iſt gewaltig, feſſelnd, eigenartig, aber das iſt garnicht Rom; und die mächtigen Kuppelkirchen und die herrlichen Cinquecento-Paläſte, — das iſt auch nicht Rom; aber ebenſowenig ſind alle dieſe modernen Stadtviertel mit ihren Hunderten der nüch-

ternſten Kaſernenbauten, welche die frühere Stadt umzingeln, erdrücken und vergewaltigen, Rom. Rom iſt das Alles zuſammen, — eine untrennbare Einheit von dem Allen, ein Konglomerat all' dieſer unvermittelten, unüberbrückbaren Kontraſte, ein Produkt von Jahrtauſenden, die an ihm gebaut und zerſtört haben, wenn ich es anders recht verſtehe. Und dies Rom möcht' ich malen, — unter Anderm. Von dieſem Rom möcht' ich ein Bild machen, ſo prägnant, ſo ſchlagend, ſo wahr, daß Jeder, auch wer nie hier war, ausrufen müßte: Ja, das iſt Rom! So und nur ſo ſieht es aus, kann es ausſehen. Und das wäre dann der große Wurf, nach dem ich lechze."

„Donnerwetter!" ſagte Max Höhnert.

Hilmar hatte die Empfindung, daß er zu ſehr aus ſich herausgegangen ſei. Mitten auf dem menſchenwimmelnden Korſo hatte er plötzlich den Schleier von ſeinem Innern fortgeriſſen. Das war ſonſt ſeine Art nicht.

„Das können Sie doch wohl nur als Allegorie darſtellen," ſagte Berwick mit einem überlegenen Lächeln; „ſagen wir beiſpielsweiſe: eine antike, römiſche Jungfrau, eine vornehme Schönheit im Renaiſſancekoſtüm und eine moderne Halbweltlerin, die Drei in einer Gruppe maleriſch vereinigt auf einer geborſtenen Säulentrommel, mit einem Fernblick in die Campagna, die von den Rieſentrümmern der alten Aquädukte durchzogen wird, während in der Nähe eines zum mittelalterlichen Kaſtell umgewandelten Grabmals der Eilzug vorüberſauſt oder die Bagnoſträflinge einen Erdwall für die neuen Feſtungs-

werke aufwerfen müſſen. Nun, was meinen Sie dazu? Wäre das nicht ſo etwas? Da hätten wir die drei Zeitalter Roms ja hübſch beiſammen.“

Hilmar überflog den Sprecher mit einem erſtaunten Blick; er hatte dem jungen, blaſirten Elegant ſo viel Phantaſie und Verſtändniß kaum zugetraut. Gleich danach aber ſetzte dieſer achſelzuckend hinzu: „Blos daß alle Allegorien von vornherein langweilig ſind, langweilig und unmodern. Das iſt überwundener Kram, Schablone, Konvention. Was ſoll uns das? Wir wollen malen, was iſt, und nichts Anderes. Wir wollen wahr ſein, wahr bis zum Letzten, bis zum Häßlichſten. Das iſt unſere, der Lebenden Aufgabe, unſer Ruhm, — das, was uns übrig geblieben iſt. Malen Sie eine von dieſen modernen Miethskaſernen, groß, rieſengroß, ganz nüchtern, ganz ſchmucklos, wie ſie daſteht unter einem farbloſen Himmel, mit ſechs bis ſieben Stockwerken, vor den Fenſtern die Strickleinen mit Wäſche, und drinnen das ganze Elend, der ganze Schmutz des Proletarierthums, — malen Sie das! Eine Leinwand von drei Metern. Das kann 'n Bild werden, das alle Raphael's mitſammt der ſixtiniſchen Kapelle todtſchlägt! Das Bild der Zeit, das wirklich moderne Kunſtwerk, mit dem man der Welt eine Kunſt erſt giebt! Malen Sie das!“

Er hatte ſich ſo in Eifer geredet und ſo lebhaft zu geſtikuliren begonnen, daß im Gedränge der ſchmalen Straße die Leute ſich nach ihm umblickten. „Dieſer Unſinn!“ ſagte Max Höhnert, an ſeiner langen Cigarre kauend, während ſie jetzt langſam von der obelisken-beſtandenen Piazza del Popolo zwiſchen den geſchmack-

vollen Gartenanlagen zum Pincio emporstiegen, „immer solche Riesenformate! Das kauft nachher ja doch kein Mensch. Was soll Einer denn mit solchen Schinken? Wände, die groß genug dafür sind, hat Keiner in seiner Wohnung und Vergnügen macht so'n Bild doch schließlich auch nicht. Was redst Du dem jungen Mann nu zu solchen Dingen zu? Das ist doch der reine Mord!"

„Opportunist!" erwiderte Berwick verächtlich. „Verkaufen! Ja, wenn das für die Kunst entscheidend wäre! Wir müssen uns das Publikum erst erziehen, erst bilden, erst reif machen für die moderne Kunst Jetzt stehen sie noch alle da, wie die Ochsen am Berge. Sie haben Angst, sie sind unsicher, sie sehen sich scheu an und wissen nicht, was sie aus dem Neuen eigentlich machen sollen, das da vor ihnen plötzlich aufsteigt, wie die Pallas aus dem Jupiterkopf. Laß sie nur! Ihre Verwirrung ist der erste Schritt zur Erkenntniß. Wir müssen sie überrumpeln. Sie müssen lernen, den Muth haben, sich zu dem zu bekennen, was so ganz anders ist, als früher. Jetzt fürchten sie sich blos noch Einer vor dem Andern. Das ist doch nicht schön, was sie da sehen, das können sie doch unmöglich hübsch finden. Sie werden lernen, daß es gar nicht darauf ankommt, ob etwas schön ist, daß die Kunst gar nicht da ist für höhere Töchterinstitute und für Holzschnitte in Familienjournalen, daß es gar kein Schön und Häßlich in der Kunst giebt, sondern nur ein Wahr und Unwahr, daß sie die Kunst bisher zum Spielzeug und zur Kurzweil degradirt gehabt haben, während sie das vornehmste aller Kulturelemente in der Welt ist. Und dann werden sie sich

ſchämen und werden kaufen, — je häßlicher die Wahrheit iſt, deſto mehr. In fünfzig Jahren wird das Kunſtverſtändniß ſoweit herangebildet ſein, daß man überhaupt nicht mehr begreifen wird, wie man je ein ſogenanntes ſchönes Bild anſehen konnte, ohne Neigung zur Seekrankheit zu ſpüren. Und dann wird die Zeit für die *modernen* Raphael's kommen!"

„Soll mich wundern," ſagte Höhnert trocken.

Und Hilmar fiel ein: „Sie haben vielleicht in Manchem recht. Nur weiß ich nicht, weshalb die Wahrheit unbedingt immer häßlich ſein ſoll. Das Schöne iſt doch genau ebenſo wahr und ebenſo wirklich, es iſt doch vorhanden, ich greif' es, ich ſeh' es doch. Weshalb ſoll ich es nicht auch malen? Und die Augen der Menſchen ſind ja verſchieden geartet. Manche ſehen des Schönen mehr und das Schöne deutlicher, als Andere. Soll nicht Jeder das Recht haben, die Welt — oder das, was er in der Welt ſieht, — genau ſo zu malen, *wie* er es ſieht, ſelbſt wenn es ſchön ſein ſollte? Sie wollen die Schablone aus der Welt der Kunſt vertreiben, aber wieder durch eine andere Schablone erſetzen. Laſſen Sie doch jeder Individualität freieſten Spielraum! Auch für Raphael war das die Wahrheit, was er malte."

Aber Otto Berwick wollte keinen Einwand hören. Sie hatten jetzt die Pincio-Terraſſe erreicht, und er ſtellte ſich vor die Brüſtung, um auf das machtvolle Stadtbild hinunterzudeuten, das hier mit Kuppeln und Thürmen glanzgebadet zu ihren Füßen lag. Man gewahrte von hier die neuen Stadttheile, die ſich jenſeits des unlängſt vollendeten Ponte Margherita in gerader Linie ſowie von

rechts her wie mit Polypenarmen gegen den Vatikan ausstreckten und ihn, wie das alte Rom überhaupt, in ihrer tödtlichen Umarmung zu erdrücken drohten. Grell und aufdringlich, in beleidigender Nüchternheit hoben sich diese riesigen, gleichförmigen Menschenkäfige, zum Theil noch unvollendet und aus hundert leeren Fensterhöhlen herüberglotzend, von dem wolkenlosen Himmel ab. „Sehen Sie," rief Berwick enthusiastisch, „das ist ein Anblick, bei dem mir das Herz aufgeht. Das ist der Sieg des Modernen. Ersticken muß man sie, die süßliche Verlogenheit und den schwelgerischen Farbenprunk von ehemals. Fort mit dem Theaterplunder! Die unerbittliche, nackte, kahle Wirklichkeit hält ihren Einzug, und die ganze vatikanische Lüge geht zum Teufel."

„Ist aber 'n verflucht öder Kasernenstil, der moderne," meinte Höhnert.

„Um so besser," beharrte Berwick. „Je nüchterner, desto wirksamer. Das ist die Reaktion. Nichts mehr von Weihrauchnebeln, von Heiligenscheinen und Engelsköpfen! Wahrheit, kalte, grausame, häßliche Wahrheit. Das ist die Devise der Zeit. Und in diesem Zeichen werden wir siegen!"

Joachim Timm hatte bisher kein Wort gesprochen, obgleich ihm Max Höhnert ein paar Mal auf die Schulter geschlagen und zugerufen hatte: „Na, sag' auch 'mal 'n Ton, Jochem!" Unablässig qualmte er vor sich hin, und ein düsterer, verbissener Zug prägte sich in seinem Gesicht aus, während er scheinbar theilnahmlos mit den Anderen dahinschritt. Jetzt stemmte er plötzlich seinen plumpen Fuß gegen die Balustrade und drohte mit der Faust

gegen die bläulich ſchimmernde Peterskuppel hin. „Ja, nieder mit dem Vatikan!“ ſtieß er aus, und ein fanatiſches Feuer glühte in ſeinen tiefliegenden Augen auf. „Das iſt das Sinnbild der Vergangenheit, welche die Gegenwart erdrückt! Die Kunſt von geſtern, die muß erſt vertilgt werden, ehe die Kunſt von heute aufleben kann. Die liegt auf uns, wie ein Alp. Eh' wir ſie nicht gewaltſam von uns abgeſchüttelt haben, fehlt es uns an Licht und Luft und Raum, um zu athmen. Die traditionelle Bewunderung vor den Alten, dies ſtereotype Nachbeten der kritikloſen Devotion vor Allem, was aus der ſogenannten Blüthezeit der Kunſt ſtammt, — das richtet uns zu Grunde, das hemmt jeden Aufſchwung, das ertödtet jede Eigenart. Mit tauſend anerzogenen Vorurtheilen, tauſend eingelernten, durch und durch hohlen Axiomen tritt man an die neue Kunſt heran, verbildet, ausgerenkt, von vornherein überzeugt, daß ja heute doch nie etwas mehr geſchaffen werden kann, was jenem Erhabenen das Waſſer reichte, und daß die elendeſte Kopie eines Tizian oder van Dyck tauſendfach mehr werth iſt, als jedes Bild eines Lebenden. Und dabei ſoll dann die neue Kunſt gedeihen und der Künſtler leben und wirken können! Feuer in den Vatikan, ſag' ich; eher wird es nicht beſſer. Von vorn anfangen müſſen wir, mit unbefangenen Augen muß man die Kunſt betrachten lernen! Monumente, Ruinen und Paläſte haben ſie niedergeriſſen, ganze Stadtviertel zerſtört, um neue Straßenzüge zu ſchaffen, um einem neuen Geſchlecht geſunde Luft zuzuführen, die ihm von der Vergangenheit geraubt und verengt wurde. Nun aber auch noch einen

Schritt weiter! Nun auch Luft und Gesundheit schaffen für die neue Kunst! Nieder mit allen Galerien! Aus dem Wege räumen die Ueberbleibsel der Vergangenheit! Feuer in den Vatikan!"

Hilmar war sich nicht klar darüber, ob der wunderliche Mensch da im Ernst rede, aber seine Mienen, Blicke und Geberden schienen es zu bestätigen. Mit flammenden Augen wollte er, einmal im Zuge, offenbar noch weiter reden, aber der dicke Max ließ es nicht mehr dazu kommen. „Kinderchens," sagte er, seinen Arm unter den Joachim's schiebend und den leicht Widerstrebenden mit sich fortziehend, „so geht das nu nich weiter. Nu wollen wir 'n bischen bummeln und einen vernünftigen Ton reden!"

Sie wandten sich und bogen in einen der büstenumsäumten Wege ein. In allen Gängen herrschte reges Leben und Treiben. Vorn auf dem breiten Platz spielte eine Militärkapelle, und die vor dem Orchester aufgestaute Menge forderte durch stürmisches Händeklatschen die Wiederholung des Intermezzo aus der „Cavalleria rusticana," das man eben gespielt hatte. Selbst von den vornehmen Damen, die in ihren Karossen auf dem Fahrweg hielten, schlugen manche die behandschuhten Finger zusammen. Zwischen den Blumenboskets, den von exotischen Bäumen bestandenen Rasenplätzen und unter den Steineichen wogte eine bunte Gesellschaft. Die Vertreter aller Klassen und Stände schoben sich hier aneinander vorüber. Besonders zahlreich waren die Priesterseminare erschienen, deren Zöglinge in ihren farbigen Talaren in langem Zuge die Laubgänge erfüllten

oder auf den Marmorsitzen, wie grelle Farbenflecke, im Grün, kauerten. In der großen Kastanienallee, die sich schon zu entlauben begann, sah es aus, wie in einem Kindergarten; man hörte hier mehr deutsch als italienisch sprechen von all' den Bonnen und Gouvernanten, welche die Bänke besetzt hielten. Nur hin und wieder wandelte eine stattliche Amme in der malerischen Tracht der Berge zwischen den jauchzenden Kinderschaaren hin. In den Hauptalleen sprengten die Reiter vorüber und trabten hintereinander im ewigen Kreislauf die Wagen. Vorn grüßte durch das hängende Gezweig die leuchtende Peterskuppel herüber, wie das unverwischbare Wahrzeichen Roms, rückwärts dehnte sich das Wipfelmeer der Villa Borghese, zur Rechten auch schon eingeengt durch die Miethskasernen der neuen Aera. Und über alledem gluthete die römische Herbstsonne.

Die Maler fanden beim langsamen Durchschlendern der Gartenwege auf Schritt und Tritt Bekannte. Man blieb stehen, um zu schwatzen, man machte Hilmar auf diesen und jenen aufmerksam, der vorüberkam, man fand Stoff zu allerlei Glossen und Berichten. Die zahlreich vertretenen Engländer in ihren abenteuerlichen Touristenkostümen erregten vor Allem Max Höhnert's Heiterkeit; er sprühte von ironischen Berliner Witzen. Vor einem Landauer, der in der Nähe des Kaffeehauses hielt, verneigte er sich aber, ebenso wie seine Begleiter, mit einer Devotion, die Hilmar auffiel. Der kleine, kahlköpfige und bartlose Herr mit gewaltiger Habichtsnase und blinzelnden, klugen Aeuglein, der neben einer umfangreichen, halslosen, ganz in Tüchern und Schleiern verschwindenden

Dame den Vordersitz des Wagens einnahm, hatte nur mit einer gewissen, herablassenden Bonhommie den Gruß der Maler erwidert, während die Dame denselben überhaupt nicht beachtete.

„Wer ist das?“ fragte Hilmar, als sie weitergingen.

„Banquier Herloßsohn aus Chicago,“ erwiderte Max Höhnert, irgendeinen, sicher nicht schmeichelhaften Beisatz zwischen seinen Zähnen zerbeißend.

Und Berwick fügte hinzu: „Recte Schweinehändler. Sehen Sie sich den genau an, verehrter Kollege! Das ist eine gewichtige Persönlichkeit. Das ist der Mäcen von Rom! Sie können ihn dreist so in's Gesicht nennen, er hört das gern. Und vor dem schweifwedeln wir Alle um die Wette, vor dem machen wir Einer immer den Andern schlecht. Was wollen Sie? Man will leben. Und der Mann kauft Bilder, was sagen Sie dazu? Moderne Bilder! Und sogar von Deutschen! Muß man ihm da nicht Alles verzeihen? Ganz abgesehen von seinen großen Abfütterungen, wo er uns alle in Parade vorführt, wie ein Souverän seine Garde vor einem fürstlichen Besucher. Was bedeutet es daneben, daß er nicht richtig deutsch spricht, — er ist ja ein Ausländer sozusagen! — und von der Kunst mehr versteht, als wir Alle zusammen? Dazu hat er ja das Geld. Man schlachtet doch nicht umsonst dreißig Jahre lang da drüben Schweine en gros! Ist übrigens beileibe nicht zu verwechseln mit dem vornehmen, englischen Juden hier, dessen Londoner Bildergalerie ja eine Berühmtheit ist.“

Der Sprecher unterbrach sich, weil eben jetzt ein offener Zweispänner an ihnen vorüberrollte und Max

Höhnert abermals ſtehen geblieben war, um ſeinen mächtigen, grauen Schlapphut vor den Inſaſſinnen deſſelben zu ſchwenken. Es waren zwei Damen, die ſich mit freundlichem Lächeln gegen ihn verneigten, während er ſelber wie verzaubert daſtand und ihnen mit hochrothem Geſicht, ſtrahlenden Auges nachblickte. Die jüngere der Beiden war eine auffallende Schönheit. Sie mochte nicht mehr in der erſten Jugendblüthe ſtehen, aber ihre zur Fülle neigende Reife war von weicher Anmuth. Goldblondes Haar umkrauſte einen Frauenkopf von vollendeter Bildung. Hilmar war es, als ob ihn die großen, leuchtenden Blauaugen einer Pallas angeblickt hätten. Aber die ganze flüchtig vorübergewehte Erſcheinung erinnerte ihn doch noch an etwas Anderes.

„Das iſt ja Tizian's Tochter," ſagte er plötzlich, ſich beſinnend.

„Haben Andre auch ſchon geſagt," brummte der dicke Max und ging weiter.

„Nicht d'ran rühren!" ſagte Berwick, der Hilmar mit den Augen zuzwinkerte. „Hier iſt die Stelle, wo unſer Max ſterblich iſt. Die Dame iſt übrigens eine Baronin Holmen mit ihrer Tochter aus Eſthland. Sie ſoll jeden Tag durchſchnittlich einen Heirathsantrag bekommen, ſagt man. Was wollen Sie? Es giebt ſo merkwürdig viele Duca's und Principe's in Rom, die von ihren Revenüen ihren Riſotto täglich nicht bezahlen können. Und die plattfüßigen Miſſes, die ſonſt gemeiniglich zur Vergoldung dieſer verroſteten Wappenſchilder verwandt werden, ſind doch gar zu reizlos — Was haſt Du denn, Jochem?"

Joachim Timm, der wieder ſchweigend und in ſich

gekehrt an der Wanderung ſich betheiligt hatte, machte plötzlich Miene, mit einem Satz zur Seite zu ſpringen, um ſich hinter einem Bosket von Datura-Sträuchern zu verſtecken, deren rieſige, weiße Blüthen in üppiger Fülle niederhingen. Dann aber ſchien er ſich eines Andern zu beſinnen und trat mit trotzig-entſchloſſener Miene einem Herrn entgegen, der mit allen Zeichen der Erregung quer über den Raſenplatz von der Seitenallee her auf ihn zuſchritt. Es war ein Mann in mittleren Jahren, mit ſtechenden Augen und einem dicken, ſchwarzen Schnurrbart, der ihm martialiſch bis faſt zu den Augenwinkeln hinaufreichte. Seine Kleidung war von einer gewiſſen ſchäbigen Eleganz, ſeine Haltung die eines Militärs; ein kalter, hämiſcher Zug lag um ſeine Lippenränder. Das etwas vorſtehende Kinn bebte ihm, als er, lebhaft mit dem Arm fuchtelnd, mit Joachim Timm zuſammenſtieß und auf ihn einzureden begann.

Die Andern hörten nicht, was er ſprach. Auch was Joachim achſelzuckend zwiſchen den Zähnen hindurch entgegnete, konnten oder wollten ſie im langſamen Weiterſchreiten nicht auffangen. Nur der Blick voll tödtlichen Haſſes, der einmal ſekundenlang unter den Wimpern des Malers aufzuckte, war ihnen nicht entgangen. „Was giebt's denn ſchon wieder mit dem?“ fragte Max. „Der iſt ja hölliſch fuchtig.“

Berwick zuckte die Schultern. „Was wird's ſein? Jochem wird ihm wohl verſprochen haben, heute Nachmittag zu malen, und nun findet er ihn hier. So macht er's ja immer.“

Zu Hilmar gewandt, ſetzte er hinzu: „Das iſt näm-

lich auch so eine Art Mäcen, müssen Sie wissen. Ein lieber Landsmann. Was er schon Alles in seinem Leben gewesen ist, weiß ich nicht, hunderterlei jedenfalls. Ursprünglich war er Offizier. Neuerdings ist er Kunsthändler. Er hält mindestens ein Dutzend bettelarmer Künstler, die soweit heruntergekommen sind, daß sie sich ihre Leinwand zum Malen nicht mehr bezahlen können, in der Hand, der Blutsauger. Eine famose Witterung hat er, wenn's mit Einem soweit ist, ganz gleich, zu welcher Nation er gehört. Und dann leistet er Vorschüsse und ertheilt seine Aufträge. Ein großmüthiger Helfer in der Noth, nicht wahr? Allen Hungernden schafft er Brod. Aber was das für ein Bettelbrod ist, davon hat man anderswo, als in Rom, überhaupt keine Ahnung; und was sie dafür frohnden müssen, diese weißen Sklaven! Nicht nur was sie malen sollen, wird ihnen vorgeschrieben, — lauter verkäufliche Waare für reisende Engländer, verstehen Sie! — sondern auch die Zeit, bis zu der das Werk fertig sein muß. Es ist Akkordarbeit." Er spuckte aus. „Und das bläht und brüstet sich noch mit seinem Wohlthun, denn der Mann da ist ein frommer Mann, verstehen Sie, und steckt dann die Quattrini in den Sack. Na, mit Jochem hat er übrigens seine liebe Noth. Der verspricht Alles und hält nichts. Und dabei geht ihm das Wasser längst bis an die Kehle. Wenn der alte Degenhardt nicht wäre, könnt' er sich nur an irgendeine Kirchenthür setzen. Denn Unsereiner" —

Er brach ab, weil Joachim zurückkam. Anscheinend gleichmüthig, aber man sah seinem fahlen Gesicht die Erregung an, die in ihm kochte. „Nächstens kommen die

Beduinen her," ſagte er zwiſchen den Zähnen hindurch, „da will ich ſehen, ob ſie mich nicht brauchen können, um ihnen den Wüſten-Hintergrund und die Palmen-Couliſſen zu malen. Jede Anſtreicher-Arbeit iſt mir lieber, als dies — dies! Und dann immer noch einen frommen Augenaufſchlag und ein paar Bibelſprüche im Munde! Ein Rettungswerk glaubt er zu thun. So eine Art Beſſerungsanſtalt für verwahrloſte Künſtler hat er errichtet. Und daraufhin will er dereinſt in's Himmelreich eingehen!" Er tauchte ſeine Hände in das Fontainenbecken, an dem ſie vorüberkamen. „Man hat immer das Gefühl, daß man ſich waſchen muß, wenn man ihm die feine Ariſtokratenhand gedrückt hat! Aber nun einen guten Tropfen, Max! Ich muß etwas hinunterſpülen, verſtehſt Du. Sonſt packt mich der Ekel. Und was laufen wir überhaupt hier unter all' dieſen langweiligen Maulaffen herum? Das iſt ja fade!"

„Haſt Recht," erwiderte Höhnert. „Gehen wir! Ich hab' auch Durſt bekommen."

Sie ſtiegen hinab und wanderten zur Porta del Popolo hinaus die Via Flaminia entlang. Dem Caſino Papa Giulio gegenüber, das ſich, heute als Heuſchober und Wirthſchaftsgebäude benutzt, fremdartig-verwunderlich unter all' den ſchmuckloſen Proletarierhäuſern der geradlinigen Gaſſe heraushob, war eine Oſterie mit weitgedehntem, verwilderten Garten. Hier ließen ſie ſich auf den Holzbänken unter einem uralten, breitwipfligen Lorbeerbaum nieder. Sie fanden dort noch andere Bekannte und wieder Andere trafen nach ihnen ein; denn Max Höhnert hatte ſowohl im Kaffeehauſe wie auf dem Pincio jeden

dem er die Hand zur Begrüßung ſchüttelte, bedeutungsvoll als Loſungswort für den Tag den Namen der Oſterie zugeraunt. So war bald eine größere Geſellſchaft beiſammen und die Literflaſchen auf dem langen Holztiſche mehrten ſich.

Hilmar wäre am Liebſten gegangen. Er hatte den dicken Max zum zweiten Mal daran erinnert, daß er vor Allem ein Atelier ſuchen müſſe und nicht eher Ruhe und Stimmung zu einem behaglichen Trunk habe. Aber Max Höhnert ſchlug ſich dröhnend auf die Bruſt und erklärte, was er verſprochen habe, das habe er verſprochen, und er würde heute nicht eher zu Bett gehen, bis er dem neuen Kunſtjünger ein Atelier verſchafft habe und zwar ein beſonders feines. Hilmar begriff, daß dieſer Troſt ſchwach ſei, da der Dicke heute vermuthlich überhaupt nicht in's Bett zu kommen gedenke, aber er mochte den gutmüthigen Geſellen nicht erzürnen und blieb. Intereſſant war ihm die Geſellſchaft überdies, die ſich hier bei dem weißen Marino zuſammengefunden hatte, der Trunk war gut und die Umgebung jetzt, da die raſch einfallende Dämmerung den Garten überwebte und in der linden Luft die Kerzen auf dem Tiſche kaum flackerten, während am blauen Himmel die erſten Sterne flimmerten, von eigenartigem Reiz. Ein weiches, wohliges Gefühl des Müdeſeins überkam ihn. Faſt wäre ihm ſelber die Zunge gelöſt worden, wenn er nicht zuviel von Anderen hätte hören müſſen; ſogar das bohrende Denken an ſein Bild verließ ihn allmälich dabei.

Da war der Münchener Hans Moosbrunner, der ihm vertraute, daß er „nur amol für a Winter" in Rom ſei, blos um ſo „dös Nothwendigſte" zu malen, was doch nun

einmal dazugehöre: „a Stückl Campagna bei Sonnenuntergang," „a Blickl auf'n Peter" und „a ganz a bisserl Parkinterieur mit allerlei Säulenstümpf' und verwitterte Venussen"; nachher könnt' man dann schon weiter bis Capri, wo's auch drei, vier „ganz unerläßliche Motiven" gäb', denn zu mehr würd's nicht reichen, weil der Wein gar so gut und das Leben gar so angenehm sei.

Dann wieder lernte Hilmar den feinen, gezierten Rheinländer Jaques Bachler kennen, der das Profil und den Bart eines Ziegenbocks hatte und mit geheimnißvoller Stimme in den gewähltesten Ausdrücken das trivialste Zeug über die „entzückenden Reize" Roms vorbrachte; den derb und knotig ausschauenden Bildhauer Stinding, der nie ein Wort sprach, sondern immer nur mit aufgestemmten Armen dasaß, rauchte, trank und müde in's Leere blinzelte, während im Stillen seine schöpferische Phantasie, der schon Meisterwerke ersten Ranges entsprungen waren, unablässig thätig war; den Aquarellisten Ernst Wünsch, der seit zehn Jahren immer dieselben drei Motive in allen Formaten malte, — man behauptete: er habe immer gleich ein halbes Dutzend Aquarelle in Arbeit, um mit der Farbe sparen zu können, und arbeite ebenso sicher in der Dunkelheit, wie beim Tageslicht; — den völlig italienisirten Edmondo Fisch, genannt Pesce, der ein sonderbares Gemisch von verschiedenen, deutschen Dialekten und echtem Campagnolen-Römisch kauderwälschte, auf alle Kultur schimpfte, noch nie ein Bild fertig gemalt hatte, nie reine Wäsche trug und oft wochenlang in den Maremmen hauste, ohne je das Fieber zu bekommen, weil er angeblich ein Geheimmittel dagegen besaß; und noch viele Andere.

Auch ein paar weibliche Wesen waren gekommen. Die Eine trug eine goldgeränderte Brille, hatte schwarze Korkzieherlocken und galt als die böseste Zunge in der ganzen deutschen Kolonie von Rom. Da sie lange Jahre als Erzieherin in England thätig gewesen war, liebte sie es, mit englischen Brocken um sich zu werfen, hatte in Allem englische Sitten angenommen und rühmte sich der Bekanntschaft mit den ersten Familien. Dabei wohnte sie in einer Dachkammer sieben Treppen hoch und ernährte sich durch Korrespondenzen für ein Dutzend kleiner, englischer und deutscher Blätter, die sie mit dem Klatsch der Künstler- und Fremden-Kreise sowie mit den „Vermischten Nachrichten" aus dem „Messaggero" versorgte. Hin und wieder wurde sie durch den Spott der römischen Blätter wegen ihrer schon berüchtigt gewordenen Sensationsnachrichten in Harnisch gebracht.

Die andere galt als ihre erbitterte Rivalin, nicht nur in der Schwärmerei für den schönen Bildhauer Karl Hellwig, — als dessen zwei Grazien sie bezeichnet wurden, während die dritte „leider ausgeblieben," — sondern auch in der Sucht, bedeutend zu erscheinen und eine Rolle zu spielen. Vor der Welt gaben sich die Beiden übrigens als die besten Freundinnen. Während Valeska Weinhardt — genannt „die Miß" — in der That über eine Reihe von Blättern verfügte, so obskur dieselben auch sein mochten, hüllte sich Rosa Tanner's schriftstellerische Wirksamkeit in ziemlich geheimnißvolles Dunkel. Sie war die berüchtigtste Atelier-Hyäne von Rom. Man behauptete, sie besitze nur eine Schlafstelle, weil sie tagsüber immer in den Ateliers hospitirte und ihre Abende in den Künstlerkneipen zu-

brachte, wo ſie — außer auf anderer Leute Koſten — immer ſehr wenig verzehrte, aber ſehr viel ſprach. Die Künſtler aller Nationen kannten ſie. Bei den fremden ſtand ſie in einem gewiſſen, gefürchteten Anſehen, weil ſie ſich als berufsmäßige Kunſtſchriftſtellerin ausgab und angeblich für die erſten deutſchen Fachzeitſchriften Berichte lieferte, die aber niemals Jemand zu ſehen bekam. Die deutſchen trieben nur ihren Scherz mit ihr. An äußeren Reizen ſtand ſie ihrer Nebenbuhlerin noch nach; ihr ſommerſproſſiges Geſicht mit der aufgeworfenen Naſe und den glitzernden Schlitzaugen erinnerte an ein mißglücktes Satyrgeſicht, während die Miß nur einer dürren, gealterten Gouvernante ähnelte, wie ſie in Luſtſpielen auf den Brettern zu erſcheinen pflegen. Dagegen hegte „Röschen“ noch unverkennbare Heirathsabſichten, welche die Andere für shocking hielt. Merkwürdiger Weiſe ſtammte Röschen aus einer angeſehenen Familie. Manche hielten ſie ſogar für reich und geizig; die Miß war die Tochter eines Dorfküſters. Beide Damen galten als typiſche Vertreterinnen jenes Schwarmes von alten Jungfern, ohne den das heutige römiſche Leben überhaupt nicht wohl denkbar iſt, der ebenſo durch Schöngeiſterei wie durch die Sucht nach einem ſpäten Eheglück — ſei es auch mit einem völlig herabgekommenen Künſtler oder mit einem kleinen, italieniſchen Impiegato — ſich hervorthut und jedenfalls die Ungezwungenheit des Verkehrs mit der Männerwelt nicht gerade als den kleinſten Vorzug des römiſchen Lebens anſieht.

Alle dieſe Menſchen, für die immer ein Tiſch nach dem andern herangeſchoben werden mußte, ſah und hörte

Hilmar, ſie traten an ihn heran, begrüßten ihn mit formloſer Freundlichkeit und betrachteten ihn als dazu gehörig. Vor alledem, was man zu ihm redete und womit man ihn in den Kreis einführen wollte, der ſich heute hier gebildet hatte und ſo ziemlich jeden Tag irgendwo von Neuem bildete, kam er ſelber kaum dazu, ein Wort zu ſprechen. Das erwartete man aber auch nicht und ihm ſelbſt war nicht darum zu thun. Was er an Geſprächen auffing, die um ihn her geführt wurden und die mit der Zahl der Literflaſchen auf den Tiſchen an Lebhaftigkeit zunahmen, beſchäftigte ihn, der hier in eine ganz neue Welt blickte, genugſam, um ihn von den eigenen Gedanken abzulenken. Er ſelbſt trank wenig. Er athmete nur hin und wieder in vollen Zügen die laue Nachtluft. Es war jetzt ganz dunkel geworden, der Himmel mit tauſend Sternen überſät. Ein paar Fledermäuſe ſchwirrten mit weichen Flügeln zu ſeinen Häupten.

In ſeiner Nähe hatte der Korreſpondent eines ſüddeutſchen Blattes, ein etwas trocken und ſchulmeiſterlich dreinblickender Herr, eben angefangen, ſeinem Berliner Kollegen ,einem kleinen, bebrillten Blondkopf, klarzumachen, daß es nichts Unſinnigeres geben könne, als das ewige Gezeter der Blätter über die ſogenannte „Zerſtörung Roms.“ Er dozirte ihm nicht nur die Nothwendigkeit einer derartigen Entwickelung der Stadt, wofür er genau zweiundzwanzig Gründe anzuführen hatte, ſondern kam auch zu dem Schluß, daß Rom ſeither erſt eine bewohnbare Stadt geworden ſei und ſogar ſich für jeden empfänglichen Geiſt jetzt ſchöner — im wahrſten Sinne des Wortes ſchöner — repräſentire, als früher. Darüber

gerieth der Blonde außer sich. Obgleich er das päpstliche Rom nicht mehr gekannt hatte, schwärmte er für jede malerische Einzelheit darin, die jetzt den modernen Barbaren zum Opfer gefallen sei; er kannte sie alle, zählte sie an den Fingern her, citirte Gregorovius und wurde sentimental, wenn er von der unwiederbringlich verlorenen Herrlichkeit Roms sprach.

„Und das will der Vertreter eines großen Fortschrittsorgans sein!“ höhnte der Andere, der in breitem, schwäbischen Dialekt sprach und immer den Finger dabei an die Nase legte.

„Und Sie,“ schrie der Blonde, „Sie wollen ein klassisch gebildeter Mensch sein? Sie haben Philologie studirt? Sie sind ein Landsmann Schiller's? Schämen sollten Sie sich, Herr! Glauben Sie denn, Schiller hätte gesungen:

„Besser doch, als wir in unsrem Norden,
Lebt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er schaut das ewig-einz'ge Rom,“ —

wenn er da oben im Quartier Ludovisi gewohnt hätte? Wenn er dies verhunzte Rom gekannt hätte, diesen Tempel, aus dem sie eine Mördergrube gemacht haben? Ja? Glauben Sie das? Oder können Sie sich Goethe in dieser Karrikatur von einem Rom noch vorstellen, seine „Italienische Reise“ noch verstehen? Dann können Sie mehr, als ich! Gesunder soll es sein? Ich möchte lieber im früheren Rom krank sein, als im heutigen gesund. Und krank vor Aerger wird man hier ohnedies alle Tage.“

Der Schwabe fing wieder an zu erläutern, daß gerade die Kontraste zwischen dem modernen Rom und den

Ueberreſten der Vergangenheit heute viel ſchroffer und deshalb ſtimmungmehrender ſeien; Rom werde jeden Tag dadurch intereſſanter. Selbſt die rieſigen Quaimauern des Tiber, die ſich ſtatt der verfallenen, ſchmutzigen Ufer jetzt wie ein weißes, ſchimmerndes Band durch die ganze Stadt ſchlängelten, ſeien von unſchätzbarem, maleriſchen Reiz. Da aber wurde es dem kleinen Hitzkopf mit der Brille zu ſtark. Er ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Gläſer tanzten. „Wollen Sie mich uzen, Herr?“ rief er heiſer. „Das iſt Tuſch, verſtehen Sie! Ueber Politik ſtreit' ich nicht mit Ihnen, das iſt ausgemacht, die Streitaxt iſt begraben. Aber wenn Sie denken, mir deshalb ſo etwas bieten zu können“ —

Man hatte Mühe, ihn zu beruhigen. Nach einem halben Liter war er immer in Kampfesſtimmung, und ſobald der zweite angebrochen war, erließ er gewöhnlich eine Säbelforderung auf Grund einer tödtlichen Beleidigung, die man ihm angeblich zugefügt hatte, von der aber meiſtens Niemand etwas wußte. Erſt beim dritten Halben wurde er wieder verſöhnlich geſtimmt, und von da an fing die Periode weicher Schwärmerei bei ihm an. Uebrigens galt er als einer der gutherzigſten Menſchen, und Alle hatten ihn gern.

Der lange Schwabe hatte ſich an Hilmar gewandt. „Sie ſollen den Ausſchlag geben,“ ſagte er, ſeinen ſpitzen Kinnbart drehend, in ſeiner unerſchütterlichen Trockenheit, der auch der Wein niemals Abbruch that. „Sie ſind mit friſchen, unbefangenen Augen hierhergekommen. Ihr Urtheil iſt noch nicht getrübt. Was halten Sie von dieſem armen, zerſtörten Rom?“

„Ich halte Roms Moderniſirung für eine unabweisbare Nothwendigkeit," entgegnete Hilmar, „aber für eine traurige. Ich begreife, daß man die Hauptſtadt des modernen Italiens nicht in ihrem mittelalterlich zurückgebliebenen Zuſtande ſpeziell für Maler und Poeten konſerviren konnte; trotzdem" —

Er konnte ſeinen Satz nicht beendigen, denn der kleine, blonde Journaliſt war aufgeſprungen und hatte ihn in die Arme geſchloſſen. „Sie ſind mein Mann," rief er in gerührtem Ton, „Sie — nein, nicht Sie, — das iſt banal, das entſpricht dem modernen Nivellirungsſyſtem, dem auch unſer göttliches Rom erliegt, — Du, Du — Du biſt mein Mann, — höre, Du biſt ein famoſer Kerl, — wie heißt Du doch gleich?"

„Hilmar Berndt."

„Und ich Günther Dahlmann. Und jetzt trinken wir Brüderſchaft, nicht wahr? Denn wir ſind Brüder, — Geſinnungsgenoſſen ſind wir, das iſt mehr, als Blutsverwandtſchaft — Und den da, den ſchwäbiſchen Schulmeiſter, den nennen wir Beide „Sie" bis an unſer Lebensende. Der iſt uns ein Fremder, der Bewohner eines anderen Welttheils iſt er uns — Dein Glas her Bruder!" Und ſie tranken wirklich Brüderſchaft.

Dann wogte das Geſpräch an den Tiſchen hin und her; ein wandernder Mandolinſpieler erſchien und Edmondo Fiſch ſang unter ſeiner Begleitung allerlei Volkslieder der Campagnolen, bei deren einigen die Miß ſich die Ohren zuhielt, während Röschen mit glitzernden Augen geſpannt zuhörte, dabei aber mehrfach verſicherte, daß ſie kein Wort von dem Dialekt verſtehe. Dabei

wurde viel Wein getrunken, der Cigarrenrauch wölkte sich über den Köpfen der Anwesenden und die Stimmung wurde immer animirter. Otto Berwick erzählte zuletzt Anekdoten, welche die Miß veranlaßten, ihren Platz zu wechseln.

Nur Max Höhnert war nicht ganz zufrieden. Eine Zeit lang hatte er geschlafen; dann aber erklärte er, sich ermunternd, daß das gar kein „Osterienbummel" sei, wenn man hier wie angemauert sitzen bleibe, und daß man, wenn es nach ihm gegangen wäre, jeden neuen Liter in einem neuen Lokal getrunken haben würde. Als dann angeregt wurde, man solle sich allmälich auf den Heimweg machen, zumal die Nachtluft nicht mehr gesund sei hier draußen in der Vigne, wurde er grob. Er gebrauchte Ausdrücke, welche die Miß empörten; diese Philisterei, die neuerlich einrisse, wäre eine wahre Gemeinheit; warum säße man nicht schon lange in der Stadt bei Pasquale oder sonstwo? jetzt brächten ihn keine zehn Pferde mehr weg, es sei ein ungemüthlicher Abend und Aehnliches. Zuletzt ließ er sich unter dem Versprechen, daß man noch in der „Goldkneipe" in Via della Croce einkehren wolle, doch zum Mitgehen bewegen, und man brach auf. Man war darüber einig, daß der dicke Max, weil er geschlafen, zu wenig getrunken hatte. Dann trat immer eine Uebergangszeit bei ihm ein, wo er ungemüthlich wurde, bis er seine menschenfreundliche Jovialität beim nächsten Glase zurückfand. Er war übrigens niemals betrunken und vertrug Unglaubliches.

Unterwegs hing sich Günther Dahlmann an Hilmar's Arm. Sein Gang war nicht mehr ganz sicher und seine schwärmerische Stimmung hatte ihn überkommen. Er

deklamirte mitten unter den physiognomielosen Häusern der Vorstadt Platen'sche Strophen. Als sie die Piazza del Popolo wieder erreichten, hing die Mondsichel am Nachtblau und versilberte die Wasserstrahlen der speienden Sphinxe zu Füßen des Obelisken. Das machte Günther Dahlmann so weich, daß er leise weinte. Und dann begann er von seinem verfehlten Leben zu sprechen. Warum hätte er es nicht sollen? Einem Freunde, einem Bruder beichten, das konnte keine Schande sein. Und in solch' einer Nachtstimmung zumal — Es hatte ihm ja längst fast das Herz abgedrückt. Hilmar mußte nämlich wissen, daß er eigentlich ein Poet war, geboren und berufen zum Poeten, nur daß man davon nicht leben könne in dieser entgötterten Welt. Und so war er zum Journalisten herabgesunken, zum „höheren Reporter." Was kümmerte ihn überhaupt „das Loos der Schlachten und der Streit der Könige"? Kriegsbudget und Finanzlage? Nichts, garnichts. Er ging unter in dem Allen, er mußte sich stückweis aufreiben. Und diese Zeitung, mit deren radikalen und materialistischen Tendenzen er ohnehin nicht übereinstimmte, war nicht einmal zufrieden mit ihm, drohte alle Augenblicke, ihm den Abschied zu geben und ihn brodlos zu machen, weil er nicht rechtzeitig über eine drohende Ministerkrisis informirt gewesen oder ein Interview mit einem neuernannten Botschafter versäumt hatte. Und warum war alles dies über ihn gekommen? Warum mußte er um einen Hundslohn in dieser Tretmühle tagwerken, während er als Dichter zu seinem Volke hätte reden können und sollen? Weil er geheirathet hatte, weil er eine Römerin geheirathet hatte! Aus purer Be-

geiſterung für das „ewig-einz'ge Rom," aus kritikloſer Schwärmerei für Alles, was römiſch hieß und nur irgendwie mit Rom zuſammenhing. Dieſe Schwärmerei, die war ſein Verhängniß; denn eine Römerin heirathen — Hilmar konnte ja nicht ahnen, was das bedeutete; wie hätte er auch —? Aber das ſtand feſt: wenn Hilmar je auf die gleiche Idee verfallen ſollte, würde ſein Freund Günther Dahlmann, der verkommene Poet, um den die deutſche Litteratur betrogen worden, es nicht dulden und eher das Aeußerſte thun, als es geſchehen laſſen. Denn es war gerade genug an dem einen Opfer, das Rom gefordert hatte, gerade genug —

Und bei dem Allen liefen dem kleinen, blonden Manne die Thränen zuletzt ſtromweiſe über die Backen und er hing ſo ſchwer an Hilmar's Arm, daß dieſer ihn faſt ſchleppen mußte. Hilmar bemühte ſich, ihn von ſeinem Vorſatze, noch weiter mitzugehen, wieder abzubringen und zum Nachhauſegehen zu veranlaſſen.

Der Kleine widerſtrebte lebhaft. „Zu Laurina?" fragte er im Ton höchſter Entrüſtung und ſchüttelte ſich. „Sie ſchläft ja längſt — Wann ſchläft ſie nicht? Oder glaubſt Du etwa, ich wäre kein trinkfeſter Mann mehr, Bruderherz? Ich?" Er weinte herzbrechend.

Hilmar hatte den glücklichen Einfall, ihm zu verſichern, er glaube, Günther Dahlmann ſei jetzt in der rechten Stimmung, zu dichten, etwas Großes, etwas Erſchütterndes zu dichten, und es würde geradezu ein Raub an der Poeſie ſein, wenn er ſich dem entziehe. Das wirkte. Der blonde Journaliſt ſtutzte, murmelte Unverſtändliches und erklärte dann, er fühle in der That

eine Regung seines Genius in sich, der so lange geschlummert habe; das beglückende Ereigniß, heute so plötzlich eine verwandte Seele unter all' diesen Larven gefunden zu haben, — seine herzerleichternden Bekenntnisse, — diese weiche, römische Mondnacht, — das Alles komme zusammen, und man könne nicht wissen —

Es fand sich, daß Hans Moosbrunner, dem der weiße Marino den Kopf zu heiß gemacht hatte, als daß er's noch mit einem weiteren Tropfen der „castelli Romani" hätte versuchen mögen, den gleichen Heimweg mit dem kleinen Poeten hatte, und so wanderten die Beiden denn nach einem rührseligen Abschied von den Uebrigen Arm in Arm über den spanischen Platz davon, sich gegenseitig stützend und haltend. Ihre Stimmen klangen noch eine Zeit lang zu der Gesellschaft herüber, die nunmehr zur Rechten in eine Gasse abgebogen war und der „Goldkneipe" zusteuerte. Einer und der Andere hatte sich unterwegs schon abschiedslos verloren. Immerhin war es noch ein ansehnliches Häuflein, das die dumpfluftige, von rauchendem und trinkenden Volk der unteren Klassen dicht besetzte Osterie betrat. Nur die Miß hatte kaum einen Blick hineingeworfen, als sie mit einem Ausruf des Entsetzens zurückwich und verschwand. So blieb blos Röschen, die „aus kulturgeschichtlichem Interesse dergleichen doch einmal kennen lernen" mußte, als Vertreterin der Weiblichkeit unter den Männern, immer mit kleinen, neugierigen, glitzernden Augen herumspähend und jedes Wort auffangend, das nicht für sie bestimmt war.

Man hatte gerade vor den großen Fässern noch Platz gefunden. Es wurde erst Moscato getrunken, dann weißer

Frascati. Das Stimmengeschwirr wurde allmälich betäubend, die Luft war so dick, daß man sie fast hätte durchschneiden können.

Hilmar war in eine schläfrig-matte Stimmung gerathen. Er sprach nicht mehr, die Gedanken gingen wunderlich in ihm um. Manchmal, wenn er sein Glas aufhob, um zu trinken, glaubte er plötzlich die schöne Russin vor sich zu sehen, die mit ihrer Mutter auf dem Pincio an ihnen vorübergefahren war und die dem herrlichen Frauenbilde Tizian's so geglichen hatte. Es verdroß ihn zuletzt so, daß er mit der Hand eine abwehrende Bewegung machte, um das Bild zu verscheuchen. Und er wollte sich zwingen, an eine Andere zu denken. Nur daß ihm ein sonderbar bitteres Empfinden dabei die Brust beklemmte. Und dann hörte er mit einem Male wieder den kleinen, blonden Zeitungskorrespondenten von seinem verfehlten Leben erzählen und vernahm die knarrige Stimme des alten Fritz Degenhardt, der ihn vor dem römischen Himmel warnte und ihn verhöhnte, weil er nach Rom gekommen war, um die „Alten" zu studiren und eine große Leinwand zu malen.

Und dazwischen rief Joachim Timm: „Feuer in den Vatikan!" Und zwar rief er es thatsächlich, nicht blos in Hilmar's Rückerinnerung; denn er saß dort drüben am Tische und trank und rauchte, und seine Augen wurden immer glasiger und seine Stimme immer rauher, während er mit den Fäusten auf das große Weinfaß neben sich hämmerte, als berge das den Todfeind seines Lebens, und dabei in wildem Zorn sein Lieblingsthema variirte.

Endlich dachte man an den Aufbruch. Aber nun mußte man doch noch in die „Matratzengruft.“ Was eigentlich Besonderes an diesem kleinen Kaffeehause in der Via Tritone war, welches seinen Namen von der roth- und weißgestreiften Drapirung seiner Wände erhalten hatte und sich in nichts von den tausend engen nnd niedrigen Kaffeehäusern Roms unterschied, — nicht einmal durch das Verschänken eines kaffeeähnlicheren Gebräus, — wußte Niemand zu sagen. Es erschien aber ganz undenkbar, daß man einen Kneipabend, wie lange er sich auch hingezogen haben mochte, in anderer Weise und an anderm Ort hätte beschließen sollen. So etwas kam nicht in Frage.

Als man draußen auf der Straße war, fiel Hilmar erst wieder ein, daß er nun wirklich kein Atelier habe, und er sagte es Max Höhnert. Der dicke Maler stutzte einen Augenblick, warf sich dann aber in die Brust und rief: „Ist der Tag denn schon vorbei? Nu soll's ja gerade losgehn, lieber Freund. Jetzt sind wir erst in der richtigen Verfassung zu solchem wichtigen Geschäft.“ Und dann schrie er über die ganze Gasse: „Kinder, hier wird 'ne Malbude gesucht! Hat nich Einer eine in petto?“

Lachende Antworten erschollen von allen Seiten. Schließlich hieß es: „Beim Kranich muß ja eine leer sein. Seit Sabine Elsner fort ist, ist das Atelier noch nicht wieder bezogen worden.“ Und nun stimmten Alle darin überein: „Beim Kranich! Natürlich beim Kranich! Berndt zieht zum Kranich! Die nimmt ihn unter ihre Fittiche! Besser kann er's garnicht treffen. Es sind höchstens acht Treppen!“ Ein wahrer Tumult entstand.

„Wißt ihr 'was, Kinder?“ schlug Max Höhnert vor,

„wir bringen ihn gleich hin und machen die Sache richtig. Der Kranich ist ja so'ne alte Nachteule, die finden wir noch irgendwo. Und einen würdigeren Einzug kann dieser glückliche Kunstnovize ja garnicht haben. Wir geleiten ihn in corpore 'rauf und trinken dem Kranich ihren Marsaletta aus zum Einweihungsfest. Vorwärts!"

Diese Idee fand begeisterten Anklang. Der Zug bewegte sich durch die Via due Macelli die Via Capo le Case hinauf. Alle lachten und lärmten. Unterwegs erfuhr Hilmar auch, wer „der Kranich" eigentlich war. Sie hieß in der That Kranich, Ida Kranich, und war ihres Zeichens Kopistin, malte daneben aber auch Originalbilder, über die sich Keiner mehr lustig machte, als sie selber, und fertigte für die Künstler Photographien an, die, ob es sich nun um Menschen, Kircheninterieurs oder landschaftliche Motive handelte, immer den Stempel hoher Vollendung trugen und oft künstlerisch werthvoller waren, als das, was die Maler danach auf die Leinwand brachten. Sie war die Freundin, Beratherin und Beschützerin aller deutschen Künstler, die sie, selbst blutarm, unterstützte, wie und wo es Noth that. Da sie „überlebensgroß" war, wie Otto Berwick das nannte, und den langen Hals mit dem unverhältnißmäßig kleinen Kopf immer etwas vorgeneigt trug, war ihr Name trefflich für sie geschaffen, und man schwankte nur dazwischen, sie bald männlich bald weiblich zu behandeln.

„Gefährlich kann sie übrigens nicht leicht Einem werden," meinte Berwick, „ganz abgesehen von ihren grauen Haaren. Aber ein guter, origineller Kerl ist sie. Für civilisirte Verhältnisse wäre sie freilich unmöglich. Das ist so eine

Pflanze, wie sie nur auf diesem verrückten, römischen Boden gedeihen. Nun, Sie werden ja sehen.“

Man hatte Streifpatrouillen in ein paar nahegelegene Kaffeehäuser ausgesandt, in denen die Kranich Abends verkehrte. Der Haupttrupp aber zog vor das Haus in Capo le Case, um von der Straßenmitte aus ein höllisches Gejohle anzustimmen, an das sich die sehnsuchtsvollen Rufe: „Kranich! Kranich!“ anschlossen. Nach einer Weile blitzte oben ein Licht auf. Es schien oberhalb des Daches zu sein, und erst bei genauerem Hinblick unterschied man, daß sich dort noch ein Oberbau mit einer vorkragenden Loggia befand, von der vertrocknete Palmwedel geisterhaft im Nachtwinde herniederschwankten. An der Brüstung zeigte sich eine lange, hagere Frauengestalt mit einer dreiarmigen, antik geformten Messinglampe, aus der auf einer Seite ein petroleumgetränkter Docht flammte.

„Was ist denn los?“ fragte eine etwas rauhe Stimme hinunter. „Was ist denn das für ein Gebrüll? Ich werde 'mal gleich ein paar Questurini heranpfeifen, ihr Gesindel! Wollt ihr gleich zu Bett gehen! Könnt ihr wieder gar nicht nach Hause finden?“

„Kranich!“ rief Max Höhnert unter dem Gelächter der Uebrigen, „es handelt sich hier um eine ernste Sache. Wirf 'mal Deinen Hausschlüssel 'runter. Wir müssen 'raufkommen.“

„Fällt mir garnicht ein!“

„Ich sage Dir ja doch, daß es eine Kunstfrage ist, Kranich! Hier ist ein Kunstnovize, der Rom verzweifelt nach einer Malbude durchirrt hat und nun in seiner Herzensangst auf unsern Rath zu Dir kommt, um sich

Sabinchen's altes Atelier anzuſehen und unter Deine Flügel zu kriechen. Was ſagſt Du dazu? Nu aber aufgemacht!"

„Ihr ſeid wohl alleſammt toll?" klang es herab. „Jetzt 'n Atelier beſehen! Das habt Ihr wieder 'mal beim Pasquale ausgeheckt. Ihr ſeid wahrſcheinlich alle betrunken."

Max proteſtirte mit dem Pathos ſittlicher Entrüſtung, und die Kranich ſchimpfte noch eine Weile. Zuletzt aber blieb ſie gegen die ſtürmiſchen Zurufe und das Lachen unten auf der Straße machtlos. Klappernd fiel plötzlich ein rieſiger Hausſchlüſſel vor Max Höhnert's Füße nieder. Und nun wurde die Hausthür geöffnet und der Schwarm ergoß ſich ſtolpernd die ſtockfinſtern, ſteilen, endloſen Treppen empor. Hin und wieder ließ Irgendwer ein Wachsſtreichholz aufflammen, alle Augenblicke ertönten Weherufe, und einmal erklärte Röschen, die immer mit dabei war, ſie habe ſich den Fuß verſtaucht; als aber Niemand Intereſſe für dieſen Unglücksfall zeigte, ſtieg ſie ruhig weiter.

Oben ſtand die Kranich, ihre Lampe in der Hand, und empfing jeden neuen Ankömmling mit einer neuen Grobheit. Als Max Höhnert ihr Hilmar vorſtellte, ſagte ſie, ihn mit ſchrägen, grauen Augen, weit vorgereckten Halſes muſternd: „Der alſo? Na, der ſieht ja anſtändiger aus, als ihr alle zuſammengenommen. In 'ne nette Geſellſchaft ſind Sie da gleich gerathen, Herr. Wenn Sie hier bleiben, werd' ich Sie vor dieſer Sippe aber ſchon zu ſchützen wiſſen, nur keine Angſt! Oder ſind Sie auch blos

nach Rom gekommen, um zu bummeln und den Frauenzimmern nachzulaufen?“

Max legte seinen Arm um Hilmar's Schulter. „Kranich,“ sagte er, „mit moralischer'n Vorsätzen ist noch nie 'n Kunstmensch hier zu Dir r'aufgeklettert. Nu aber'n kleinen Tropfen zur Stärkung nach diesem Chimborasso!“

Während die Gesellschaft sich im „Kranich-Nest“ lagerte und über einen Fiasko Marsaletta hermachte, den die Bewohnerin unter fortwährenden Scheltworten von irgendwoher hervorgekramt hatte, besichtigte Hilmar unter Max Höhnert's Führung das auf dem gleichen Korridor befindliche, leerstehende Atelier. Nach einer Weile kam auch die Kranich dazu. Sie war von dem Hauswirth, bei dem sie seit nun zwanzig Jahren wohnte, als eine Art Vicewirthin für die Ateliers eingesetzt worden, die das oberste Stockwerk einnahmen, und sorgte stets dafür, daß sie vermiethet wurden. Sie waren geräumig, jedes mit einer bescheidenen Kammer nebenan, und preiswürdig. Für sechzig Franken war das zu haben, welches sie Hilmar zeigte. „Und die Hauptsache ist, Sie werden vom Kranich bemuttert,“ meinte Max, „das ist schon allein den ganzen Mammon werth.“

Hilmar griff zu. Gleich am anderen Morgen wollte er einziehen. Triumphirend brachte ihn Max in das Kranich-Nest zurück. Er hatte es ja gesagt, daß er dem neuen Kunstjünger heute noch eine „Malbude“ verschaffen würde; was er versprach, hielt er; nun aber war er allen Ernstes durstig geworden, er fiel beinahe um vor Durst. Die Anderen hatten Mühe, ihm den Fiasko zu

entreißen, den er mit beiden Händen umklammerte und an den Mund führen wollte. Ueber mehr, als zwei Gläſer, verfügte die Kranich nicht oder wollte doch nicht mehr herausrücken; die zwei cirkulirten alſo unabläſſig von Mund zu Mund und der Fiasko war im Umſehn faſt leer geworden. Die Trinkenden lagerten überall auf dem Boden in den verſchiedenen Räumen der Wohnung, die ſo klein war und in der ſich ſo wenig Sitzgelegenheiten befanden, daß nirgends mehr, als drei Perſonen, Platz hatten.

Dieſe Wohnung war überhaupt von verblüffender Eigenart. Urſprünglich hatte ſie wahrſcheinlich aus einem einzigen Raum beſtanden, der nun durch Wandſchirme, Schränke und Brettergeſtelle in nicht weniger, als deren ſieben zerfiel. Unter den Künſtlern ging hin und wieder das Gerücht um, die Kranich hätte ſchon wieder ein neues Zimmer gekriegt. Das unglaublichſte Gerümpel füllte alle dieſe kleinen Kojen an. Die Mehrzahl der Möbel war aus alten Petroleumkiſten hergeſtellt, zum Theil mit einer Kunſtfertigkeit und einem Geſchmack, daß man ſtaunen mußte. Ueberdies war Alles bemalt: die Möbel, die Wände, ſelbſt das Bett und ſogar der Herd in der einen Meter langen und einen halben Meter breiten Küche. Alle Maler, die je in den benachbarten Ateliers gehauſt hatten, hatten zu dieſen Malereien ſeit zwanzig Jahren beigetragen, und es waren ebenſo originelle wie humorvolle und bedeutende Sachen darunter. Bei der jetzigen, ſpärlichen Beleuchtung ſahen die Wände ganz phantaſtiſch aus. Die Kranich bewahrte auch noch große Stöße von Skizzen und Bildern, welche ihre Hausge-

nossen ihr hinterlassen hatten, zum Theil Arbeiten von später berühmt gewordenen Meistern, die sie für erhebliche Summen hätte losschlagen können. Dergleichen wäre ihr aber in den Stunden ihrer bittersten Entbehrungen nicht einmal eingefallen. Sie hielt das Alles heilig. Viel brauchte sie bei ihrer spartanischen Strenge und Einfachheit des Lebens ohnehin nicht; nur für Andere hätte sie oft gern mehr gehabt. Selbst mit den Mäusen, die aus einem Loch unter dem Herde ohne Scheu hervorkamen, theilte sie bereitwilligst ihr Brod und Nachts ließen diese sie zum Dank dafür nicht schlafen.

Als der Fiasko leer war, verlangte die Kranich, daß nun Alle nach Hause gehen sollten, sie sei müde und wolle morgen arbeiten. Der dicke Max war empört; wenn er vor zwei Uhr in's Bett käme, wäre er den nächsten Tag arbeitsunfähig und müßte sich kalte Umschläge machen, solchen Blechschädel bekäme er. Die Kranich trieb ihn und die Uebrigen aber unbarmherzig hinaus. Von Hilmar ließ sie sich sogar feierlich versprechen, daß er direkt in seinen Gasthof und schlafen gehen werde, sie nähme ihn sonst morgen nicht auf. So trennte sich Hilmar auf der Straße von den Uebrigen, die nun der „Matratzengruft" entgegenzogen. Nur ihre weinseligen Stimmen klangen noch eine Weile durch die Nachtstille zu ihm hinüber.

III.

Hilmar war acht Tage hintereinander nicht mehr in seinem Atelier gewesen, das er mit Hülfe der Kranich

ſich behaglich eingerichtet und mit Skizzen und Bildern aus ſeiner Berliner Zeit geſchmückt hatte. Er ging mit Sonnenaufgang von Hauſe fort und kam erſt mit beginnender Nacht zurück, um ſich dann todtmüde auf ſein Bett zu werfen. Er arbeitete draußen. Ein wahres Arbeitsfieber hatte ihn ergriffen. Skizze auf Skizze entſtand, die meiſten in zwei, drei Stunden hingeworfen. Und alle bezogen ſich auf das große Bild, das er im Kopfe trug und das in dieſem Winter fertig werden mußte. Dabei that er ſich immer noch nicht genug.

In der erſten Zeit hatte es mit der Arbeit nicht gehen wollen. Die vielen fremden Eindrücke, die auf ihn eingeſtürmt waren, das ganze neuartige, abſonderliche Leben hier verwirrten ihn. Er fand nirgends einen rechten Halt. Dazu war es ſchwer, ſich immer von den Genoſſen auszuſchließen, die ihm mit Herzlichkeit entgegenkamen und ihn in die Vignen und Oſterien führen wollten, um ihn die echt römiſche Luft dort athmen zu laſſen. Er fühlte, daß er dann ein ſchlechter Geſellſchafter war; aber er hatte nicht die Spannkraft in ſich, all' das Verſchiedenartige aufzunehmen und zweien Herren zu dienen. Seine Seele war wie von etwas Drängendem und Treibenden erfüllt.

Dann war er in die Galerien gegangen. Aber auch dort fühlte er ſich nicht freier. Eher war's wie mit einer lähmenden Empfindung über ihn gekommen. Was wollte er denn noch, wenn das Alles ſchon geſchaffen war und heute, nach hundert und aberhundert Jahren, die Menſchen zum Entzücken, zur Bewunderung hinriß, ihnen Alles gewährte, was ſie von der Kunſt überhaupt forderten

und erhofften? Hatte er Luſt und Kraft, ſich unter dieſe da zu drängen, mit ihnen zu wetteifern? Und wenn das nicht, wozu dann überhaupt ſchaffen und ſein eigen Herzblut tropfenweiſe dabei hinſpritzen? Der ganze Fluch des Epigonenthums überfiel ihn unter den Werken der alten Meiſter, wie eine ungeheure Laſt, die ihn erdrücken wollte. Lag nicht wirklich etwas Wahres in Joachim Timm's fanatiſcher Forderung, der Vatikan müſſe zerſtört werden, eher könne es nicht Raum und Licht für eine neue Kunſt geben? Und waren nicht die Anderen auch in ihrem Rechte, wenn ſie die Galerien mieden, um ſich ihr Selbſtvertrauen, die Urquelle alles künſtleriſchen Schaffens, zu bewahren, oder ſich in keckem Uebermuth, aus Nothwehr, einzureden ſuchten, was die Alten gekonnt, könnten ſie auch und ſie könnten ſogar mehr? Nur daß nicht Jedem gegeben war, ſich durch ſolche Selbſtverblendung zur Ruhe zu ſprechen! Hilmar war manchmal wie verſtört aus den Bilderſälen heimgekommen.

Endlich hatte ſich die Kranich in's Mittel gelegt. „Sie müſſen hinaus," ſagte ſie ihm, „aber allein und mit allem Handwerksgeräth. Das wird Ihnen gut thun."

Und ſie hatte Recht gehabt. Seither arbeitete er; all' ſein Sinnen und Trachten war nur noch auf die Arbeit gerichtet und davon ausgefüllt. Manchmal kamen ſogar Stunden, wo er ſein großes Bild fertig vor ſich ſah und ſein Traum, mit einem Schlage berühmt zu werden und die Gleichgültigkeit der Welt niederzuringen, ſie zur Anerkennung zu zwingen, ſich ihm zu verwirklichen ſchien. Er glaubte wieder an ſich. Und was hätte auch werden ſollen, wenn das nicht geweſen wäre? Der Tag,

wo es endgültig damit vorüber war, mußte überhaupt ſein letzter auf der Welt ſein. Er brauchte Ruhm; nöthiger, als das tägliche Brod, brauchte er Ruhm. Gleich der erſte Wurf mußte gelingen; in ihm mußte ſich Alles verkörpern, Alles zuſammendrängen, was an künſtleriſchem Wollen, an Kraft und Gluth in ihm lebte und webte, — es mußte ein großer Wurf ſein.

Die Tage waren ſonnengoldig. Der Himmel lag mit unendlicher Klarheit und Reine über der ewigen Stadt. Wenn Hilmar Morgens ihre kaum erſt erwachenden Straßen durchſchritt, blieb er manchmal ſtehen, um aus tiefſter Bruſt zu athmen. Ueberall ſah er unterwegs Bilder. Sie drängten ſich ihm in allen Gaſſen und Winkeln, in dunklen Thorwölbungen, in Kantinen und mitten auf volkreichen Plätzen auf. Es war Alles eigenartig und maleriſch: die Trachten, die Haltung dieſer Menſchen, das Farbige und Lebensvolle in dieſer ſüdländiſchen Welt. Hilmar mußte ſich oft mit Gewalt losreißen, um ſich nicht zu zerſtreuen, nicht vom Einen zum Andern geriſſen zu werden. In ſeinem Kopf jagten ſich ohnehin die mannigfachſten Vorſtellungen, wenn ihn ſein Weg an das Tiberufer, in die Ruinenwelt, in die einſame Stille des Aventin führte. Der Tag war ihm immer zu kurz, um alles das zu bewältigen, was ſich ihm in die Seele und vor die Augen drängte. Wenn er das Alles nur hätte auf einmal umfaſſen und halten können! Die Fülle erdrückte ihn ſchier. Und wo war in dem Allen das Bleibende? Sein großes Bild zerfloß ihm bisweilen vor den Blicken.

Seit acht Tagen hatte er mit keinem Menſchen mehr

gesprochen, auch mit der Kranich nicht, die sich ihm nie aufdrängte, wenn er nicht selber kam. Er hatte genug mit sich allein zu thun, gönnte sich kaum Zeit zum Essen und war Abends so müde, daß er sich kaum mehr die endlosen Treppen mit seinem Malgeräth hinaufschleppte. Mehrmals fand er zu Hause Zettel vor, auf denen ihm Max Höhnert oder einer von den Andern mittheilte, man werde Nachmittags da und Abends dort sein, man erwarte ihn; oder er wurde darauf mit allerlei Ehrentiteln belegt, weil er nie zu Hause sei und sich nirgends blicken lasse. „Sie werden sich schon daran gewöhnen, mich aufzugeben," dachte Hilmar.

Einmal während dieser Zeit hatte er ein Erlebniß. Er malte oben im Garten der Malteser-Villa auf dem Aventin. Ein unsäglicher Reiz lag für ihn über diesem Fleck Erde. Unten sah er den alten Tiberhafen Roms mit dem Leuchtthurm, und die Lastschiffe glitten langsam den alten, heiligen Strom hinab bis in's Meer. Ein Schatten, der über seine Farbenskizze glitt, ließ ihn aufblicken. Er wußte selbst nicht, warum? Denn er ließ sich sonst durch nichts stören, nicht einmal durch zudringliche Gaffer, an denen es zu Zeiten nicht fehlte. Und auch diesmal hatte er sich um die Schritte nicht gekümmert, die hinter ihm im Wegkies geknirscht hatten. Nun wandte er sich doch um, und sein Auge fiel auf die schöne Russin, die damals an ihnen auf dem Pincio vorübergefahren war und sein Künstlerauge entzückt hatte. Er hatte sie seither nicht wiedergesehen und nicht mehr an sie gedacht. Es war ihm seltsam, daß ihm nun ein helles Roth in die Schläfen stieg, als er ihre Blicke auf

ſein Skizzenblatt gerichtet ſah, und noch ſeltſamer, daß er auch ſie erröthen zu ſehen glaubte. Vielleicht war es nur eine Täuſchung; ſie drehte langſam den Kopf weg und er hörte ſie zu der einen Schritt zurückgebliebenen Mutter ſagen: „Ungewöhnlich talentvoll und ſehr eigenartig.“

Es war deutſch geſprochen, mit jenem etwas harten Akzent der Balten. Sie ahnte offenbar nicht, daß er ein Deutſcher war, und ſeinem Ausſehn nach vermuthete es kaum je Einer; nicht einmal die römiſchen Kutſcher und die ambulanten Photographienhändler hielten ihn für einen Foreſtiere, ſondern ließen ihn in Ruhe. Seine Mutter war eine Polin geweſen und er ſollte ihr ähnlich ſehen, er ſelbſt hatte ſie nicht gekannt. Er ſagte ſich das, weil er nicht annehmen konnte, daß die junge Dame jene Worte ſonſt ſo laut geſprochen haben würde; es hätte nach ſeiner Empfindung etwas Mißächtliches gegen ſeine Perſon darin gelegen und zugleich etwas Unfeines, was er ihr am Allerwenigſten zutraute. So aber erfüllten die Worte ihn mit einem freudigen Stolz. Es war gewiß thöricht, aber er nahm ſie wie ein Omen auf. Nie hatte er ſo leicht und zuverſichtlich gemalt, wie an dieſem Tage, nachdem das ſchöne Mädchen gegangen war.

In ſolcher Stimmung kam er heute auch früher, als ſonſt, nach Hauſe und ſuchte die Kranich auf. Er war garnicht müde heute, ſondern aufgelegt zum Plaudern; er hatte ſogar das Bedürfniß, von ſeinen Arbeiten zu ſprechen und etwas darüber zu hören. Eine Weile hatte er geſchwankt, ob er nicht zu Degenhardt hinaufgehen ſolle, aber er hatte die Empfindung, als ob er dem Alten

noch nicht nahe genug stehe, um sein offenes Urtheil herauszufordern; überdies mochte er sich heute durch Einwände und Bedenken auch nicht um seine Zuversicht betrügen lassen und hatte doch die Furcht, daß der Alte manche Gelegenheit zum Tadeln finden werde, denn er selbst wollte und mußte in Vielem anders malen, als die alte Schule.

Die Kranich fand er bei ihren Palmen auf der Terrasse. Es war ein origineller Winkel, den sie sich hier unter einem Zeltdach zurecht gemacht hatte und den sie mit ein paar weißen Tauben theilte, die niemals fortflogen und ihr aus der Hand fraßen. Man mußte völlig schwindelfrei sein, um die Aussicht über das Meer von Dächern fort genießen zu können. Dann blickte man weit hinaus; sogar die Zacken des einsam ragenden Sorakte sah man aufsteigen. Als den Hauptvorzug ihrer Wohnung pflegte es die Kranich zu bezeichnen, daß sie keine Uhr brauchte, denn sie besaß hier oben ein altes Fernrohr, mit dem sie von dem riesigen, Abends erleuchteten Zifferblatt der Normaluhr an Piazza Colonna die Zeit ablesen konnte. Wenn Mittags der Zwölf-Uhr-Schuß von der Engelsburg herüberdröhnte und die Glocken dann von allen Thürmen zu läuten anhoben, zitterte hier oben der Boden so, daß die Blumentöpfe klirrten. Wie ein hängender Garten war die kleine Terrasse eingerichtet, die Seitenwand mit einem humoristischen Fresko „Die Träger der Kunst“ geschmückt, — lauter Portraits von stadtbekannten Facchini der römischen Kunsthändler, welche eine mächtige Leinwand fortschleppten.

Die Kranich sah unmöglicher aus, als je. Sie

hüllte ſich immer in ſackartige Gewänder, für die ſie den Stoff, der Himmel wußte woher? nahm und immer waren ſie ihr zu kurz. Man ſah ſtets ihre großen, plump beſchuhten Füße darunter. Auf dem Kopf trug ſie eine Mütze von Zeitungspapier, wie ſie die Sbozzatori der Bildhauer aufzuſetzen pflegen; ſie nannte das „ihren Gartenhut.“ Dazu rauchte ſie in der linden Abendkühle eine kurze Matroſenpfeife, fütterte ihre Tauben und pfiff zwiſchendurch noch manchmal einen Gaſſenhauer vor ſich hin. Offenbar war ihr behaglich zu Muthe.

„Was Sie doch für ein beneidenswerthes Menſchenkind ſind!“ ſagte Hilmar, zu ihr tretend und ſich auf einen kleinen Jagdſtuhl niederhockend, „man könnte wahrhaftig viel von Ihnen lernen.“

Die Kranich wurde böſe, wie immer, wenn man ſie rühmte. „Dummer Schnack! Glück iſt überhaupt blos guter Wille. Auf Roſen hat mich das Leben gerade nicht gebettet, wiſſen Sie. Und bevor ich die verrückte, alte Schachtel und eckige Nachteule von heute geworden bin, iſt ſo allerlei erſt paſſirt. Immer war ich keine Vogelſcheuche, obgleich ich nie auf den Gedanken verfallen wäre, mich an einer Schönheitskonkurrenz zu betheiligen. Ich hab' ſogar einmal etwas auf Kleidung gegeben, — unglaublich, aber wahr. An der Wiege hat man mir's nicht geſungen, daß ich mit grauen Haaren mir meinen Biſſen Brod von heut auf morgen würde mit der Beatrice Cenci und dem Van Dyck'ſchen Kinde mit dem Apfel verdienen müſſen. Ich bin aus wohlhabendem Bürgerhauſe und ganz als höhere Tochter erzogen, — auf eine künftige Heirathsverſorgung hin, wie das denn

so üblich ist. Meine Mutter war eine Adlige; die hätte sich ja wohl zu Tode geschämt, wenn ich etwas hätte lernen wollen, — 'was Rechtes, um mich später damit selbständig machen zu können. Und nachher, als das bischen Vermögen hin war und mich nun erst recht Keiner zur Frau haben wollte, — ich glaube: eigentlich hatte auch vorher Niemand daran gedacht, ich hab' wenigstens nichts gemerkt, — wollt' ich's mit der Kunst versuchen. Ich hatte so meine Träume, wissen Sie. Aber es war viel zu spät. Seiltanzen muß man in der Kindheit lernen, heißt das Sprichwort. Innerlich ist es ja da, aber die Hand will nicht mehr, die Finger sind zu steif geworden. Die können blos noch nachmalen oder in der Dunkelkammer hantiren. Nun, sehen Sie: es geht ja auch so. Man lebt, man verraucht sich seine Grillen, und der römische Himmel ist ja doch schön — trotz Allem. Die Poesie ist freilich so allmälich flöten gegangen. Aber es ist doch eine originelle Prosa, die hier, — wo anders, als in Rom, giebt's, so etwas nicht."

Hilmar hatte eine hastig verneinende Bewegung gemacht. „Die Poesie aus Ihrem Leben verloren gegangen?" wiederholte er. „Das wäre! Wenn je Poesie in einer Existenz war — Es ist eben römische Poesie, aber doch auch rein menschliche — Sehen Sie" —

Die Kranich ließ ihn nicht weitersprechen. „Wenn Sie hergekommen sind, um dummes Zeug zu schwatzen, können Sie wieder gehen. Ueberhaupt: seit wann ist denn eigentlich von mir die Rede? Ich komme hier gar nicht in Frage. Sie haben mir doch wohl etwas zeigen wollen, — wozu haben Sie sonst die Blätter da

mitgebracht? Her alſo damit, ſolang' man noch 'was ſehen kann! Verſtehen thut die Kranich etwas vom Pinſeln, dazu klext ſie lange genug unter den alten Ehrwürdigen in Borgheſe, Colonna, Doria und Barberini herum. Und ein Blatt vor den Mund genommen hat ſie noch nie, das würd' ihr nicht ſtehn."

Kurze Dampfwolken aus ihrer braungerauchten Pfeife ſtoßend, betrachtete ſie die einzelnen Skizzenblätter, die Hilmar vor ihr ausbreitete. Soweit ſie in Farben ausgeführt waren, waren ſie zumeiſt noch naß, und man mußte ſie vorſichtig anfaſſen. Die Kranich nahm eins nach dem andern in ihre verarbeiteten, großen Hände und kniff die Augen ein oder machte aus ihrer Fauſt eine Sehröhre um zu ſchauen. Hin und wieder kam ein unartikulirtes Grunzen über ihre Lippen. Vergebens wartete Hilmar auf ein Wort. Als ſie endlich das letzte Blatt, das aus der Malteſer-Villa, zwiſchen den Fingern hielt, fragte er: „Nun? Was ſagen Sie dazu?"

„Weshalb fragen Sie mich das?" erwiderte die Kranich. „Ueber ſo etwas täuſcht man ſich nicht. Das iſt Spiegelfechterei. Oder ſind Sie auf Komplimente aus? Sieht Ihnen nicht ähnlich und da kämen Sie bei mir auch gerade an die Rechte." Sie wiegte den kleinen Kopf auf dem langen Halſe hin und her. „Ja, das iſt etwas," wiederholte ſie. „Ich habe das ſchon aus Ihren Berliner Sachen geſehen. Die hier ſind aber noch mehr. Es iſt keine Durchſchnittswaare, es iſt nichts Glattes, Geleckte, Konventionelles, was hundert Andere auch können und was ja meiſt ſehr hübſch iſt und ſich leicht verkauft und von der Kritik nach Gebühr gelobt wird. Es iſt

eben ganz Ihr Eigenthum, — dieſe Sachen da ſind Sie ſelbſt und kein Maler auf der Welt ſonſt würde ſie ſo — gerade ſo malen; beſſer vielleicht, — meinetwegen, — aber ſo nicht, ſo ſicher nicht. Und das iſt 'was, das iſt 'was Großes, Herr. Aber freilich auch etwas Aengſtliches, — nehmen Sie's nicht übel!"

„Wieſo?" fragte Hilmar, der wieder roth geworden war.

„Aus zwei Gründen," ſagte die Kranich, immer das letzte Skizzenblatt in der Hand ſchwenkend, und dampfte jetzt, wie ein Schornſtein. „Der eine iſt ein niederträchtiger Grund, ein ganz gemeiner Grund, aber reden muß man doch ſchließlich auch davon. Solche eigenartigen Sachen ſind ſchwer verkäuflich. Sehen Sie 'mal: wer kauft denn Bilder? Leute mit dem Allerweltsgeſchmack. Ihre Sachen ſind aber für den nichts. Und wie dürfen Sie hoffen, einen Käufer zu finden, der einen individuellen, einen wirklich künſtleriſch gebildeten Geſchmack hat und gerade einen, der ſich mit dem Ihrigen deckt? Das wär' doch ein halbes Wunder. Ein verdammt praktiſcher Standpunkt! werden Sie ſagen. Ja, man kommt dahin, wenn man ſeit einem Menſchenalter ſich die Komödie mit anſieht. Phyſiognomienloſe Bilder — vortrefflich, da kann Keiner dran Anſtoß nehmen, damit kann der Käufer ſich nie blamiren. Aber vor denen, die eine eigene Phyſiognomie tragen, die anders ſind, als tauſend und tauſend, hat er Angſt, die erſchrecken ihn, die verſteht er nicht. Und damit könnte Herr Hinz ihn auch auslachen, den Herrn Kunz, wenn er die mit nach Hauſe brächte. Wer beſitzt denn den Muth eigener, künſtleriſcher Ueberzeugung?

Die ihn haben, haben kein Geld, Bilder zu kaufen, es sind die Wenigsten. Das ist in der Welt nun 'mal gerade so verrückt eingerichtet, wie das meiste Uebrige."

„Und der zweite Grund?" fragte Hilmar.

Die Kranich dampfte noch gewaltigere Wolken. „Der ist noch ängstlicher. Sie haben Ihre Eigenart, Sie sind auf einen aparten Ton gestimmt. Gut. So lange Sie selbst an diesen Ton glauben und Befriedigung darin finden, was brauchen Sie mehr für sich und für Ihr Schaffen? Sie werden immer Muth und Kraft aus Ihrem Glauben ziehen und das genügt, so lang' man nicht verhungert. Aber was wird, wenn Sie einmal nicht mehr d'ran glauben? Wenn die nörgelnde Scheelsucht der lieben Kollegen, die Gleichgültigkeit der Welt oder allerlei innere Vorgänge, Zweifel, Ungenügen es dahin bringen, daß Sie Ihren aparten Ton selbst verwerfen, daß Sie einen förmlichen Ekel davor empfinden? Denn so etwas kommt vor — Gott sei's geklagt! Und was dann? Einen anderen Ton finden Sie dann nicht mehr, das ist bei so stark ausgeprägter Individualität nicht möglich, das können eben blos die Dutzendpinsler, die Allerweltsklexer, die Alle genau ebenso malen, schön, glatt, korrekt und liebenswürdig, ob sie nun Schultz oder Müller heißen. Dann — dann ist die Krisis da. Und dann können Sie nur auch lieber Photograph werden. Es ist ein ruhiges Gewerbe."

„Ja — oder wahnsinnig," sagte Hilmar, der mit merkwürdig starren Augen zugehört hatte.

„Machen Sie keinen Unsinn!" rief die Kranich. „Dann hätt's Mancher werden können. Ueberhaupt war das

Alles nicht so gemeint, daß ich Ihnen bange vor sich selber machen wollte. Sie haben da eben nur eine Mitgift von der Mutter Natur bekommen, mit der man ein bischen vorsichtig sein muß in unsrem uniformirten Zeitalter. In einem andren Jahrhundert hätt' sie Ihnen sicher Glück und Ruhm gebracht. Jetzt kann's nur geschehen, wenn sich die Dinge günstig gestalten. Gehen Sie nur ruhig Ihren Weg so weiter! Aber machen Sie sich keine zu hochfliegenden Hoffnungen! Die Welt ist stumpf, und Rudersport und Distanzritte interessiren sie heute tausendmal mehr, als alle Kunst, besonders eine, die anders ist, als die gewöhnliche und bei der man nicht so gedankenlos drüber hingehen kann. Nachdenken mag man heute am allerwenigsten."

Hilmar machte eine zornige Armbewegung. „Man muß sie eben zwingen," stieß er heraus, „wider ihren Willen muß man sie zwingen. Das kann die Kunst, die wahre, große Kunst, — das m u ß sie können. Dadurch erweist sie, ob sie's ist, auch heute noch. Denken Sie denn, wenn heute ein Michelangelo käme und malte die Decke der Sixtina oder meißelte einen Moses, die Menge würde ihn gleich bewundern und vor seinen Werken anbetend niederfallen? Ich glaube nicht daran. Sie würde erschreckt und verwirrt sein, vielleicht spotten, im besten Falle verstummen. Aber er würde sie zwingen, auf die Kniee würde er sie niederzwingen vor seinen Genius und würde siegen."

Seine Augen flammten. Die Kranich stopfte sich phlegmatisch eine neue Pfeife und nickte. „Ja," sagte sie. „Früher oder später. Das glaub' ich auch. Es

fragt sich dann blos, ob man Zeit hat, zu warten. Das Leben ist so kurz. Und es ist schon Mancher angefeiert worden, nachdem er erst glücklich verhungert war."

„Ich habe keine Zeit," brachte Hilmar zwischen den Zähnen hervor, „ich nicht. Ich habe schon genug davon verloren."

Es war dunkel geworden. Die Kranich hatte die Skizzenblätter bei Seite gelegt und rauchte. „Warum rauchen Sie nicht?" fragte sie. „Sie bringen sich da um einen der größten Genüsse des Daseins. Man verpafft sich so viele dumme Gedanken. Und man wird ruhiger dabei."

Hilmar hatte mit nervösen Fingern seinen Bart zu bearbeiten begonnen. „Ich hab' keine Zeit dazu," sagte er, „und ich hatte auch nie Zeit. Ich glaube nicht, daß es ruhig macht; man muß ruhig sein, um behaglichen Genuß davon zu haben."

Eine Weile schwiegen sie Beide. „Erzählen Sie mir doch etwas von Ihrem Leben," sagte die Kranich endlich, „ich hab' Ihnen von dem meinigen erzählt."

„Da ist nichts zu erzählen," stieß er aus, „mein Leben soll ja erst anfangen. Bis dahin —" Er blies in die Luft. „Es war wie ein Nebel, der darüber lag. Ich bin aus sehr armem Hause, aus gar keinem Hause eigentlich. Meine Mutter war eine Theaterdame, eine Operettensängerin. Sie soll schön gewesen sein und eine herrliche Stimme gehabt haben. Die verlor sie aber sehr früh und dann — Nun, dann kam das Elend. Ich weiß nicht, wer mein Vater war, ich habe mich nie darum gekümmert. Einer von diesen Vielen, die das für

keine Sünde halten, ein Kind in die Welt zu ſetzen, das nie einen Vater haben wird und das in Armuth und Schande aufwachſen muß. Als drei- oder vierjährigen Jungen hat mich nach dem Tode der Mutter, die an der Auszehrung zu Grunde gegangen ſein ſoll, der Wirth unſeres Hauſes, deſſen Ehe kinderlos geblieben war, zu ſich genommen. Er war Lithograph und erzog mich für ſein Gewerbe, ich hätte einmal ſein Nachfolger werden ſollen. Und ich war auch feſt entſchloſſen dazu und hab' mein Handwerk ſo gut betrieben, wie nur Einer. Nur das dumme Zeichnen konnt' ich daneben nicht laſſen. Und mit der Zeit glaubt' ich mich zu etwas Höherem berufen und vernachläſſigte mein Handwerk gröblich. Ich fühlte mich ſterbensunglücklich und wurde ein unleidlicher Geſell. Sie hatten ihm eben ein Kuckucksei in's Neſt gelegt, dem wackren Meiſter, und er grämte ſich weidlich über mich undankbaren, faulen, vom Größenwahn beſeſſenen Burſchen. Ich hab' ihm viel Herzleid bereitet. Es iſt überhaupt mein Verhängniß, immer den ſchnödeſten Undank zu üben."

Er knirſchte die letzten Worte nur noch zwiſchen den Zähnen hervor. Dann ſprach er überhaupt nicht weiter, ſondern ſtierte, die Arme über der Bruſt verſchränkt, in den ſternenüberblitzten Himmel hinauf. Die Kranich rauchte eine Weile ſchweigend weiter, bis ſie fragte: „Und wie iſt aus dem Lithographen der Maler geworden?"

„Durch Protektion," kam es mit einem bitteren Aufklang von Hilmar's Lippen. „Ich fand Einen, der an mich glaubte. Durch Zufall fand ich ihn. Er ließ mich

lernen, die Akademie beſuchen, er gab mir Alles. Er war reich und kinderlos. Er konnte ſich das ja wohl gewähren Es war ein Sport, wie ein anderer. Ich mag wenigſtens nicht glauben, daß es etwas Anderes geweſen wäre, obgleich ſelbſt dann — Nun, kurz: ich hab's ihm ſchlecht gelohnt, ihm auch. Und, ſo bin ich bis heute nur durch Andere bis dahin gekommen, wo ich jetzt bin, und ſchleppe überdies noch eine Doppelſchuld hinter mir her. Manchmal drückt ſie noch, es iſt wie eine Eiſenkette, die Einem in's Fleiſch ſchneidet. Jetzt will ich aus mir ſelber etwas werden. Und dann — damit wird auch das geſühnt ſein. Ich habe dann bewieſen, daß ich nicht anders konnte, damals nicht und nachher wiederum nicht. Aber etwas werden muß ich, ſchon um vor mir ſelber gerechtfertigt dazuſtehen und Frieden zu finden. Und ich habe nicht viel Zeit — Sie begreifen."

Die Kranich begriff Vieles immer noch nicht, aber ſie fragte nicht weiter. Sie ging, um ihr Leibgetränk zu holen, den Marſaletta; den ſie, den Fiasko zu dreißig Soldi, einkaufte und der nie bei ihr ausging. Auch Brod und Schafkäſe war da, überdies Pizzutelli und geröſtete Maronen. Es war ein lukulliſches Abendeſſen für ſie und ſie konnte Hilmar ſchon dazu einladen. Sie tafelten da oben munter zuſammen. Von drunten ſchollen nur die heiſeren Rufe der Zeitungsverkäufer herauf, welche überall im Laufſchritt die Abendblätter ausſchrieen, und das Kreiſchen der gehemmten Räder an den Wagen, welche die ſteile Straße hinabrollten. Wie ein fernes, dumpfes Meeresbranden hörte man dazwiſchen das Getöſe des abendlich belebten Korſo.

Um Hilmar auf andere Gedanken zu bringen, schwatzte die Kranich von der Kunst und den Künstlern in Rom. Die Letzteren kannte sie alle; manchmal konnte sie mit zwei, drei Worten sie in ihrer Eigenart treffend charakterisiren. Dabei wurde sie nie bitter, sie lachte immer nur über die Absonderlichkeiten der Menschen und für all' ihre Fehler und Schwächen hatte sie ein entschuldigendes oder duldsames Wort; statt anzuklagen, hatte sie Mitleid.

„Wie merkwürdig tolerant Sie sind!“ sagte Hilmar einmal bewundernd dazwischen.

„Das lernt sich,“ meinte die Kranich. „Wen das Leben so herumgeworfen hat, wie mich, der steigt vom hohen Pferde herunter. Jeder auf seine Façon! Und nur nicht verdammen, sondern lieber zu helfen suchen, wo es geht. Man sagt immer, nach Rom kämen heute, wo die große Aera längst vorbei ist und der Künstler bei uns ausgelacht wird, wenn er zum Studium und auf der Suche nach Motiven hierhergeht, nur noch gescheiterte Existenzen. Das ist natürlich sehr übertrieben. Aber ein Korn Wahrheit ist schon d'rin. Und wieviele verdirbt Rom nicht selber! Der Wein, die Weiber, das ungezwungene Leben — Es liegt so in der Luft. Und dann sind zuviele Nichtsthuer hier, — das steckt an. Sie versäumen den richtigen Augenblick, wieder fortzugehen, und verbummeln dann. Es ist ein Jammer, zumal für die Deutschen hier der Markt sehr schlecht ist. Und doch steckt eine Fülle von Talent, ja, von Genie in der Künstlerschaft hier. Aber das verkümmert ungenutzt.“

„Der römische Himmel ist daran Schuld, würde Degenhardt sagen,“ warf Hilmar ein.

Die Kranich wurde stumm. Es war Hilmar merkwürdig, daß sie einzig von ihm nicht gesprochen, seinen Namen garnicht erwähnt hatte, obgleich es ihm vorkam, als ob der Alte und sie auffallend viel Verwandtes miteinander in Wesen, Lebensart und Anschauung hatten. Beide bargen sichtlich einen weichen Kern unter rauher Schale und ihre Devise war: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut.“ „Was halten Sie von Degenhardt?“ fragte er plötzlich geradezu.

„Oh, der kann malen,“ sagte die Kranich. Weiter nichts. Und dann stopfte sie sich eine neue Pfeife.

Hilmar fand es endlich an der Zeit, zu gehen. Er drückte der Kranich beim Abschied warm die Hand. „Von jetzt an komm' ich öfter. Es gefällt mir bei Ihnen,“ sagte er.

„Soll mich freuen,“ erwiderte sie trocken. „Schmeicheleien brauchen Sie mir aber weiter nicht zu sagen.“ —

An einem der nächsten Tage machte die Kranich Hilmar auch mit den übrigen Bewohnern des obersten Stockwerks bekannt. Sie fand, daß sich das schicke, und er that ihr den Gefallen, mit ihr zu gehen.

Die Ateliers waren, wie immer, zumeist von malenden Damen in Beschlag genommen, die sich in den besonderen Schutz der Kranich begeben hatten, obgleich es die Mehrzahl, wie die Kranich meinte, „nicht mehr nöthig hatte.“ „Es ist merkwürdig, welch' ein trefflicher Schirm und Schutz für die Weiber Häßlichkeit in der Welt ist!“ sagte sie, „ich hab' das an mir erfahren. Und wenn Ihnen all' diese späten Mädchen — das ist ja so üblich — durch geheimnißvolle Andeutungen und etliche Seufzer oder Blicke weis machen wollen, sie hätten

auch heirathen können, gerade so wie ihre Schwestern, und hätten nur nicht gewollt oder es habe da irgend ein Hinderniß oder gar ein tragisches Ereigniß gegeben: glauben Sie's ihnen nicht! Häßliche, alte Jungfern, die sich auf's Malen oder Schriftstellern verlegen, sind alle durch die Bank einfach sitzen geblieben, weil sie Keiner gewollt hat. Das Andere ist alles dummer Schnack und Flunkerei, und wenn sie könnten, griffen sie heute noch mit allen zehn Fingern zu. Ueberhaupt: das Vorurtheil gegen alte Jungfern — das ist auffallend berechtigt. Das sag' ich Ihnen."

„Bei Ihnen verlernt man's aber," sagte Hilmar.

„Reden Sie keinen Unsinn!" gab die Kranich zurück, „ich bin überhaupt ein ganz neutrales Wesen, ich hab' garnichts vom Weibe an mir."

Unter den Kunstgenossinnen, zu denen die Kranich ihn führte, interessirte Hilmar am meisten seine Atelier-nachbarin. Es war ein merkwürdiges, verkrüppeltes Wesen mit weißblonden Haaren und lichtscheuen Albino-Augen. Die Kranich hatte ihm erzählt, daß sie aus einem uralten, russischen Fürstengeschlecht stammte, dessen letzter Sproß sie war. Sie nannte sich aber nur Alexandra Lokodnikow und wurde zumeist Sascha oder Sascha Petrowna genannt. Dies verkümmerte und zurückgebliebene Geschöpf, das nie in die Sonne blicken konnte und mit ihren zwinkernden, trüben Augen den Eindruck erregte, als wage sie keinen Menschen anzusehen und wisse nichts von der bunten Farbenfülle der Welt draußen, malte Blumen von so leuchtender Schönheit, von solchem Schmelz und solch' frischer Ueppigkeit, daß man wie ge-

blendet davor stand. Sie feierte wahre Farbenorgien auf ihren Bildern, wie in einem Rausch schienen sie gemalt. Das ganze Atelier war mit Vasen in allen nur erdenkbaren Formen angefüllt, alle Zeitalter und alle Stile schienen darin vertreten, und in allen waren frische Blumen.

Sascha Petrowna mußte den größten Theil ihrer Einnahmen in die Blumenhandlungen und zu den Gärtnereien tragen. Ein betäubender Duft war im Gemach. Da hingen Zweige mit den Riesenblüthen der weißen Datura, echte alt-etruriſche Krüge waren mit Tuberoſen gefüllt, Veilchen, Nelken, Cyklamen und Roſen verſandten aus venezianiſchen Glasſchalen ihre Wohlgerüche. Selbſt die Glocken der Yukka-Blüthe und die gelben Blumen des Opuntien-Kaktus waren vertreten. Und das Alles brachte Sascha Petrowna mit ihrer verkrüppelten Hand und ihren glanzloſen Augenſternen in künſtleriſchem Arrangement mit ſo farbenfriſcher Natürlichkeit auf die Leinwand, daß man den Duft ihrer gemalten Blumen zu ſpüren glaubte. Das ganze Zimmer mit ſeinem Oberlichtfenſter erſchien wie ein Treibhaus, von den Wänden war vor angenagelten Palmenwedeln und Lorbeerzweigen nichts zu ſehen.

Und zwiſchen alledem kauerte die kleine Mißgeſtalt Sascha Petrowna's und ſchien am liebſten vor Angſt und Verlegenheit in ſich zuſammenkriechen zu wollen. Hilmar aber fühlte ſich ſonderbar zu ihr hingezogen. Selbſt ihre Sprache, ein ſeltſam rauhes und doch mit dem ſingenden Tonfall der Ruſſen vorgebrachtes, hie und da fehlerhaftes und franzöſirtes Deutſch, gefiel ihm. Er wurde warm in den Ausdrücken ſeiner Ueberraſchung und Bewunderung, ſoviel die Malerin ſelber auch abwehrte.

„Darf ich wiederkommen?“ fragte er, als er ging.

„Aber jede Stunde,“ erwiderte sie. „Wir sind ja Voisins. Und ich werde auch kommen. Stören werd' ich Sie nicht viel, wenn Sie erst zu Hause arbeiten. Bei mir ist es immer ziemlich still.“ Es ging ein melancholisches Lächeln um ihren Mund, der das fahle, tartarische Gesicht dieses Mädchens, dessen Alter man nicht zu errathen vermocht hätte, beinahe anziehend machte.

Es war Hilmar selber wunderlich, daß er jetzt, wo er die Hand Sascha's Abschied nehmend in der seinen hielt, unwillkürlich die schöne Esthländerin in Gedanken neben dies grausam verkürzte Geschöpf stellte; ihrer Beider Lächeln mochte etwas Aehnliches haben, aber doch kam es ihm wie eine Rohheit vor, daß er es that.

Die übrigen Kunst- und Haus-Genossen, bei denen die Kranich ihn einführte, machten auf Hilmar keinen großen Eindruck. Es waren meist dilettirende Anfängerinnen, die in Rom besser zur Geltung zu kommen gedachten oder sich auch wirklich an den alten Meistern fortbilden wollten, wenn sie es nicht bloß auf Unterrichtsstunden für aquarellirende Engländerinnen abgesehen hatten. Um so mehr Aufsehen erregte ihrerseits die Erscheinung des jungen Malers selbst unter diesen alternden Jungfrauen. Sie fanden ihn unglaublich interessant; Käthchen Steinmann, die Spezialistin für Augen war, weil sie es in der Karlsruher Malklasse überhaupt nicht weiter gebracht hatte, als bis zu den Augen, behauptete sogar, es seien weltschmerzliche Augen, die Augen des Childe Harold, die in Hilmar Berndt's Antlitz funkelten. Eine gährende Erregung ging durch alle Ateliers.

„Die ſind ſchon alle in Sie verliebt," erklärte die Kranich, „dieſe verdrehten Schrauben. Aber der Plural macht die Sache zum Glück ungefährlicher für Sie. Sonſt iſt eine verliebte, alte Jungfer ja das Schrecklichſte, was es auf Erden giebt."

Der einzige, männliche Atelierinhaber bei der Kranich war Jacques Bachler, den Hilmar bereits kannte. Die Kranich behauptete, er wohne nur deshalb ſeit zehn Jahren hier, weil er immer hoffe, hübſche, junge Malerinnen zu Ateliernachbarn zu bekommen und ſo bequeme Gelegenheit zu kleinen Liebesabenteuern zu finden, er werde aber jedes Jahr auf's Neue ſchmerzlich enttäuſcht. Einmal ſei allerdings eine bildhübſche und blutjunge Radirerin dageweſen, der er denn auch in ſeiner „affigen Manier" furchtbar die Cour geſchnitten habe; die hätte ihm aber eines ſchönen Tages eine gewaltige Ohrfeige verabreicht, zudem mit einer ſo geſchwärzten Hand, daß man die Spuren ihrer Finger noch mehrere Tage auf Jacques Bachler's Wange habe entdecken können. Geſcheidter ſei er jedoch immer noch nicht dadurch geworden.

Was er übrigens malte und wovon er lebte, wußte eigentlich Niemand. Denn er wurde nie mit einem Bilde fertig, weil er ſich immer von den Andern, die das allmälich ſchon als Sport betrieben, einreden ließ, er müſſe dies und jenes erſt ändern; manchmal gelangte das Bild auf dieſe Art durch zwanzig Metamorphoſen endlich wieder in ſeine urſprüngliche Geſtalt zurück. Er hatte freilich das ganze Atelier voll bemalter Leinwand liegen, ganze Stöße, die übereinandergeſchichtet waren; aber er erklärte, kein Geld zu haben, um ſie einrahmen zu laſſen, außer-

dem gäben sie auch kein Zeugniß von seinem jetzigen Können mehr. Man sagte ihm nach, daß alle diese Bilder garnicht von ihm, sondern von einem verstorbenen Bruder herrührten, zumal man Landschaften aus dem Orient darunter entdeckt hatte, den Jacques Bachler notorisch nie bereist hatte. Wahrscheinlich verkaufte er unter der Hand einzelne davon, es schwebte aber ein gewisses Dunkel darüber.

In seiner gezierten, süßlichen Manier, immer mit drei gespreizten Fingern durch seinen Ziegenbart streichend, empfing er Hilmar, dem gegenüber er das herablassende Wohlwollen des anerkannten Meisters gegen den namenlosen Anfänger zur Schau trug. Im Grunde war er durch den Einzug Hilmar's nicht sonderlich erbaut worden, weil er dessen Nebenbuhlerschaft fürchtete; bis dahin war er als der einzige Vertreter seines Geschlechts von den Kolleginnen verhätschelt worden oder bildete sich das in der geckenhaften Ueberzeugung seiner Unwiderstehlichkeit wenigstens ein. „Er ist eben ein Affe," erklärte die Kranich, die ihn auch in's Gesicht nicht schonte, „aber er thut keiner Fliege 'was zu Leide."

Allen Gegenbesuchen entzog sich Hilmar dadurch, daß er nach wie vor tagsüber draußen malte und erst mit der Dunkelheit zurückkam. Er hatte aber die Kranich beauftragt, den Damen, wenn sie nach ihm fragen würden, sein Atelier mit allen Berliner Skizzen zu zeigen und nur die römischen Studien in ihrem Versteck zu belassen. Er erfuhr denn auch, daß alle dagewesen waren, natürlich voller Entzücken über seine Sachen und voll schmerzlichen Bedauerns über sein systematisches Fernbleiben, das ihn aber nur noch interessanter machte; blos Jacques Bachler

hatte sich abschätzig über die „hingestrichenen Kleinigkeiten“ geäußert, die „von garkeinem Ernst zeugten,“ und Sascha Petrowna war noch nicht gekommen.

Hilmar's Arbeiten draußen setzte das Wetter eines Tages ein jähes Ende. Im Grunde war es ihm recht, daß er gezwungen wurde, aufzuhören, denn er hätte sonst wahrscheinlich niemals zu enden gewußt. Seine Skizzenmappe war reichlich gefüllt; aber wie viel galt es noch zu malen, und wann hätte er sich sagen können, daß er genug habe? Je mehr er malte, desto unerschöpflicher schien der Reichthum an Motiven zu werden. Und er hätte das Alles umfassen mögen, denn Alles reizte und lockte ihn gleichermaßen. Wer sagte ihm, daß schon das Charakteristische überall herausgehoben und wiedergegeben war?

Nun regnete es. Ein paar Tage schon hatte der Scirocco mit feucht-schwülem Athem durch die Stadt geheult; dann stürzte das Wasser herab, als ob die schwarzgrauen Wolken, die bis dahin in regelloser Jagd über das bleierne Firmament gehetzt worden waren, niederbrechen und sich entleeren wollten. Es war jener römische Regen, der mit gleichmäßiger Heftigkeit herabprasselt, Blasen wirft und nie enden zu wollen scheint. Es machte den Eindruck, als ob es von oben und unten zugleich regnete. Es wurde nie Tag, und eine unendliche, graue Melancholie brütete über der Welt. In den Häusern drang die schwere Feuchtigkeit der Luft überall durch die dicksten Wände, Alles fühlte sich feucht an: Betten, Kleider, Papier; man verbrauchte eine Schachtel mit Wachsstreichhölzchen, ehe es gelang, Feuer anzuschlagen. Es war ein Wetter, um einen Selbstmord zu begehen.

Hilmar hatte sich eine Riesenleinwand aufspannen lassen. Sie nahm die ganze Länge seines Ateliers in Anspruch und er hatte sich eine besondere Staffelei dafür konstruiren müssen. Dennoch schien sie ihm für seine Pläne nicht groß genug. Was sollte nicht Alles da hinauf! Und andererseits überfiel ihn wieder ein Bangen, ein Schauder bei dem Anblick dieser gewaltigen, kahlen Fläche. Wie eine feindliche Gewalt drohte sie zu ihm herüber, nüchtern, höhnisch, als grinse sie vor Spott über seine Einbildung, er werde sie bezwingen können. Dann erschien sie ihm eher als ein Schlachtfeld. Aber würde er darauf siegen? Eine matte Verzagtheit überfiel ihn zu Zeiten. Fast zornig blickte er zu der Leinwand hinüber, als wollt' er seine Kräfte und ihren Widerstand messen, gegen einander abwägen. Auch wußte er nicht, wie er beginnen sollte. Der erste Kohlenstrich auf der noch jungfräulich unberührten Fläche dort kam ihm vor, wie der erste Schwertstreich, der zugleich der entscheidendste war und für Sieg oder Niederlage schon den Ausschlag gab. Abends packte ihn es manchmal wie ein Fieber. Wieder ein verlorener Tag! Nachts in seinen Träumen sah er häufig das ganze Bild vor sich, fertig bis in's Kleinste, bis in jedes Detail. Aber jede Nacht war es ein anderes. Und wenn er Morgens mit schwerem Kopf und hämmernden Pulsen erwachte, wußte er sich nicht mehr zu erinnern, wie das Bild ausgesehen hatte. Dann wirrte sich ihm Alles darin durcheinander. Er saß vor der Leinwand und stierte sie an. Seine Studien und Skizzen, die er rund um sich hatte, gefielen ihm nicht mehr. Der Rausch, in dem er sie geschaffen hatte, war

vorüber. Ein paarmal ließ er die ſchon mit dem Kohlenſtift erhobene Hand wieder ſinken. Es ging nicht. Das ſchwere, heiße Ringen des Künſtlers mit ſeinem Stoff war über ihn gekommen und warf ihn faſt zu Boden.

Die Kranich glaubte beſtimmt, daß das römiſche Fieber ihn gepackt habe. Sein Puls ging unerhört raſch und auf ſeiner Stirn perlten immerwährend die Tropfen. Sciroccowetter hatte um dieſe Zeit ſchon Manches verſchuldet, und Hilmar war leichtſinnig genug geweſen, den Sonnenuntergang in der Campagna zu erleben und unterhalb der Brücke Quattro Capi das Reſtchen noch erhaltenen, alten Tiberufers zu ſkizziren. Dergleichen rächte ſich. Von dem Sturm und Kampf, die durch Hilmar's Seele tobten, vermochte ſie ſich die rechte Vorſtellung doch nicht zu machen. Wenn er bei ihr ſaß, im „Salone," wo man auf deckenüberſpreiteten Kiſten kauerte und zu einem viereckigen Loch in der Wand, das die Kranich ſich ſinnreich hatte herausſchneiden und mit dünnem Glas bedecken laſſen, die Peterskuppel hereinſchaute, ſuchte ſie ihn mit ihren Bilderſchätzen zu zerſtreuen, denn ihr Chinin wollte er nicht nehmen. Aber auch dabei blieb er zerfahren, unſtät und ſchwermüthig. Ohne ein Wort zu ſprechen, warf er oft plötzlich die Heiligthümer der Kranich auf ihren Wandbord zurück und ſtürmte in ſein Atelier hinüber. Dann war jählings in ſeinem raſtlos fortarbeitenden Gehirn eine neue Idee aufgetaucht und er wollte die Hand raſch an ihre Verwirklichung legen. Aber immer wieder mußte er erfahren, daß der Weg vom Kopf bis in die Finger weit, ſehr weit ſei.

Endlich war eines Tages etwas auf der Leinwand.

Dem Laien mochte es wie ein Gewirr von Kohlenstrichen erscheinen, ein planloses Durcheinander, mit dem eine Kinderhand sich spielend ergötzt. Aber der Kenner sah schon einen Plan vor sich, die Idee eines Plans. Diese Schlängellinie da in der Mitte bezeichnete den Tiber; dort thürmten sich die Kirchen des Aventin; weit drüben jenseits ragte Sankt Peter; die unförmlichen Massen hier vorn bedeuteten ein Stadtviertel mit neuen Miethskasernen nnd dort die phantastisch durcheinanderlaufenden Zackenlinien die Riesentrümmer der palatinischen Kaiserpaläste. Umrisse einer Bergkette waren im äußersten Hintergrund angedeutet.

Was konnte und mußte noch Alles daran geändert werden! Jede Linie ließ sich wieder verwischen, durch eine neue ersetzen. Aber es war doch ein Anfang da, zum ersten Male etwas, was mit Augen zu sehen und mit Händen zu greifen war. Hilmar athmete auf. Wie eine Last fiel es von ihm ab. Mochte nun immerhin das Größte und Schwerste noch bevorstehen, er sehnte sich zu arbeiten, zu kämpfen. Einen Sieg erringen über Farbe und Form, das Widerstrebende, Uebergewaltige, Gegensätzliche unter die Macht seiner Idee zwingen, es mit ihr beherrschen, — das war's, das wollte er.

Es kamen hoffnungsfreudige, rauscherfüllte Tage. Trotz des gießenden Regens draußen und der dicken, grauen Luft. Hilmar begann die einzelnen Partien seines Bildes genauer aufzuzeichnen. Das gelang über Erwarten gut. Es fügte sich Alles ineinander und Alles schrie nach Farbe. Er glühte vor Schaffenseifer und heißer Erwartung. Er sah die Farben nun schon vor

ſich. Diesmal konnt' es ihm nicht mehr entſchlüpfen, das Bild. Eine herbſtliche Sonnenuntergangsſtimmung ſollte es werden, wie er ſie nun oft genug vom Janiculus vom Monte Teſtaccio, von der Höhe des Palatin aus beobachtet und ſkizzirt. Ein mildes, wehmüthiges Goldlicht über Allem und die Schatten blau zwiſchen den Ruinen und in den Hügelfalten. Das ſterbende Rom und doch ein lichtfreudiges, das nie ſterben kann und das der morgige Tag wiederum mit ſeinem Glanz küſſen wird, wenn es ſein Ausſehen auch immer auf's Neue wandelt.

Hilmar ſpürte plötzlich das Bedürfniß, zu Jemandem von ſeinem Plan zu ſprechen, Jemandem dieſen erſten Entwurf zu zeigen. Er wußte nur nicht, wer das ſein ſollte. Er hatte bisher ſeine Atelierthür immer von innen verriegelt gehalten und ſie nie geöffnet, wer auch bei ihm klopfen mochte. Max Höhnert, Berwick, Timm, ſelbſt der kleine Günther Dahlmann waren vergebens dageweſen. Er ſah ſie Alle zuweilen, wenn er Mittags in die Trattorie der Via Siſtina ging, wo ſie zuſammen ſpeiſten, aber zu ſich herein ließ er ſie niemals. Häufig konnte er auch dorthin nicht gehen, denn es koſtete jedesmal große Mühe, wieder fortzukommen. Die Künſtler, die dort ihre Mahlzeit hielten, kneipten ſich oft feſt oder unternahmen von dort aus Streifzüge in die Vignen außerhalb der Thore. Der Nachmittag ging faſt regelmäßig verloren. Immer fand man neue Gründe heraus, um zu feiern, eine neue Flaſche kommen zu laſſen, auf irgendetwas anzuſtoßen. Daß bei dieſem Wetter Niemand arbeiten konnte, ſtand ohnehin feſt, es war ja garkein Licht im Atelier, man hätte doch

nichts Geſcheidtes fertig bringen können, die Sciroccoluft machte auch viel zu ſchlaff, man wurde energielos, man hatte einen benommenen Kopf und zitterige Hände. Der Teufel mochte beim Scirocco arbeiten! Es blieb dabei garnichts Anderes übrig, als zu kneipen, man ſchlief einfach ein. Das war nun einmal ſo in Rom, dawider konnte ſich Keiner auflehnen. Und wenn Hilmar ſich dagegen auch jetzt noch trotzig verhielt, er würde ſchon klein beigeben müſſen, das hatte keine Noth; beſſer aber, wenn er's gleich that, ſonſt konnte nur ſeine Geſundheit darunter leiden.

Ueberhaupt arbeitete er ja viel zu viel. Alle waren ſich darüber einig. Das war eine ſehr löbliche, deutſche Gewohnheit, die ſich aber hier nicht fortſetzen ließ. Man mußte dem Klima eben Rechnung tragen oder man hatte es zu büßen. Sie alle hatten es an ſich erfahren. Und alle wußten abſchreckende Geſchichten von jungen Künſtlern zu erzählen, die ſich trotz des erſchlaffenden Klimas aus purem Eigenſinn oder aus dummer Ruhmſucht überarbeitet hatten und dann an der Perniciosa zu Grunde gegangen waren. Von künſtleriſchen Dingen war an dieſem Mittagstiſch weit ſeltener die Rede, als von der ſchwierigen Entſcheidung über die Frage, wohin man Nachmittags gehen und was man anfangen ſolle. Hier konnte Hilmar Keinen finden, dem er jetzt Vertrauen ſchenken, von dem er jetzt einen Rath annehmen mochte. Wie eine Entweihung wär' es ihm erſchienen. Er kam eigentlich jedesmal trauriger von ſolchem Zuſammmenſein zurück, er fühlte ſich vereinſamter danach, als vorher.

Plötzlich dachte er eines Tages an Saſcha Petrowna.

Warum ließ er sie nicht kommen, um sich ihr zu offenbaren und ihr Urtheil zu hören? Es war sonderbar, daß ihm das nicht eher eingefallen war. Er hatte eine tiefe Sympathie für die verkrüppelte Blumenmalerin gefaßt, in deren Bildern sich ihm eine schwelgerische Schönheitswonne verrieth, die in so grellem Kontrast zu ihrem Schicksal stand, das sie von allem Holdesten und Köstlichsten ausschloß. Ein heißes Mitleid war in seiner Seele wach geworden. Aber gleichzeitig mochte wohl eine geheime Scheu, ja, beinahe ein Grauen in ihm lebendig werden; er konnte nichts Häßliches sehen, er hatte immer eine instinktive Furcht vor jeder Berührung mit etwas Unschönem, Mißgestalteten gehabt. Es bereitete ihm geradezu ein körperliches Wehegefühl. Wie Augen und Sinn sich bei ihm am Schönen berauschten, in ihm badeten und aus ihm alle Kraft und allen Werth des Daseins sogen, schreckte er vor dem Unschönen zurück, als ob es ihn beleidigte und verhöhnte. Er wurde schwach und verzagt ihm gegenüber. Deshalb hatte er damals in Gedanken die schöne Esthländerin neben Sascha Petrowna gestellt: er hatte sich zurückrufen müssen, daß Sascha Petrowna nicht das Weib war, daß die Natur das Weib nicht so geschaffen. Wenn er die Augen geschlossen oder sie unverwandt auf die leuchtenden Blumenbilder gerichtet hätte, würde er sich gern wieder und wieder mit ihr unterhalten haben; ihre Stimme schon that ihm wohl. Aber ihr Anblick war ihm schmerzvoll. Und doch mußte und wollte er sich bezwingen.

Trotz alledem war Hilmar schon ein paarmal an Sascha's Atelierthür gewesen, ohne zu klopfen. Er horchte nur immer hinüber, als ob er auf irgendeinen Ton von

836660

drinnen wartete. Und einmal, während es ſonſt immer todtenſtill war, vernahm er wirklich einen und ſpürte plötzlich ein wunderbares Herzklopfen dabei. Da drinnen erklang eine Stimme, die er kannte, die er irgendwann ſchon gehört hatte, — einmal nur und ganz kurz, ganz flüchtig; aber er hätte ſie unter tauſenden wieder herausgefunden und konnte ſie nie vergeſſen. Es war die Stimme, die Hilmar im Garten der Malteſer-Villa auf dem Aventin gehört hatte. Einen Augenblick ſchwankte er, ob er klopfen ſollte. Dann trat er zurück. Aber er konnte heute nicht mehr malen. Er wartete, bis nebenan die Thür ging und leiſe, ſchwebende Schritte über die knarrenden Holzdielen des Flurs ſich entfernten. Ein „Auf Wiederſehen!“ hatte noch mit der vollen, tieftönigen Stimme, über die Hilmar ſich jetzt nicht mehr täuſchen konnte, zurückgeklungen. Als die Dämmerung ſchon faſt hereingebrochen war, ging er zu Saſcha Petrowna.

Sie kam auf ſeine Bitte gleich mit ihm hinüber in ſein Atelier. „Von ſelbſt ſind Sie nicht gekommen,“ ſagte er, „man muß Sie erſt holen.“

„Als Sie fort waren, reizte es mich nicht,“ erwiderte ſie ruhig; „ein Atelier ohne den Maler iſt garnichts, iſt todt, iſt wie eine bloße Hülle. Und ſeit Sie retournirt ſind, iſt immer verſchloſſen.“

Sie wußte das Alles, — er fragte nicht, woher? Er begann ihr haſtig ſeine römiſchen Studien zu zeigen und zu erklären. Es war etwas Unſtätes dabei in ſeinen Bewegungen, denn wieder hatte ihn ein leiſer Schauer überronnen im Zuſammenſein mit ihr und er wollte dieſe widrige Schwäche beſiegen. Sie betrachtete Alles mit ihren trüben,

gleichſam geblendeten Augen, und ſo wenig ſie dabei ſprach, empfand er doch, daß ſie Alles verſtand und ſich in Alles hineinzuleben wußte.

„Sie ſind ein immenſes Talent," ſagte ſie plötzlich mit tiefem Erſtaunen. Hilmar mußte lächeln. „Nur ein bischen inquiet," fuhr ſie fort. „Schade! Aber ça se trouve. Sie werden älter werden. Sie werden lernen, ſich zu beſchränken. Sie werden das finden, was Ihr eigentliches ressort iſt. Und dann werden Sie Meiſterwerke ſchaffen und ein veritabler maestro ſein. C'est sûr et certain. Aber was iſt nun das?"

Sie hatte ſich ihren Malſchemel vor die große Leinwand gerückt. „Das ſoll mein Bild werden," ſagte Hilmar und begann die einzelnen Partien ſeiner Kohlenzeichnung zu erläutern. Sie hörte ihm ſchweigend zu, unverwandt dies Gewirr von Strichen betrachtend, in das ſie in Gedanken Leben und Farben brachte.

„Aber was ſoll es denn nun ſein"? fragte ſie, als er ſchwieg. „Wie wollen Sie es taufen?"

„Rom," erwiderte er. „Ganz einfach: Rom. Es ſoll keine beſtimmte Ausſicht auf Rom ſein, kein Theil der Stadt, ſondern das ganze Rom; alles das, was an Rom heute das Charakteriſtiſche iſt, was man unter dieſem Namen verſteht und was ſich ſo in der ganzen Welt nicht zum zweiten Mal findet."

„Eine Kompoſition alſo? Eine Idee?"

„Nein," ſagte er, „ein Bild. Uebrigens: nennen Sie es doch, wie Sie wollen. Was kommt darauf an? Wenn es nur überhaupt etwas iſt! Aber es gefällt Ihnen nicht, nicht wahr? Sie haben keine Vertrauen dazu?"

„Oh!“ machte sie, „wohin denken Sie? Man kann ja noch nicht sehen, man weiß ja noch garnicht. Man muß abwarten. Das ist etwas so Ungeheuerliches und etwas so Absonderliches, das kann man nicht so beurtheilen. Sie können viel und deshalb wollen Sie auch viel. Ça se comprend. Aber doch wäre besser gewesen, etwas Anderes, etwas Kleineres malen, blos ein ganz bestimmtes Ausschnitt, wissen Sie?“ Sie stand auf und schnippte mit ihren verkrümmten Fingern in der Luft. „Ach, das ist Nonsens. Man kann nicht, wie man will. Der Künstler muß wollen. C'est ça. Es ist eine bêtise, etwas rathen zu wollen. Wer einen Künstler für sein Stoff, das er wählt, verantwortungsvoll macht, ist eine bête. Das Stoff wählt sich den Künstler — c'est l'affaire. C'est plus fort, que lui. Man muß so thun.“

Sie schickte sich an, zu gehen. Es war fast dunkel geworden. Hilmar hielt ihre Hand einen Augenblick in der seinen, er zwang sich dazu. „Ich danke Ihnen,“ sagte er, „das waren gute Worte. Und ich werde nun oft kommen, mir Rath und Trost von Ihnen zu holen.“ Er zögerte eine Sekunde, ehe er hinzusetzte: „Sie hatten Besuch heute.“

„Ja. Sie hätten kommen sollen, sie sehen. Es ist eine beauté. Eine deutsche Russin, nicht blos schön, — ça ce n'est pas son mérite, — aber sehr gescheidt und das guteste Herz von der Welt. Sie kommt öfter zu mir und nächstes Mal ich werde sie zu Ihnen bringen. Sie wollen?“

Hilmar barg seine Verlegenheit hinter einem Lachen. „Ich weiß nicht, ob es ihr hier gefallen würde. Es ist für Laien so wenig zu sehen.“

„Ah!“ machte Saſcha Petrowna. „Sie wollen ſie nicht. Sie wollen überhaupt Keinen. Je comprends. Ça vous troublerait. Eh bien, man ſoll erſt etwas ſehen können. Dann Sie werden alſo kommen zu mir, wenn Mania Michailowna da iſt. Comme vous voudrez. Guten Abend.“ Und ſie hinkte hinaus.

IV.

Hilmar hatte mehrere Tage keinen rechten Arbeitsdrang. Eine gewiſſe Erſchlaffung war nach der fieberhaften Überanſtrengung der letzten Wochen bei ihm eingetreten, trotzdem das Wetter jetzt wieder hell und klar war und ſogar eine eiſige Tramontana die Straßen durchfegte. Er wartete immer auf etwas, ohne doch ſelbſt zu wiſſen, worauf? und verlor darüber die Schaffensruhe. Der Gedanke, daß die ſchöne Ruſſin zu Saſcha Petrowna kommen und daß dieſe ihn dann herüberrufen werde, hatte etwas Verſtörendes für ihn. Er ängſtigte ſich davor, ſie kennen zu lernen, wie wenn ihm eine Gefahr dadurch drohe, und doch zog es ihn auch wieder mit geheimnißvoll zwingender Macht zu ihr. Sein Auge lechzte förmlich nach ihrer Schönheit.

Endlich konnte er eines Tages ſein Bild nicht mehr anſehen und lief hinaus. Er trieb ſich planlos in den Gaſſen umher oder machte Atelierbeſuche. Hin und wieder betheiligte er ſich auch an einem Trinkgelage, wenn die Gelegenheit es ſo mit ſich brachte. Er ſuchte Anregung und Zerſtreuung, kam aber im Grunde immer mit einem

dumpfen Gefühl der Unbefriedigung und der Reue über die nutzlos vergeudete, kostbare Zeit zurück.

Von allen Ateliers, die er besucht, ließ das des Bildhauers Heinz Lüders den tiefsten Eindruck bei ihm zurück. Die Persönlichkeit dieses Künstlers, die sich in so wohlthuender Weise mit seinen Werken deckte, zog ihn merkwürdig an. Heinz Lüders gehörte zu dem Stamm jener alten Bildhauer in Rom, die aus einer längst verschollenen Zeit noch übrig geblieben zu sein schienen und von denen eigentlich kein Mensch mehr wußte. Er war früher als vielversprechendes Talent beliebt gewesen, als er vor vierzig und mehr Jahren über die Alpen gezogen, er war berühmt geworden durch seine ersten römischen Werke. Dann waren so viele Andere gekommen, die ihn verdrängt hatten, und er hatte das ruhig geschehen lassen. Er war nicht im Stande, seine Ellenbogen zu gebrauchen, er bedurfte keiner Anerkennung, um zu schaffen, denn das Schaffen war ihm sein Leben. Und er wurde weder verbittert, noch neidisch, noch müde. Er arbeitete weiter, aus innerstem Drange, seiner eigensten Natur gemäß, ohne nach rechts oder links zu blicken, kraftvoll, hoffnungsfreudig, mit jugendlicher Begeisterung trotz seiner bleichenden Haare. Daß inzwischen längst ein anderes Geschlecht mit anderen künstlerischen Tendenzen, mit einem neuen Credo auferstanden war und man ihn vergessen hatte, wußte er kaum; es hätte ihn aber auch nichts gekümmert. Mit Jünglingsfrische handhabte er weiter den Meißel, — einer von denen, die noch selber den Marmor bearbeiteten, während die Jüngeren diese „Steinmetzarbeiten“ längst ihren Sbozzatori überließen, wenn das Gypsmodell fertig

war, um höchstens nachher noch die letzte Hand an die ausgeführte Marmorfigur zu legen, — und mit ganzer Seele war er bei jeder seiner Arbeiten, nach denen Keiner mehr fragte, die für ihn aber den Inhalt seines Daseins ausmachten.

So fand ihn Hilmar: eine schlanke, elastische Gestalt im weißen Flausrock, ein weißes Käppi auf dem noch vollen, gebleichten Haar; in einem energischen, scharf markirten Gesicht den weißgrauen Knebelbart und unter einer stark vorspringenden Stirn zwei große, blaue Augen voller Glanz und Güte; einen heiteren, schaffenskräftigen Greis mit den Bewegungen, den Blicken und Reden eines Jünglings. Und so führte Heinz Lüders den Besucher durch sein Atelier an der Ripetta, in dem er seit vierzig Jahren ununterbrochen hauste, immer gleich arbeitsfroh und gleich in sich befriedigt.

Es war kein Schau-Atelier für Fremde, denn es kamen keine hierher, sondern eine Werkstätte. Aber im Laufe der Jahre hatten sich doch Werke genug hier aufgehäuft in den drei aneinanderstoßenden Räumen, Gypsmodelle, Reliefs und Skulpturen; und als Heinz Lüders von jedem derselben das verhüllende Tuch fortzog, immer mit leuchtenden Augen deutend und erklärend, entschleierte sich für Hilmar die reiche Ernte eines langen Künstlerlebens. Er hatte nur immer zu staunen, er wußte selber nicht, ob er bewundern und beneiden oder trauern sollte; die widerstreitendsten Empfindungen kreuzten sich in seiner Seele. Zuletzt fiel die Hülle von einer riesigen Marmorgruppe, die in einer Nische des letzten Raumes auf einem Drehbock stand. Heinz Lüders' verarbeitete, grau bestaubte

Hände hatten leicht gezittert, als er die letzten Leinentücher fortzog, und etwas wie Verklärung lag in der Tiefe seiner Augensterne, als das Werk nun in leuchtender Frische dastand. Es stellte in überlebensgroßen Figuren den Ajax dar, der die Leiche des Patroklos aus der Schlacht trägt.

„Sechzehn Jahre hab' ich daran gearbeitet," sagte der Alte leise, „es ist das Hauptwerk meines Lebens."

Seine Hände hatten sich über dem aus den Haaren gezogenen Käppi gefaltet. Etwas wie Andacht schien ihn zu überkommen. Kein Gedanke daran war in ihm, daß dies machtvolle Werk in seinem Atelier ungewürdigt verstauben werde, daß die Kritiker dieser neuen Zeit darüber vielleicht spötteln und die modernen Bildhauer die Achseln zucken würden; nur eine heiße Dankbarkeit und eine freudige Genugthuung waren in ihm, daß es ihm vergönnt gewesen, so etwas zu schaffen. Es war die Canova-Schule, aus der das Werk stammte, — ohne Zweifel. Hilmar sagte sich das mit derselben Klarheit, mit der er einsah, daß auch Heinz Lüders' übrige Arbeiten, die Büsten, die Reliefs und Figuren, nicht die Leistungen eines bahnbrechenden, eigenartigen Genies seien und daß die neue Zeit ihr Recht habe, den eigenen Stil und den eigenen Ausdruck sich zu suchen, um über den einer aussterbenden Generation zur Tagesordnung überzugehen; aber doch erfüllte ihn der Anblick all' dieser vergessenen und verschollenen Erzeugnisse echten Künstlerempfindens und ehrlicher Arbeit mit Trauer und Bitterkeit. Und so würde auch die lebende Generation von einer kommenden wiederum überholt und verdrängt werden und nichts von ihr

bleiben, als nur ein paar ragende Gipfel. Wer aber durfte hoffen, zu ihnen gerechnet zu werden? Und wozu also ſchaffen in dieſem ewig wechſelnden Wellenſpiel?

Und bei alledem übte das Atelier mit ſeinem Inhaber eine eigenthümliche Anziehungskraft auf Hilmar aus. Es war ein aus Wehmuth und Bewunderung ſeltſam gemiſchtes Empfinden, was ihn hier überkam. Dieſer jugendliche Greis mit ſeinem unverwüſtlichen Lebens- und Hoffnungs-Muth that es ihm förmlich an; das in ſich beſchloſſene Genügen am künſtleriſchen Schaffen ohne Zweck und Lohn erfüllte ihn mit ſtaunender Ehrfurcht. Dazu war es überaus reizvoll, Heinz Lüders zuzuhören, wenn er von dem Rom der Vergangenheit ſprach. Dann flammten ſeine Augen in Begeiſterung. Er wußte noch vom Campo vaccino zu erzählen, von der Zeit, wo die Ochſenwagen der Campagnolen auf dem Forum lagerten, aus deſſen Schutt nur erſt ein paar einſame Säulen aufragten; vom Koloſſeum, das im Frühjahr wie unter einem Blüthenmeer begraben geweſen; er hatte alle die längſt verſchwundenen, maleriſchen Reize der Tiberufer gekannt und die ganze Romantik des ſchlafenden, zerfallenden, päpſtlichen Roms noch auf ſeine jugendfriſchen Sinne wirken laſſen. Mit König Ludwig hatte er in der Villa Malta in der Tafelrunde geſeſſen und alle Berühmtheiten einer lange begrabenen, heute faſt vergeſſenen Künſtlergeneration gekannt, die einſt nirgends anders, als in Rom, leben, lernen und ſchaffen zu können gemeint.

Und von alledem ſprach er, als wäre es geſtern geweſen. Es lebte Alles in ihm. Aber von Sehnſucht danach oder von Bitterkeit über die Wandlungen, die ſich

inzwiſchen vollzogen hatten, war keine Rede bei ihm. Er nahm das Leben hin, wie es ihm wurde, er ließ jedem ſein Recht; er konnte ſchaffen, er war glücklich. Arbeiten, die er alljährlich für ein paar befreundete Familien in Deutſchland in Auftrag erhielt, halfen ihm im Verein mit kleinen Erſparniſſen aus früherer Zeit ſeine beſcheidenen Lebensbedürfniſſe zu befriedigen und ſorgenfrei ſeiner Kunſt zu leben. Von der jüngeren Generation römiſcher Künſtler ſprach er mit der gleichen Ruhe, wie von dem neuen Rom überhaupt. Er ließ ſie gelten, er ſelbſt hatte keinen Theil daran. Sie mußten wohl ſo ſein, wie ſie waren. Trotz aller Veränderungen durch ein volles Menſchenalter war Rom immer noch ſeine einzige Liebe; wie man es hätte verlaſſen können, würde er nie begriffen haben. Nach Deutſchland kam er jedes Jahrzehnt ein Mal, er fühlte ſich dort nicht mehr heimiſch. „Die Leute haben alle das Schwärmen verlernt," ſagte er, „ſie ſind mir dort zu klug geworden." Lieber ſtrich er ſommerlang einſam in der hohen Sabina umher oder im ciminiſchen Walde.

Jeden Sonntag kam er mit Fritz Degenhardt im Café Greco zuſammen in der Via Condotti. Das ſtammte auch noch aus der früheren Zeit, heute wurde es längſt nicht mehr von den Künſtlern beſucht. Die beiden Alten aber ſaßen in dem verräucherten, niedrigen Lokal zuſammen, auf denſelben Plätzen, wie ſeit dreißig und mehr Jahren, und tranken für drei Soldi einſam ihren Kaffee, um danach in die Campagna hinauszuwandern und in einer cypreſſenumſchatteten Oſteria einzukehren, in einer von denen, in die heute Niemand mehr kam. Dann ging ihnen das

Herz auf und ſie ſprachen beim Wein von der großen, verſunkenen Zeit; Lüders mit jugendlichem Enthuſiasmus, Degenhardt mit grämlicher Verbiſſenheit und ätzender Ironie. Aber ſie verſtanden ſich vortrefflich. Sonſt ſahen ſie ſich die ganze Woche zumeiſt nicht; ſie arbeiteten.

Als Hilmar zum erſten Mal aus Heinz Lüders' Atelier zurückkam, ging er direkt zur Kranich hinüber. „Wiſſen Sie 'was?" ſagte er ihr, „ich glaube, ich bin zu ſpät auf die Welt gekommen. Früher dacht' ich immer das Gegentheil."

„Na, was iſt denn das nun wieder für 'n Unſinn?" brummte die Kranich, die ſich ſelber einen Keilrahmen für eine ihrer Kopien zurechtnagelte.

„Es iſt mir heute eingefallen, darüber nachzudenken, warum ich eigentlich Maler geworden bin," erwiderte Hilmar. „Ich hätt' ebenſo gut Bildhauer werden können. Was zwingt mich gerade zum Malen? Das iſt vielleicht garnicht mein eigentlicher Beruf."

„Ich glaube, Sie ſind g a n z toll," meinte die Kranich. Bei dem ernſten Geſicht, das er machte, wurde ihr aber beinahe ängſtlich zu Muth. In ſeinen Augen war manchmal etwas ſo Nachdenklich-Starres, daß es ſie ohnehin erſchreckte.

„Sehen Sie," ſagte er, „ich hab' Formgefühl und ich hege den Trieb in mir, zu ſchaffen — das heißt: der Schöpfer von etwas zu ſein. Aber doch nicht gerade von einem Bilde, ebenſogut von einem Marmorwerk. Ich hab' nur überhaupt die Gewißheit, daß ich dazu da bin, einen künſtleriſchen Drang zu bethätigen. Wenn ich nun ein paar Jahrhunderte früher auf die Welt gekommen

wäre, würd' ich verschiedene Kunstzweige zu gleicher Zeit ausüben können, ohne fürchten zu müssen, daß man mich auslacht, über meine Zersplitterung die Hände ringt und mich in keiner Kunst gelten läßt, weil ich sie alle betreibe. Denn das würde heut geschehn. Heut weiß man nicht mehr, daß es überhaupt nur eine Kunst giebt und nicht viele. Im Cinquecento wußte man's. Lionardo und Michelangelo waren nicht Maler oder Bildhauer, sondern Künstler, nichts Künstlerisches war ihnen fremd. Und so die Kleineren mit und nach ihnen. Kein Mensch verfiel auf die Idee, ihnen zuzuschreien, sie sollten bei ihrem Leisten bleiben, wenn der Maler zum Meißel, zur Feder oder zum Cirkel griff. Das galt nur als natürlich, als das Höchste der Kunst. Heut ist Alles in unserem Leben spezialisirt. Wer Eines kann, soll von allem Andern die Hand lassen. Man will nichts Ganzes, Volles und Rundes mehr, Alles soll Stück- und Flickwerk sein. Sie nennen das im engen Bezirk das Größte erreichen. Und der Schneider ist voll sittlicher Entrüstung, wenn der Schuster sich seine Jacke selber näht. Welch' ein merkwürdiger Rückschritt das ist! Als ob es nicht immer und ewig das Höchste bliebe: nach allen Seiten hin sich ausdehnen und bethätigen, das Ganze umfassen und so sich die Harmonie erringen! Sind wir denn so klein und so schwach geworden? Es ist doch ganz unmöglich, daß das Genie sich beschränken soll. Das kann es garnicht. Oder es ist eben keins. Und dann — Aber das muß sich doch erst ausweisen."

Die Kranich wußte nicht recht, was sie erwidern sollte. Er sagte das auch Alles mehr vor sich hin, als

zu ihr; an sie dachte er wahrscheinlich nicht dabei. Ihr war sonderbar unheimlich bei diesen Grübeleien. „Ach was!“ brummte sie ärgerlich, „malen Sie nur erst 'was Gescheidtes! Dann wollen wir weiter sehn. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister — oder wie's heißt. Und es ist ja wohl von Goethe.“

„Und der hat wahrlich bewiesen, daß das ein Grundsatz für die Philister ist und daß das Genie den Teufel danach fragt!“ Hilmar lachte nervös. Dann machte er eine heftige Armbewegung durch die Luft. „Der hat sich ausgelebt, der verstand's! Das war blos so ein Brocken, den er für die Handwerkerseelen hingeworfen hat. Deshalb hat er doch weiter gezeichnet und gesammelt und naturwissenschaftliche Forschungen betrieben neben seinem Dichtergewerbe und wußte nicht einmal, was unter alledem das Höchste sei. Er mußte das eben und das Alles war ihm gleichwerthig. Aber man verstand es nicht. Wann hätte man überhaupt den Genius verstanden?“

Es war das erste Mal, daß die Kranich und Hilmar in Unfrieden von einander schieden. Sie meinten es aber beide nicht ernstlich. Am nächsten Abend saßen sie schon wieder versöhnt beisammen und sprachen von Heinz Lüders, für den auch die Kranich eine stille Schwärmerei hegte.

Trotzdem war Hilmar, was er damals gesprochen, nicht wieder aus dem Kopf gekommen. Er ging in der Stille hin, um Modellirstunden zu nehmen. Zum Lehrmeister wählte er einen jungen, italienischen Bildhauer, den er rühmen gehört hatte und der noch unbekannt genug war, um bescheidene Forderungen zu stellen, zumal

einem Künſtler gegenüber, — während ſeine Technik glänzend war und die aller Deutſchen, deren Ateliers Hilmar geſehen, bei Weitem übertraf. So blieb auch ſein Thun am Eheſten verborgen und er brauchte vorläufig den Spott und das Kopfſchütteln unter ſeinen Kunſtgenoſſen nicht zu fürchten. War er erſt einmal über das Anfängerthum hinaus, wollte er bei Heinz Lüders in die Lehre gehen.

Sein Bild vernachläſſigte er deshalb aber nicht. Im Gegentheil hatte er jetzt plötzlich, ſeit er Abends zu Seſtilio Tornielli ging, um bei elektriſchem Licht modelliren zu lernen, wieder Geſchmack daran gefunden. Er arbeitete den ganzen Tag daran. Jetzt hatte ihn wieder ein Schaffensfieber gepackt und er ließ keine Stunde ungenutzt. Wenn die Kranich ihm Vorwürfe machte, lachte er. „Das iſt noch viel zu wenig! Ich möchte viel mehr. Und ich könnt' auch viel mehr, ich fühl's. Jeden Tag fühl' ich mich mehr aufgelegt und durſtiger nach Arbeit. Meine Kräfte wachſen dabei. Wenn der Tag nur nicht ſo kurz wäre! Wenn man nur nicht ſoviel Zeit verſchliefe! Ich möcht' mit beiden Händen zugleich arbeiten, damit ich nur etwas fertig brächte.“ Und die Kranich wußte noch nicht einmal, wo er ſeine Abende verbrachte.

Er hatte jetzt angefangen, einzelne Partien ſeines Bildes in Farbe auszuführen. Manchmal war er ſehr befriedigt von Dem, was er gemalt hatte. Er betrachtete es, wie das Werk eines Fremden, der ihn innerlich nichts anging, und freute ſich daran. Ja, ſo, wie er es da gemalt hatte, war es in Wirklichkeit, ſo hatte es ſeine Augen und Sinne und vor ihm die von Tauſenden und

Tausenden entzückt. Dann wieder machte ihn etwas bedenklich und verwirrt. War das auch so? Konnte die Mauer da so braungelb gegen den Himmel stehn? Schnitten die Pinien so scharf in den Horizont hinein? Dann lief er hinaus, im Malkittel, die Hände von Farben bespritzt, manchmal noch einen Pinsel in der Hand, kaum daß er sich Zeit ließ, den Schlapphut sich auf den Kopf zu drücken, und sah es sich an. Hin und wieder strich er auch rasch eine neue Skizze zusammen, nur in ein paar Andeutungen, minutenlang, und lief damit zurück, um die bessernde Hand an sein Bild zu legen. Es schritt jetzt rasch vorwärts.

Aber je mehr er arbeitete, desto unabsehbarer erschien ihm die Arbeit daran. Das Ungeheure des Unternehmens, an das er sich gewagt, kam ihm erst jetzt zum Bewußtsein, wo er einen Theil bereits überwältigt hatte; es erdrückte ihn beinahe. Alle diese tausend und abertausend Einzelheiten, die hier bedacht und berücksichtigt werden mußten, um nachher doch in der Allgemeinheit zu verschwinden, stürmten wie eine Fluthwelle über ihn herein. Eine einzige Farbennuance beschäftigte ihn manchmal so quälerisch bei einem scheinbar gleichgültigen Detail, daß er einen halben Arbeitstag darüber verlor. Er malte und malte. Aber für seine fieberhafte Begierde kam er viel zu langsam, kam er eigentlich garnicht vorwärts. Er wollte etwas Vollendetes vor sich sehen. All' dies Stückwerk befriedigte ihn nicht.

Er zog endlich einen dunklen Vorhang über die nur erst skizzirten und angedeuteten Theile seines Bildes, um den, an welchem er malte, als Ganzes, ohne Ablenkung

und Einmischung, vor sich zu haben. Nun konnte er besser arbeiten. Nur klein erschien ihm jetzt wieder Alles. Und er hatte immer neue Zweifel, ob er nicht dies und jenes noch unter allen Umständen in das Bild hineinbringen müsse, ob das überhaupt Rom war, wenn es darauf fehlte. So gerieth er immer mehr in's Uferlose, er sah keine Grenze und kein Ziel mehr. Im Grunde war eins so wichtig und so unentbehrlich, wie das Andere. Und dann die Staffage! Sollte überhaupt eine in das Bild? Und welche? Auch das beschäftigte ihn und machte ihm unabläſſiges Kopfzerbrechen. Er kam aus seinen Zweifeln nicht mehr heraus.

Schließlich nahm er sich vor, sich bei Sascha Petrowna Rath zu holen. Die besaß Verständniß für alles das, wie keine Zweite. Es war ihm ohnedies auffallend, daß sie noch nicht wieder gekommen war, ihn auch nicht zu sich gerufen hatte. Ihre schöne Landsmännin war doch sicherlich inzwischen schon wieder bei ihr gewesen. Hatte sie es vergessen, daß sie ihn dann hatte rufen wollen? Oder unterließ sie es absichtlich? Und warum wohl? Gönnte sie ihm den Anblick des schönen Mädchens nicht? Manchmal, wenn Hilmar Geräusch nebenan im Atelier hörte, lauschte er unwillkürlich, und wenn Stimmen dort vernehmbar wurden, schlug ihm das Herz. Einmal hatte er sogar das Ohr an die Wand gelegt; er schämte sich nachher selbst deswegen.

Die Kranich rieth ihm übrigens sehr ab, zu Sascha zu gehen. Diese Frauensperson, die in civilisirter Gesellschaft und anderswo, als in Rom, sich überhaupt nicht mehr für möglich hielt, die sich über Alles hinwegsetzte

und Allem ein Schnippchen ſchlug, hatte ihre moraliſchen Anwandlungen. Oder wie man es nun nennen ſollte: ihre konventionellen Bedenken. Unglaublich, aber wahr. Sie fand es nicht recht, daß er ſoviel mit Saſcha Petrowna zuſammenhielt. Ob ſie eiferſüchtig war? Oder ob ſie für Saſcha fürchtete? „Dies grauſam vernachläſſigte Geſchöpf iſt am letzten Ende doch immer noch ein Frauenzimmer,“ hatte ſie einmal geſagt, ganz entrüſtet darüber, daß Hilmar Saſcha nur als einen Kameraden betrachtete.

Hilmar hielt das für einen Reſt von altjüngferlicher Zimperlichkeit, der in der Kranich zurückgeblieben war und über den er erſtaunte. Aber trotzdem ſtimmte es ihn unfrei und unbehaglich. Es war von jeher ein Fluch geweſen, der über ſeinem Daſein laſtete, daß ſich die Frauen, die ſeinen Weg kreuzten, in ihn verliebten. Alles Unheil ſeines Lebens ſtammte im Grunde daher, und er ſchleppte heute noch dieſe Kette hinter ſich drein, die ihm jeden freien Schritt hemmte.

Statt deſſen rieth ihm die Kranich dringend, irgend ein kleineres Bild zu malen, ehe er fortfuhr, an ſeinem großen zu arbeiten. Er ſollte eine von ſeinen Berliner oder römiſchen Skizzen fertig machen. „Wozu denn?“ fragte er verwundert. „Ich hab' keine Luſt dazu.“

Die Kranich fiel mit der Thür in's Haus. „Haben Sie denn Mittel genug, um das ſo mit anſehen zu können? Ich weiß ſo ziemlich von allen deutſchen Künſtlern in Rom, was ſie einnehmen und ausgeben. Von Ihnen nicht. Ginge mich ja auch nichts an. Aber Sie haben mir erzählt: was Sie wären, wären Sie durch Protektion

geworden. Also: wovon leben Sie? Sie müssen doch verkaufen. In der nächsten Zeit wird der Mäcen von Rom zu Ihnen kommen. Malen Sie etwas fertig für den!"

Hilmar war feuerroth geworden, sein Gesicht zuckte. Eine kleine Weile klemmte er seinen Schnurrbart zwischen die Zähne, wie wenn er sich selbst am Sprechen verhindern wollte. Dann sagte er: „Ich hab' ihn nicht gerufen."

„Thut nichts. Er kommt doch. Um die Zeit vor Weihnachten kommt er in alle Ateliers. Das ist sein Sport. Und wenn ihm 'was gefällt, kauft er's. Sie haben's in der Hand, das zu malen, was ihm gefallen wird."

„Ich will nichts malen, was ihm oder irgendwem sonst gefallen wird, der mich nichts angeht!" brauste Hilmar auf. „Ich will nur malen, was mir gefällt, — verstehen Sie? Ich kann nur das malen. Gehen Sie zum Teufel mit Ihren Mäcenaten!"

Solche Ausbrüche nahm die Kranich grundsätzlich nicht übel. „Das ist ja ein sehr schöner Standpunkt," sagte sie trocken. „Aber man muß zu leben haben. Sonst wird man nicht satt davon. Zu meinem Plaisir kopir' ich die „Beatrice" augenblicklich auch nicht zum dreiundzwanzigsten Male."

„Vorläufig hab' ich noch nicht die Absicht, Sie anzubetteln," erwiderte Hilmar rauh.

„Um so besser. Würd' auch nicht viel herausspringen. Im Uebrigen war's ein Rath, wie ein andrer. Guter Rath ist ja dazu da, daß er nicht befolgt wird. Und mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen, hab' ich weiter

keinen Grund. Aber ein Nabob ſcheinen Sie nicht zu ſein; und bis das Bild da einmal fertig wird, könnt' Ihnen das Geld für Farbentuben ausgehen. Nichts für ungut!"

Hilmar fand, daß die Kranich zu Zeiten wirklich über das Erlaubte hinaus derb und geradezu war; ſolch' ein Mangel an Zartgefühl war ihm noch nie vorgekommen. Aber man konnte ihr nun einmal nicht böſe ſein. Was hatte ſie da, ohne es zu wiſſen und zu wollen, in ihm aufgerührt! Ein paar Tage lang ging Hilmar mit hängendem Kopfe umher, wie ein Gerichteter. Eine finſtere Falte lagerte über ſeinen Brauen.

Dennoch arbeitete er gerade nun mit noch verſtärktem Eifer an ſeinem Bilde. Es war, als ob eine Macht geweckt worden ſei, die ihn anſpornte, um ihretwillen noch raſtloſer thätig zu ſein, als bisher. Nur nach Saſcha Petrowna's Atelier horchte er bei alledem täglich und ſtündlich hinüber. Es machte ihn mit der Zeit nervös, dies Geſpanntſein, dieſe ewige Erwartung. Und im Grunde: was wollte er von dieſem Mädchen? Er bildete ſich noch gar Wunder ein, wie nützlich ſie ihm bei ſeinem Bilde ſein könnte. Wenn ſie überhaupt einmal hierher kam!

Eines Tages hörte er ſie dann wirklich nebenan ſprechen. Er konnte es nicht verhindern, daß ſein Herz laut zu klopfen begann und ſeine Hand zitterte. Diesmal war kein Zweifel, daß ſie gekommen war. Und nun wartete er ängſtlich, daß Saſcha Petrowna ihn rufen ſollte, — Sekunden, Minuten, — er wußte das ſelbſt nicht. Dann hielt er es nicht mehr aus und ſprang auf. Noch einen Augenblick ſtand er vor Saſcha's Atelierthür

bebend, mit hämmernden Schläfen, und wußte nicht, ob er eintreten ſollte. Es war ihm, als ſtände er einem Schickſal gegenüber. Dann pochte er und öffnete.

„Ah!“ machte Saſcha Petrowna, ihm entgegenhinkend, „das iſt gut. Ich habe Sie wollen rufen. Sehr gut. Kommen Sie! Das iſt Mania Michailowna — ach nein, man muß ja anders ſagen: Baroneß Mania von Holmen. Und das iſt mein Voiſin. Ich habe Ihnen ſchon erzählt, Mania.“

Hilmar fühlte ſich plötzlich befangen. Das ſchöne, blonde Mädchen, das in einem geſchmackvoll-eleganten Winterkoſtüm vor ihm ſtand und ihm aus einem Muff heraus die behandſchuhten Finger entgegenſtreckte, während ihre hellen, blauen Augen ihn aus dem roſig angehauchten Geſicht unter dem weißen Pelzbarett und dem zurückgeſchlagenen Schleier anſtrahlten, machte ihn mit einem Male ſtumm und befangen. Sie war noch viel ſchöner, als er ſie ſich vorgeſtellt hatte.

„Ich kenne Sie ſchon,“ ſagte ſie mit einem überaus anmuthigen Lächeln. „Aber ich habe Sie für einen Italiener gehalten.“ Es lag für Hilmar's Ohren etwas wie eine Entſchuldigung darin. „Warum ſieht man Sie nie?“ fragte ſie dann raſch weiter, und um ihre Frage zu erklären, ſetzte ſie hinzu: „Malen Sie nicht mehr draußen? Es iſt ſchon zu kalt, nicht wahr?“

Hilmar erzählte mit ein paar Worten von ſeinem Bilde. „Dieſer Herr,“ warf Saſcha Petrowna ein, „iſt nämlich der fleißigſte Maler in ganz Rom. Ich glaube, er malt auch Nachts bei clair de la lune. Aber er iſt ſehr voll Geheimniß. Kein Menſch darf herein bei ihm. Er iſt, wie ein Alchymiſt.“

„Im Gegentheil," sagte Hilmar heiter, „ich war gekommen, um Sie zu bitten, endlich einmal wieder in mein Atelier einen Blick zu werfen. Ich hätte Sie Manches zu fragen. Und von selber kommen Sie ja nicht trotz aller feierlichen Versprechungen. Wenn Baroneß Holmen mir in Ihrer Begleitung ebenfalls die Ehre anthun will — Nur dürfen Sie nicht erschrecken."

„Wovor?" fragte Mania, der etwas von bedenklichen Sujets vorzuschweben schien.

„Oh," lachte Sascha, „keine Angst haben! Der Herr malt nur ein furchtbar großes Bild. In Deutschland sagen sie: einen Riesenschinken."

„Nun, davor fürcht' ich mich nicht. Wenn Sie sich nicht selber davor fürchten!" Mania sah ihm mit einem eigenthümlichen Blick gerade in's Gesicht.

„Zu Zeiten wohl," erwiderte er. „Kein Künstler kann vorher wissen, ob sein Werk nicht stärker sein wird, als er, und ihn niederwirft, er sei denn ein Gigant. Und ich bin keiner, ich fühle mich manchmal schwach. Aber wollen Sie es wirklich sehen?"

„Mais naturellement," rief Sascha. „Mania Michailowna versteht mehr von Bildern und von Kunst, als ich. Was die Ihnen sagt, ist gut, darauf bauen Sie ruhig."

Mania wehrte lachend ab. „Ich habe viel gesehen und selber ein wenig dilettirt," sagte sie, „dabei hab' ich Interesse und Liebe zur Sache, das ist Alles. Uebrigens sag' ich immer meine Meinung, ohne sie für die einzig maßgebende zu halten, ganz unumwunden — oder ich sage garnichts. Darauf bereit' ich Sie vor."

„Darum bitt' ich Sie sogar," erwiderte Hilmar.

Dann gingen sie. Mania hielt einen Glycinienzweig in der Hand, den sie aus Sascha Petrowna's getriebenem Kupferkruge entnommen, — eine kostbare Seltenheit um diese Jahreszeit, — als sie vor Hilmar's Bild trat. Ihre Finger spielten damit, manchmal führte sie den Zweig an ihre feine Nase, deren Flügel leicht zitterten, wenn sie den Duft einsog. Eine Zeit lang sprach sie gar nichts. Hilmar zog den Vorhang fort, so daß das ganze Bild mit all' seinen unfertigen Theilen frei wurde. Mit nervöser Spannung wartete er darauf, daß sie etwas sagen sollte, ein seltsames Brennen war in seinen Augen.

„Das soll Rom sein," sagte Sascha Petrowna endlich, der das Schweigen zu lange zu währen schien. Und als Mania auch jetzt nichts äußerte, sondern nur unverwandt auf das Bild starrte, setzte sie hinzu: „Bien entendu, Mania: das ganze Rom. C'est à dire: soviel an Rom charakteristisch ist, — am heutigen Rom. Jede Einzelheit ist wahr und wirklich darin; nur das Ganze ist anders zusammengesetzt, — nach der Phantasie, — une composition. Qu'en dites-vous?"

Hilmar fühlte dankbar ihr Bestreben, Mania's für ihn peinvolles Schweigen zu unterbrechen. Er warf ihr einen Blick zu, in dem sie das lesen mochte, dann ließ er seine Augen zu Mania hinübergleiten. Zum ersten Mal wagte er sie anzusehen und erschrak über den Ausdruck von Traurigkeit und Angst in ihren Zügen. Was mochte sie haben?

„Kann man das denn?" fragte sie plötzlich, „ich meine: lauter wahre, genau nach der Wirklichkeit wiedergegebene Einzelheiten zu einem Ganzen vereinigen, das

ſo gar nicht exiſtirt? Wird da nicht Jeder ſagen: das giebt es ja nicht! Das iſt eine Täuſchung! Eine blaſſe Phantaſie! Etwas willkürlich Zurechtgemachtes?"

„Alſo eben ein Kunſtwerk," fiel Hilmar ein und lächelte.

Mania ſah überraſcht auf. „Die Einzelheiten ſind wahr und das Ganze als Ganzes doch wieder nicht," wiederholte ſie nachdenklich. „Sie meinen alſo, die Kunſt dürfte oder ſollte gar die Natur verbeſſern? Nach ihrem Belieben zum Wenigſten verändern? Ich dachte, Natur und Kunſt ſeien untrennbar eins."

„In gewiſſem Sinne ſicher," entgegnete er. „Wenn die Kunſt aber nicht doch mehr wäre, als die Natur, wozu wäre ſie dann überhaupt da? Und weshalb ſollte dieſe Summe von wirklichen Einzelheiten, wenn das Ganze auch keine Kopie der Natur iſt, als Ganzes nicht wahr ſein? Ich hoffe, ſie iſt wahr; ich will, daß ſie wahr werde. Aber die nackte Wirklichkeit iſt noch lange nicht die ausſchließliche Wahrheit. Wahrheit und Wirklichkeit iſt nicht daſſelbe. Nichts auf dem Bilde da iſt unwirklich oder ſoll es werden, Alles iſt genau ſo da, nur in anderer Zuſammenſetzung. Warum ſollte das Bild alſo nicht künſtleriſch wahr ſein? Wenn die Kunſt keine höhere Aufgabe hat, als die Photographie, brauchen wir ſie nicht. Die Kunſt iſt nicht identiſch mit der Wirklichkeit, ſie iſt dazu da, um die Illuſion der Wahrheit zu erwecken, wahr zu wirken. Darauf kommt es an. So wenig wie in unſeren hiſtoriſchen Dramen die geſchichtliche Wahrheit immer genau zum Ausdruck kommt, — wie oft müſſen Einzelheiten zu Gunſten der künſtleriſchen Wahr-

heit geändert, muß vor Allem die Fülle der um Jahre auseinanderliegenden Geschehnisse in einen kurzen Zeitraum zusammengedrängt werden! — so wenig man bei jedem Schlachtbild behaupten wird, daß es mit sklavischer Treue eine Wiederholung des wirklich Geschehenen giebt bis auf die Portraitähnlichkeit jedes einzelnen Soldaten und die Granatsplitter, die herumfliegen, während es trotzdem frappirend wahr wirken kann, selbst auf den, der mit dabei gewesen: ebensowenig braucht ein Bild, das sich Rom nennt, das Häusermeer, das heute diesen Namen führt, mit all' seinen gleichgültigen Details und zufälligen, charakterlosen Einzelheiten wiederzugeben, — dadurch würd' es trotz aller photographischen Treue unwahr sein, — sondern es genügt, wenn es das giebt, was bei dem Klang des Wortes Rom in unserer Vorstellung aufsteigt, und gerade nur das. So wenigstens fass' ich die Aufgabe der Kunst auf, sonst begreif' ich ihr Wesen und ihren Zweck nicht. Und mit den Tages-Schlagworten Realismus und Impressionismus ist mir da auch nicht geholfen."

„Oh," sagte Sascha Petrowna, „Sie sind ein Realist und ein Impressionist — regardez donc toutes ces esquisses, Mania! — aber Sie sind noch mehr, als das Beides, noch etwas Höheres: Sie sind ein Künstler!"

Hilmar war roth geworden. Er wunderte sich über sich selber, daß er so viel und mit solchem Eifer gesprochen hatte. Mania war immer noch still. Jetzt aber sagte sie plötzlich: „Ich habe selten einen Künstler getroffen, der sich so klar ist über das, was er will und soll, wie Sie. Die Meisten schaffen nur so nach blinder Eingebung, ganz unbewußt. Die wissen garnicht, ob

das idealistische oder realistische Manier ist, und fragen auch nichts danach. Sie malen eben so, wie sie müssen."

Hilmar sah sie betroffen an. Es hatte fast wie ein Vorwurf geklungen oder doch bedauernd. Dann aber setzte sie rasch hinzu: „Sie haben mich überzeugt. Sie sind in Ihrem Recht. Ich war bloß verwirrt über dies Riesenunternehmen. Es ist sehr eigenartig. Und alle Einzelheiten sind von verblüffender Wahrheit. Im ersten Augenblick kam es mir nur vor, als sei hier eine Unsumme von Talent und Können an einen Vorwurf verschwendet worden, der als Ganzes doch nie wirken könne und — wahrscheinlich nie fertig werden wird. Verzeihen Sie!"

Hilmar war zusammengezuckt. „Warum glauben Sie das?" fragte er mit einer sonderbar heiseren Stimme, „halten Sie mich für energielos? Für unbeständig?"

„O nein, nein," erwiderte sie rasch, immer ohne ihn anzusehen; „wer in so kurzer Zeit das Alles schaffen konnte, der hat eine ungewöhnliche — eine ungeheure Willenskraft bewiesen. Nur fürchte ich: es ist zu viel, dies Bild. Sie werden nie ein Ende finden. Sie werden sich nie genug thun. Sie selber werden sich nie sagen, daß das Bild fertig ist. Immer wird sich Ihnen etwas Neues, etwas Anderes aufdrängen. Und zuletzt werden Sie erlahmen. An solch' einem Riesenbilde kann das größte Talent verbluten."

„Aber Sie sind eine Unke, Mania!" rief Sascha aufgeregt dazwischen.

Mania wandte sich wie erwachend um. Sie trat auf Hilmar zu und reichte ihm mit einem liebenswürdigen

Lächeln die Hand. „Ich bin zu aufrichtig, nicht wahr? Aber es war mir wirklich ein Schmerz, dies ungeheure Bild zu sehen. Es wird ihn erdrücken, mußt' ich denken, warum malt er nichts Kleineres? Das ist so dumm, ich weiß. Es hat Sie gezwungen, Sie konnten nicht anders. Hören Sie nicht auf mich! Ich kenne Sie ja auch garnicht. Ich weiß nicht, wieviel Sie können. Sie werden das Alles vielleicht spielend überwältigen. Wie gern werd' ich zugeben, mich umsonst gesorgt zu haben! Aber nun will ich Ihre Skizzen sehen, Alles, Alles, — ja?"

Sie nahm eine nach der andern in die Hand und sagte, dazwischen immer wieder einen Blick auf die große Leinwand werfend, manchmal wie feindselig: „Vortrefflich! Ganz vortrefflich! Das macht Ihnen so bald Keiner nach! Frappirend eigenartig!" Dann plötzlich aufsehend: „Aber Sie sind ein großes Talent, ein ganz großes. Nun versteh' ich Alles. Es ist etwas Universelles in Ihnen, — wenigstens der Drang danach, nicht? Mit dem bloßen Malen ist Ihnen nicht genug geschehen. Sie wollen viel mehr. Und Sie wollen sich auch klar sein über Alles. Machen Sie nicht auch Verse?"

„Quel enfant terrible!" lachte Sascha Petrowna. „Jetzt haben Sie wahrhaftig genug gefragt, Sie Kind!"

„Ja, ich glaube auch," sagte Mania heiter und stand auf. Ihr schönes, von dem goldblonden, reichen Haar weich umschmiegtes Gesicht glühte. Sie drückte es in den Glycinienzweig, wie um es zu kühlen. Dann blickte sie empor und nochmals auf das Bild. „Ziehen Sie den Vorhang wieder zu," sagte sie, „ja? Es kann Sie

ſo leicht muthlos machen, wenn Sie immer auf das unfertige Ganze blicken. Und malen Sie doch einmal etwas Anderes zwiſchendurch! Nur damit Sie nicht außer Athem kommen. Sind Sie mir böſe?"

„Das können Sie nicht im Ernſt fragen," erwiderte Hilmar warm.

„Nun, um ſo beſſer. Wir reden noch viel über Ihre Sachen, — und auch über Ihre Kunſttheorien, nicht wahr? Sieht man Sie nicht einmal? Ich meine: außer bei Saſcha. Denn oft kann ich nicht kommen, leider nicht. Meine Mutter iſt leidend und entbehrt mich nicht gern. Kennen Sie nicht Max Höhnert?" fragte ſie plötzlich. Und als Hilmar bejahte: „Waren Sie nicht mit ihm einmal auf dem Pincio? Vor langer Zeit?" Auch das gab Hilmar zu. „Sehen Sie!" rief ſie aus, „ich dacht' es doch. Ich hatte Sie geſehen. Es fiel mir irgendetwas an Ihnen auf, ich weiß nicht mehr, was? Max Höhnert iſt oft bei uns und mit uns." Als Hilmar ein erſtauntes Lächeln zeigte, fuhr ſie eifrig fort: „Oh, nicht ſpotten! Bitte! Das iſt ein vortrefflicher Menſch. Ein guter Menſch — was doch viel werth iſt, — und ein wirklicher Künſtler. Das iſt eine Natur, wiſſen Sie, auf den laſſ' ich nichts kommen, aber gar nichts."

„Ich bin auch weit entfernt davon, ihn angreifen zu wollen, ſagte Hilmar, der eine neidiſche Regung nicht unterdrücken konnte.

„Das iſt gut," erwiderte ſie mit großer Beſtimmtheit. „Und vielleicht kommen Sie einmal mit ihm. Sie haben freilich ſo wenig Zeit. Nun, jedenfalls ſag' ich: auf Wiederſehen! Und auf baldiges Wiederſehen! Nicht wahr?"

Ihre Hand lag einen kurzen Augenblick in der ſeinen, dann ſchritt die hohe, ſtolze Erſcheinung am Arm Saſcha's, die Hilmar freundlich zugenickt hatte, hinaus. Es war etwas Königliches in ihrem Gange. Hilmar mußte ihr eine Weile nachblicken, ihm war's, als ſei es plötzlich dunkel geworden im Atelier. Dann ſah er, daß ſie den Glycinienzweig zurückgelaſſen hatte. War es mit Abſicht geſchehen oder hatte ſie ihn nur vergeſſen? Er hob ihn auf und roch daran. Es kam ihm vor, als miſche ſich der ſüße Blüthenduft mit dem feinen Parfüm, der ihren Handſchuhen und ihrem Kleide entſtrömt war. Was war es doch gleich? Heliotrop mußt' es geweſen ſein. Das war alſo wohl ihre Lieblingsblume. Und wie kleine Hände ſie hatte! Schade, daß ſie die Handſchuhe nicht ein einziges Mal abgeſtreift hatte! Er ſehnte ſich förmlich danach, dieſe Hände einmal zu ſehen. Er hätte ſie gern in Thon und Marmor nachgeformt. So ungefähr mußten ſie ſein —

Er hatte, den Glycinienzweig zwiſchen den Fingern der Linken, plötzlich nach ſeinem Skizzenbuch gelangt und zu zeichnen begonnen. Aber das war thöricht, eine Hand zeichnen zu wollen, ohne ſie je geſehen zu haben. Eher konnt' er ihre Geſtalt, ihren Kopf, ihre ganze Erſcheinung zeichnen. Und er verſuchte es. Deutlich genug ſtand das Alles vor ihm. Ein Herakopf war es. Nein! Eher der Kopf einer Pallas, der blauäugigen, wie Homer ſie genannt. Und auch der wieder nicht; denn zuviel Anmuth lag in ihren Zügen, zumal in ihrem Lächeln, wenn ſie ihre ſchönen, weißen Zähne zeigte. Dann war ſie Kypris. Wie ſchön ſie doch war! Eigentlich viel ſchöner noch, als er ſie ſich immer vorgeſtellt. Strahlend ſchön.

Aber nun mußte er plötzlich an Max Höhnert denken. Er sah den blonden Hünen, diesen Typus eines germanischen Recken neben ihr. Die Zwei paßten im Grunde vortrefflich zusammen, waren wie für einander geschaffen. Und Max Höhnert war wirklich ein Künstler. Hilmar hatte einige von seinen kleinen, sonnenüberzitterten Landschafts- und Architektur-Bildern gesehen, — es machte einen fast grotesken Eindruck, den riesigen Mann in rothem Fez und Schlappschuhen, die Hemdärmel aufgestreift, als ginge es an die Hobelbank, mit seinen gewaltigen Händen an seiner kleinformatigen Leinwand pinseln zu sehen, — und hatte Respekt vor seinem Können und vor der Sauberkeit seiner Ausführung bekommen. Ein Genie war er ja nicht; aber er verstand zu malen und besaß das Auge eines Künstlers. Nur, wenn man ihn sprechen hörte — Und die behäbige Genußfreudigkeit des Bourgeois, die ihm anhaftete, — dies gewisse Etwas von Kleinbürgerlichkeit und Bildungsmangel — Darüber konnte eine Baroneß Holmen doch wohl schwerlich hinaus —

Hilmar war unruhig aufgesprungen. Was ging denn ihn das Alles an? Weshalb beschäftigte er sich damit? Er hatte sie ja nur zeichnen wollen, als Künstler hatte er ein Interesse an diesem schönen Geschöpf. Und auch dies Zeichnen war Narrethei. Er konnte sie nicht zeichnen. Und er wollte auch nicht. Max Höhnert mochte sie zeichnen, der so oft „bei ihr und mit ihr“ war, diese „Natur“, auf die sie „nichts, aber gar nichts kommen ließ.“ Natürlich; es war der Mann, der sie anzog, nichts, als der Mann. Darin waren sie im Grunde alle gleich, die Weiber, und begriffen nicht, welch' eine Schmach darin lag, und die

modernen Philoſophen und Welterretter, dieſe Apoſtel der Zuchtwahl, klatſchten noch Beifall dazu. Aber was kümmerte es ihn? Nichts, — nichts.

Er war ein paarmal durch das Atelier gelaufen, dann hatte er ſich doch wieder vor ſeine Zeichnung geſetzt. Sie war völlig mißlungen. Zeichnen, — das war ja auch dummes Zeug. Aber was dann? „Machen Sie nicht auch Verſe?“ hatte ſie ihn gefragt. Ja, gewiß, er machte Verſe. Solange er denken konnte, machte er ſie. Und heute, nach langer Zeit zum erſten Male würde er es wieder thun. Der Glycinienduft war es wohl, der ſie ihm zuwehte, dieſe Verſe. Und auf daſſelbe Blatt, das die Umriſſe ihrer Geſtalt zeigte, ſchrieb er in fliegender Haſt die Zeilen nieder:

„Du tratſt in meine dunkle Zelle,
Gleich einem hehren Götterbild,
Es floß von Dir wie Sonnenhelle,
Es wogte heil'ger Schönheit Welle
Um Deine Nähe, rein und mild.

Mir aber iſt's: durch meine Pforte
Trät' mit Dir mein Geſchick herein,
Es rieſe mir mit leiſem Worte:
Nie dürft' ich und an keinem Orte
Auf dieſer Erde glücklich ſein.

Und dennoch bebt ein heiß Verlangen
Nach Glück mir fiebernd durch mein Blut,
Und ſtürmiſch möcht' ich es umfangen,
Nur einmal kühlen dieſes bangen,
Unſtillbar'n Sehnens wilde Glut.

Denn was mich einſt mit heißen Banden
— Ein Rauſch, — ein Wahnſinn jäh umſtrickt —“

Der Schreibende konnte den Vers nicht zu Ende bringen, es hatte an seiner Thür gepocht und die Kranich war eingetreten. Sie brachte ihm einen dicken Brief, der eine Adresse von weiblicher Hand trug, aus Deutschland. Alle vierzehn Tage brachte sie ihm einen solchen Brief, sie wußte das ganz genau. Der Briefträger gab die Briefe immer unten beim Portier ab, denn die Treppen stieg er nicht hinauf, das war nicht seines Amtes, und die Kranich nahm sie mit, wenn sie von ihrem abendlichen Besorgungsausgang heimkam. Jedesmal war Hilmar glühroth geworden, wenn sie ihm solch' einen Brief überbrachte, das war ihr nicht entgangen. Heute aber, nachdem er erst, wie ein Wüthender, von seinem Stuhl aufgefahren war und sie angeblickt hatte, als möcht' er sie am Liebsten erwürgen, wurde er kreidebleich, als er ihr den Brief abnahm. Er sagte auch nicht einmal sein kurzes „Danke", wie sonst. Der Kranich kam's sogar vor, als hätte seine Hand leicht gezittert.

„Guten Abend", sagte sie und ging wieder.

V.

Der „Mäcen von Rom" kam wirklich zu Hilmar, gerade wie die Kranich es ihm vorhergesagt hatte. Er ließ bei seinem Rundgang um die Weihnachtszeit, wo er „gern Allen etwas zu brocken verschafft hätte", kein Atelier eines deutschen Künstlers unbesucht. Er sonnte sich in seinem Mäcenatenthum. Uebrigens kaufte er immer sehr billig; er wußte ausgezeichnet zu handeln und die Künst-

ler waren meist froh, nur überhaupt zu einem Abschluß zu gelangen. Ob das Gerücht auf Wahrheit beruhte, daß er den größten Theil seiner Einkäufe mit bedeutendem Vortheil in Amerika wieder losschlug, — im fernsten Westen, hieß es, wohin sonst niemals die Bilder kamen und wo er vortreffliche Verbindungen hatte, — war nicht festzustellen; jedenfalls blieb es unklar, wohin die Bilder, deren im Laufe der Jahre schon einige hundert zusammengekommen sein mußten, eigentlich wanderten, denn die mit allem modernen Luxus ausstaffierte Wohnung der Herloßsohns in einem der vornehmsten Palazzi des Korso, dem Stammsitz eines uralten, römischen Fürstengeschlechts, barg kein halbes Dutzend davon.

James Herloßsohn renommierte mit seinem Deutschthum; er mußte wohl seine Gründe dazu haben. Sein Deutsch erinnerte zwar lebhaft an das der russisch-polnischen Juden, aber man verzieh das dem Ausländer; man hätte ihm noch ganz Anderes verziehen. Vor diesem kleinen Manne, dem man nachsagte, er hätte erst mit eigener Hand Schweine abgestochen, ehe er Herr über eine der größten Schweineschlächtereien Chicago's und dadurch Millionär geworden, und der angeblich in seinen Bewegungen, wenn er einmal lebhaft wurde, noch immer die Gesten des Schweinestechens machte, bückten sich in Rom noch mehr Leute, als die Künstler. Zu einem seiner Diners zugezogen zu werden, von denen man Tags darauf in allen kleinen Blättern las, galt als eine der größten Ehren. Man mußte freilich dabei in den Kauf nehmen, daß Frau Sarah Herloßsohn, die grundsätzlich nur Barone und reiche Leute grüßte, jedenfalls nie einen

Künſtler, — Einem die größten Grobheiten in's Geſicht warf. Ueber ihre Herkunft ſchwebte Ungewißheit. Manche behaupteten, ſie ſei eine Dame der Halle geweſen, denn ſie konnte unter Umſtänden ſchimpfen, wie ein Fuhrknecht, beſonders wenn ſie erkältet war, was eigentlich meiſt der Fall war; am Glaubhafteſten erſchien aber, daß ſie die Tochter eines Schweinehändlers und James Herloßſohn erſt durch ſie reich geworden war, zumal er ſich faſt Alles von ihr gefallen ließ. Nur in ſein Mäcenatenthum, das ſie mit mißgünſtigen Augen betrachtete, ließ er ſich nicht hineinreden.

Bei ſeinen Atelierbeſuchen war James Herloßſohn ſtets von dem ſchönen Bildhauer Karl Hellwig begleitet. Dieſer war ſein künſtleriſcher Beirath, im Uebrigen auch ſonſt ſein Liebling, was ihm den Beinamen „Antinous“ eingetragen hatte. Dem Knaben des Hadrian glich er freilich in keiner Weiſe, er war aber wegen ſeiner Schönheit in ganz Rom berühmt und wurde nicht nur von der Miß und Röschen, ſondern ſo ziemlich von allen Frauenzimmern angebetet, was er ſich mit ſchmunzelnder Ergebung gefallen ließ. Seinen blonden Lockenkopf mit dem geringelten Bart, dem ewig lächelnden Mund und den vergnügt zwinkernden Blauaugen kannte Jedermann; wenn er mit ſeinem Triumphator-Gange, ſich leiſe in den Hüften wiegend und ein Ebenholzſtöckchen ſchwingend, durch den Korſo ſchritt, zeigte ihn Einer dem Andern. Sein Atelier war ſehr geſucht, beſonders um ſeiner Perſon willen, denn alle dieſe Kleopatra's, Prieſterinnen, flötenſpielenden Knaben und ſchäkernden, jungen Mütter hatte man ſchon in hundert andren Ateliers geſehen und ſie alle waren von einer auffälligen

Familienähnlichkeit, ohne den geringsten eigenartigen Zug anfzuweisen. Aber den schönen Hellwig im weißen Jacket und dem blauen Sammetbarett unter seinen Schöpfungen walten zu sehen, die von seinen geschickten Sbozzatori nach dem einmal vollendeten Modell selbständig zu Dutzenden hergestellt wurden, war allein schon ein Genuß, und der schöne Hellwig war zugleich ein trefflicher Geschäftsmann. Vorzugsweise um jeder Mißgunst von Seiten der deutschen Kunstgenossen die Spitze abzubrechen, hatte er die Führung des „Mäcens von Rom" durch die Ateliers übernommen; er kam dadurch in den Ruf eines uneigennützigen Wohlthäters und guten Kollegen, machte sich James Herloßsohn unentbehrlich und sorgte gleichzeitig dafür, daß der Löwenantheil dessen, was jener der Kunst opfern wollte, doch immer auf ihn selber fiel. Man war in Künstlerkreisen nur gespannt darauf, was werden sollte, wenn der „Mäcen von Rom" erst einmal von allen Hellwig'schen Skulpturen je ein Exemplar besaß, was über kurz oder lang eintreten mußte.

Hilmar empfing die Beiden, als sie in sein Atelier kamen, nichts weniger, als zuvorkommend. Hellwig's süßliche Liebenswürdigkeit, die bei Kneipereien der zweiten Flasche gegenüber nie Stand hielt, dann sogar oft in die urwüchsige Rohheit des österreichischen Bauernsohns umschlug, der er war, mißfiel ihm ebenso, wie die biedermännische Herablassung und breitspurige Jovialität des amerikanischen Parvenüs. Und dennoch nahm er sie an und zwang sich, ruhig zu bleiben, als sie ihre banalen Phrasen vor seinem Bilde austauschten. Die Kranich hatte damals Recht gehabt: er wollte und mußte ver-

kaufen, er wollte und mußte ſich freimachen. Keinen Pfennig mehr von dort! Das hatte er ſich zugeſchworen. Er durfte es nicht, jetzt weniger noch, als vorher, oder die Scham hätte ihn zu Boden drücken müſſen. Er hatte wie in einem Traum gelebt; die Augen waren ihm aufgegangen. Und nun lieber ſein Beſtes und Liebſtes an einen verſtändnißloſen Protzen um ein Lumpengeld hinſchleudern, als ſich länger noch ſelber verkaufen. Schmach über ihn, daß er es bis heute gekonnt!

„Ein merkwürdig großes Bild, nicht wahr, Herr Herloßſohn?“ ſagte Hellwig und tänzelte lächelnd vor Hilmar's Staffelei hin und her, ſeine Hände, die trotz aller Pflege den bäuriſchen Urſprung ihres Inhabers nicht verleugnen wollten, wie üblich, in den Taſchen ſeines karrirten Jaquets verſteckt, das Stöckchen unter dem Arm. „Darauf könnten Sie nicht reflektiren, glaub' ich, wenn es auch noch in dieſem Winter fertig werden ſollte. Es nimmt zu viel Platz fort, glaub' ich. Halt ſchade, — ſchade.“ Und er wiegte bedauernd ſein Lockenhaupt.

„Ja, wozu muß er denn malen ſo groß, der junge Menſch?“ fragte Herloßſohn, der ſich erſt über die Glatze und dann über die Habichtsnaſe hinſtrich, mit einer Bewegung, die bei ihm typiſch war. „Kann mer denn kaufen de Bilder ſo nach 'm Metermaß? Is Sie ja doch der reine Unſinn. Un Se miſſen doch ſagen, Hellwig, des Bildche is aach ſonſt — Gott! Was ſoll denn nuh das? Verßaihen Se, aber ſo ſieht ja doch das Engelsburg nich aus. Da hat mer ja das Ding der Wünſch in Aquerell ganz anders gemalt, — ſo mit 'n Braunkohlenton, verſtehen Se? Dies kann mer nich gefallen, verßaihen Se.“

„Das iſt ja hier plein air," ſagte Hellwig begütigend, mit wichtiger Miene.

„Ach ſo, ach ſo," machte Herloßſohn und ſtach in der Luft raſch ein Schwein ab, wie immer, wenn er ſich nicht ganz ſicher fühlte. „Darum —! Das is ſo das Neumodiſche. Damit bin ich nich einverſtanden. Verßaihen Se, aber de Kunſt bleibt doch de Kunſt. Man kann doch nich ſo damit 'rumwirthſchaften. Wie kann mer das denn nuh beſſer machen wollen, als de großen Meiſter? Ich laß mer's 'was koſten mit de Kunſt, ich kann's ja, ich hab's ja dazu und da muß mer's auch, — aber denn will mer doch aach 'was for's Gemith. Sehen Se, Se junger Herr, wenn de Kunſt keen Gemith hat, was ſoll ſe mer denn? Dafor ßahl' ich ja. Verßaihen Se, aber for mir muß 'was Rihrendes in de Bilder ſein, wenn ich ſe nehmen ſoll."

„Herr Berndt hat ja auch noch eine ganze Kollektion von kleineren Sachen," fiel Hellwig ein, während Hilmar ſich auf die Lippen biß und nicht recht wußte, ob er lachen oder wüthend werden ſollte. „Darunter finden Sie ſicher etwas, Herr Herloßſohn. Dies Bild iſt ja heute noch gar nicht zu beurtheilen. Sehen Sie ſich halt doch 'mal dieſe flotten Skizzen an, — he? Was ſagen Sie? Nicht übel, hm? Talent, Talent, Herr Herloßſohn, das iſt Talent. Die Deutſchen haben alle ſo viel Talent, nicht? Die talentvollſte Nation iſt es eben doch. Sie haben nie daran gezweifelt, Herr Herloßſohn."

„Ich fürchte nur, daß auch in dieſen kleinen Sachen kaum viel Gemüth ſein wird," ſagte Hilmar trocken. „Mit landſchaftlichen Studien iſt das eben nicht ganz

leicht zu vereinigen. Aber bitte, ſehen Sie ſich die Blätter doch an.“

Herloßſohn warf dem Sprecher einen ſchrägen Blick zu. Wollte dieſer junge Menſch ihm etwa opponiren? Wer war er denn, dieſer namenloſe Anfänger, daß er das wagen durfte? Der Ehre, die ihm heute zu Theil wurde, ſchien er ſich wenig bewußt zu ſein. Oder hatte er genug zu „brocken,“ ohne den „Mäcenas von Rom“? Dann war er in der That eine Ausnahmeerſcheinung. Aber er machte nicht dieſen Eindruck. Es war offenbar nichts, als die allergrünſte Arroganz, was aus ihm redete. Nun, die würde ihm in Rom ja ſchon ausgetrieben werden, das hatte keine Noth. Wenn man erſt hungerte, lernte man's, ſie abzuſtreifen. Und in Rom hungerten ſie ſo ziemlich alle, früher oder ſpäter, dieſe jungen Künſtler, die mit ihren Großmanns-Ideen hierher gekommen waren, als ob hier der Ruhm und die Goldſtücke nur ſo auf der Straße lägen. Ja, wenn er, James Herloßſohn, nicht wäre, verhungerten ſie ſogar —

Und James Herloßſohn ſchlug ſich, während er unter ſolchen Gedanken Hilmar Berndt's Skizzenblätter durchſah, unwillkürlich auf ſeine Bruſttaſche, in der ein mit Banknoten wohlgefülltes Portefeuille ſteckte. Im Grunde gefielen ſie ihm alle nicht, dieſe Sachen. Er verſtand ſie nicht. Was nützten ihm Bilder, die er nicht verſtand? Seiner Meinung nach ſah das Alles in Wirklichkeit nicht ſo aus, er wenigſtens hatte es nie ſo geſehen. Aber er fürchtete ſich davor, das auszuſprechen. Man konnte ſich ſo leicht blamiren; dieſe Künſtler hatten ſo ihre beſonderen Ideen, an denen ſie alle feſthielten, dagegen war nichts

zu machen. Und wenn Hellwig meinte — Auf Hellwig mußte man schon hören. Wenn das da wirklich richtig gemalt war —

„Was meinen Sie zu diesem krebsrothen Seminaristen auf der Bank der Janiculus-Promenade, Herr Herloßsohn?“ fragte Hellwig.

„Scheußlich!“ hätte James Herloßsohn am Liebsten gesagt, denn das war seiner Meinung nach bloß ein rother Farbenklex auf grünem oder grauen Hintergrund, — James Herloßsohn war etwas farbenblind, aber das ahnte Keiner, dafür war er zu vorsichtig. Ueberhaupt: was gingen ihn die rothen Seminaristen an? Was gab ihm das, wenn er die gemalt sah? Er sah Hellwig an, ob der sich nicht etwa gar einen Scherz mit ihm hatte machen wollen; manchmal erlaubte sich Hellwig das in seinem Uebermuth. Aber der schöne Bildhauer sah ganz ernsthaft aus. James Herloßsohn sollte also wirklich dies Geschmier da kaufen.

„Gott,“ sagte er mit einem halben Seufzer, „wenn Se meinen, Hellwig — Was thut man nicht for de Kunst? Wenn ich nur mehr for's Gemieth gefunden hätt'! Man läßt sich's ja gern 'was kosten. Aber 's muß Einem auch 'was gehen, verstehen Se. Wenn mir die Thränen vor so 'm Bild kommen, das is mir 's Höchste, dafor zahl' ich gern. Aber wir können Se ja ermuthigen, junger Mann. 's nächste Mal malen Se denn 'was Gemiethvolleres. Nu, was soll mer denn zahlen for so e' Bildche? E' grauße Herrlichkeit kann das wohl nich sein. Was meinen Se, Hellwig?“

„Es versteht sich von selbst, daß Herr Berndt sich

erſt bereit erklären muß, dieſe Skizze“ — er betonte das Wort leicht — „als Bild auszuführen, Herr Herloßſohn. Sie ſehen doch, daß das nur eine Momentſkizze iſt? Und Sie kaufen doch nur Bilder.“

James Herloßſohn ſtach raſch hintereinander zwei Schweine in der Luft ab, ſo raſch und ſo energiſch, wie ſelten. Er fühlte, daß er ganz nahe daran geweſen war, ſich eine Blöße zu geben. „Gott,“ ſagte er, „wie ſollt' ich denn das nich ſehn, Hellwig? Verßaihen Se, aber wenn man ſo 'n alter Kunſtkenner is“ — Er lachte mit leicht meckerndem Ton. „Und was für 'ne Momentſkizz'! Ganz Moment! Aber verſtehen Se, ich will's Bildche trotzdem nicht größer. Ich mag de großen Formäter nich. Deshalb hab' ich geſagt“ —

„Nun nein, Herr Herloßſohn,“ fiel Hellwig ein, „etwas größer müßte das Bild doch ſchon werden. Sagen wir: einen halben Meter lang und einen halben breit. Was meinen Sie? Wenn Herr Berndt einverſtanden iſt — Das Sujet würde ſonſt ja garnicht zur Wirkung kommen.“

Herloßſohn fuhr ſich, abermals ſeufzend, über Glatze und Naſe hin, als ob er von dort etwas fortwiſchen wollte. „Gott, ja,“ murmelte er, „freilich: das Sujet! Ich hab' nich gleich an's Sujet gedacht. Dieſe neumodiſche Maler — Nu alſo, meinetwegen, man hat's ja dazu — Machen wir's. Aber größer nicht, junger Mann, verſtehen Se, größer kein Centemeter. Und bald liefern, verſtehn Se? Sagen wir: zu Neujahr. Und was verlangen Se denn? E' Anfänger ſind Se, recht nach mei'm Geſchmack iſt das Ding nich, — was is da alſo

grauß zu verlangen? E' Andrer nimmt's Ihnen doch nich ab. Ich thu's ja auch bloß for de Kunſt. Alſo — ſagen wir e' 'mal — ſagen wir: hundert Lire? He? Was? Sagen wir ſo?"

Hilmar hatte bisher noch kein Wort wieder geſprochen. Ein ungeheurer Ekel war ihm zum Halſe hinaufgeſtiegen und würgte ihn an der Kehle. Jetzt flammte ein heißes Roth in ſeinem Geſicht auf. „Herr Herloßſohn," ſagte er, mühſam an ſich haltend, „ich nehme an, daß Sie ſcherzen."

James Herloßſohn ſah eine Sekunde hindurch zu Hellwig hinüber, der für gewöhnlich ſich bei den Preisbeſtimmungen jeder Einmiſchung enthielt, um es auf keiner Seite ſich zu verderben, jetzt es aber doch für geboten hielt, zu äußern: „Sie ſagten: zweihundert Lire, Herr Herloßſohn? Das iſt ein ſehr niedriger Preis. Sie müſſen bedenken, daß das Bild nicht fertig auf Lager iſt. Es iſt eine Beſtellung. Herr Berndt iſt allerdings noch kein berühmter Künſtler" — dies wurde mit einem gewiſſen Nachdruck gegen Hilmar geſprochen — „aber immerhin — Wenn Herr Berndt in Erwartung Ihrer weiteren, ſpäteren Aufträge Ihnen dies Bild ausnahmsweiſe für dreihundert — nun, wenn Sie durchaus darauf beſtehen, Herr Herloßſohn" — James Herloßſohn hatte eine wüthende Gebärde gemacht — „für zweihundertfünfzig Lire giebt, ſo glaube ich —" da James Herloßſohn ſich zappelig über Glatze und Naſe hinſtrich — „eingerahmt natürlich, fix und fertig in jeder Beziehung, — ſo glaube ich, daß beide Theile für diesmal, für den Anfang zufrieden ſein könnten. Nächſtes Mal natürlich" —

Hellwig's eines Auge, das zu Hilmar hinüberblickte,

beſagte: „Das nächſte Mal muß er natürlich ganz anders bluten; nehmen Sie jetzt nur an, damit Sie erſt einmal im Sattel ſitzen!“ während das andere, das treuherzig-verſtändnißvoll in James Herloßſohn's Geſicht ſchaute, dieſem die Verſicherung gab: „Späterhin muß er ganz anders klein beigeben und wir bringen das ſchon wieder ein; alſo ſpielen Sie nur dies eine Mal den Großmüthigen, um ihn zu ködern.“

Und James Herloßſohn ſah ebenſowohl ein, daß dies das Geſcheidteſte ſein werde, wie Hilmar zähneknirſchend begriff, daß er zuſchlagen müſſe, wenn er ſeinem Vorſatz treu bleiben wollte, ſich ganz auf ſich ſelber zu ſtellen. Und das wollte er. Und ein Anfang mußte einmal gemacht werden. Wo bot ſich ihm auch ſonſt noch Gelegenheit dazu? Er mußte ja noch dankbar ſein — und wie dankbar! Alſo nur hinunterſchlucken, die Pille, auch wenn er daran zu erſticken meinte; nur hinunter damit!

Der „Mäcen von Rom“ war aufgeſtanden. Etwas Hoheitsvolles lag in ſeiner Haltung, wie er jetzt ſeine fleiſchige, rothe Hand zwiſchen zwei Knöpfe ſeines Rocks ſteckte, ſeine Mienen ſtrahlten förmlich von Selbſtbefriedigung. „Nu,“ ſagte er, wie um ſeine Schwäche vor ſich ſelber zu bemänteln, „man thut's zur Aufmunterung. So e' junges Talent — Man kann nie wiſſen, — vielleicht wird 'mal 'was d'raus und denn ſteigt der Preis von ſeine Bildern. Kinder haben wir nich, — da kann man ſich de Kunſt 'was koſten laſſen. Alſo: es bleibt dabei. Und's nächſte Mal — Aber bringen Se e' bischen was for's Gemieth herein in's Bildche, wenn's geht, ja? Good morning! Good bye!“

Ohne Hilmar die Hand zu reichen, ſchob er ſich mit ſeinem ſchlingernden Gange zur Thür hinaus. Hellwig trat auf Hilmar zu, blinzelte ihn an und raunte vertraulich: „Halten Sie nur für's Frühjahr irgendeine mit ihrem Neugeborenen tändelnde Mutter, womöglich in Albanertracht, oder ein ſchmollendes Liebespaar oder dergleichen für ihn bereit! Das iſt ſo ſein Genre, das verſteht er, das nimmt er ſofort. Das iſt 'was für's Gemüth. Adieu, lieber Kollege. Das hat Müh' gemacht, ihn d'ranzukriegen. Na, iſt gern geſchehn. Auf Wiederſehn!“

Er winkte jovial mit der Hand, wie um jeden Dank abzuwehren, und lief Herloßſohn nach, der drüben bei Käthchen Steinmann eingetreten und dort mit einem Schrei der Ueberraſchung und des Jubels begrüßt worden war.

Hilmar hatte die Empfindung, als hätt' er ſeine Skizze dem Schweinehändler von Chicago rechts und links um die Ohren ſchlagen und ihn damit zum Atelier hinausprügeln ſollen. Das hätte ihm Erleichterung verſchafft und wäre nach ſeinem Herzen gehandelt geweſen. Er knirſchte mit den Zähnen, er ballte die Fäuſte. Dann riß er ſein Fenſter auf. Luft! Luft! — Das alſo war das Leben des Künſtlers! Das mußte ein Künſtler ſich gefallen laſſen! Sein Beſtes, Edelſtes, Heiligſtes hinſchleudern, verſchachern, um nur leben zu können, um nur nicht verhungern zu müſſen! Gab es denn ein erbärmlicheres, ein entwürdigenderes Menſchenloos? War das nicht der ſchmählichſte Fluch, der über einem Menſchendaſein laſten konnte? Sich ſo ſelbſt verkaufen müſſen — Stück um Stück —

Und doch konnte, durfte er nicht anders. Nur daß

ein Widerwille ihn überfiel, der früher oder ſpäter ſeine Kräfte lähmen, ſeine Schaffensluſt vernichten würde. Tauſend, tauſendmal beſſer, im Staub des Alltags ſeine Laſten karren um einen ſpärlichen Lohn, als ſo ſich ſelbſt zerfetzen ſollen, damit man ſich nur das bischen Leben fortfriſtete! Pfui darüber!

Sein Bild war ihm verhaßt geworden über alledem. Er hätt' ein Meſſer nehmen mögen, um es zu zerſchneiden. Und doch mußte er jetzt, gerade jetzt weiter malen, — er mußte und er wollte. Denn er mußte Mania von Holmen beweiſen, daß er ſich nicht zu viel zugemuthet hatte, daß er dem Werk gewachſen war, an das er ſich gewagt. Jetzt mußte er es eher noch zu Ende bringen, als es früher in ſeinen Wünſchen gelegen. Malen, malen mußte er, bis ſeine Hände die Pinſel nicht mehr halten konnten. Ihr beweiſen, daß er nicht kleiner und ſchwächer war, als er ſich ſelber erſchien.

Nur heute mußte er hinaus, einen Athemzug freier Luft ſchöpfen. Die hier im Atelier war verpeſtet. Man erſtickte darin.

Er hörte noch das ſchmeichelnde Gekicher der benachbarten Malerinnen und dazwiſchen Hellwig's ſonore, etwas theatraliſche Stimme, die in faden Galanterien ſchwelgte, und James Herloßſohn's meckerndes Lachen, als er über den Hausflur die Treppen hinuntereilte. Drunten überlegte er, wohin er ſollte. Es war Mittagszeit und ihn durſtete. Oben in der Via Siſtina fand er jetzt ſicher ein Dutzend Künſtler in der Trattorie beim weißen Marino zuſammen und mitten unter ihnen Röschen, die ſich durch die gewagteſten Anekdoten nicht in die Flucht

ſchlagen ließ, Alles ſah und hörte und den Verkehr mit den unverheiratheten Männern „unglaublich intereſſant“ fand. Aber Hilmar gelüſtete jetzt nicht nach dieſer Geſellſchaft, er wollte allein ſein.

Er ſchlug den Weg auf's Gerathewohl in die engſten und dunkelſten Gäßchen ein. Es war ihm, als müßt' er dahin flüchten mit dem Gefühl der brennenden Scham, das ihm die Seele verſengen wollte. Und doch hätt' er gerade jetzt frei und ſtolz in die Welt blicken können und vielleicht hätte kaum einer von all' ſeinen Kunſtgenoſſen hier verſtanden, was ihn im Innerſten erregte. Er war ja nun auf dem beſten Wege, zu verdienen!

Mit einem bitteren Lächeln, das ihm um die Mundwinkel ſchnitt, trat er in eine kleine, dunkle Oſterie ein, die ihm am Wege lag. Das waren ja die Orte, die er jetzt aufſuchen mußte, wenn er von ſeinem Verdienſt leben wollte! Für vier Soldi Wein, dazu ein Stück Brod, ein paar Tomaten oder Finocchi-Strünke mit Salz und Pfeffer, eine Handvoll Kaſtanien hinterdrein, — das waren ſo die Mahlzeiten, die er von nun an halten durfte; und wie viele trieben's denn nicht ſo in Rom, die auch einmal mit glänzenden Zukunftshoffnungen und Künſtlerträumen über die Alpen gezogen waren, gleich ihm? Mit Ehren verhungern oder mit Unehren weiter leben, — es gab vielleicht keine andere Wahl.

In dem niedrigen, ſchmutzigen Raum, den Hilmar betreten hatte, war nur einer von den fliegenumſurrten Holztiſchen durch eine Schaar von hemdärmligen Arbeitern beſetzt, die, mit den Hüten auf dem Kopf, die Geſichter von Ruß geſchwärzt, um ihre Weinreſte hockten. Ein

paar von ihnen ſpielten mit klebrigen Karten Tre-sette, wobei ihre Fäuſte manchmal derb auf die Tiſchplatte niederfuhren, die Anderen ſchwatzten ſo lärmend und aufgeregt, daß man an einen hitzigen Streit hätte denken können, wenn nicht dazwiſchen ihr Lachen dröhnend von der niedrigen Wölbung des Raumes zurückgehallt hätte. In der dunkelſten Ecke deſſelben gewahrte Hilmar nach einiger Zeit außerdem noch die ſchwachen Umriſſe eines Mannes, der den Kopf in die beiden über eine Tiſchplatte gereckten Arme gelegt hatte und zu ſchlafen ſchien. Er hätte ſich, unabläſſig mit den in ihm wogenden Gedanken beſchäftigt, um dieſen Schläfer ebenſowenig gekümmert, wie um die lärmende, berußte Geſellſchaft da drüben, wenn ihm nicht der Hut aufgefallen wäre, der neben demſelben auf dem Tiſche lag, ein ehemals lichtgrau geweſener Filz, der jetzt von Flecken ſo dicht überſät war, daß kein Menſch ſeine urſprüngliche oder Hauptfarbe mehr hätte beſtimmen können. Dieſen Hut kannte Hilmar; es konnte nicht wohl einen zweiten dieſer Art geben. Aber auf weſſen Haupt er ihn geſehn, wußte er nicht mehr.

Der Wirth, der Hilmar Wein, Brod und Eier gebracht hatte und ſich dann mit dem Abräumen des Tiſches beſchäftigte, von dem die Arbeiter aufgeſtanden waren, hatte die Blicke offenbar bemerkt, die der fremde Gaſt zu dem einſamen Schläfer hinüberſchweifen ließ. Die ſchmierige Serviette unter dem Arm, mit dem er eben die Speiſeüberreſte von dem Arbeitertiſche herabgefegt hatte, ſtellte er ſich vor Hilmar auf, machte eine Kopfbewegung zu dem Schlafenden hinüber und ſagte:

„Bravo artista lui, sa? Poveraccio!“ Und als Hilmar, der seine Vermuthung so bestätigt fand, nichts erwiderte, fuhr er fort: „Der Herr ist doch auch wohl ein Künstler? Andere Herren Forestieri verirren sich ja nicht zu uns. Aber die Künstler geben mehr auf den Wein, als auf das Lokal, nnd Geld haben sie meist auch nicht. Schlechte Zeiten für Jedermann. Ueberall zuviel Konkurrenz. Und der da da soll ja mehr können, als die Meisten. Aber was hilft ihm das? Wenn keine Bestellungen kommen — Und ein bischen faul ist er auch wohl immer gewesen. Das bringt das Leben hier so mit sich. Da ist er denn allmälich immer mehr heruntergekommen, — sempre più giù — più giù —“ Er machte mit der Hand allerlei Zeichen nach unten — „Und jetzt trinkt er und kann nicht mehr zahlen. Er hat da oben bei uns eine Kammer. Anderwärts haben sie ihn herausgetrieben. Nun, man hat Mitleid. Und er kann ja Bilder malen und in Zahlung geben. Für ein Kleines schlägt man sie schon los — bei Pietro d'Atri, wissen Sie, wo die Inglesi einkaufen. Vielleicht kommt er ja auch noch 'mal wieder auf, wenn die anderen Herren ihm ein bischen helfen. Nur das Trinken, wissen Sie — Wenn wir ihm nichts mehr geben wollen, läuft er anders wohin. Das ist eine merkwürdige Sache: die Herren Künstler können garkein Maß halten. Es sind schon so Manche zu Grunde gegangen am Trinken. Und in der letzten Zeit hat der da es ein bischen arg getrieben; in's Bett kommt er garnicht mehr.“

Er wollte offenbar seiner Redseligkeit noch weiter die Zügel schießen lassen, aber eine Bewegung, die der

Schlummernde drüben im Winkel gemacht hatte, unterbrach ihn. Er warf Hilmar einen bedeutungsvollen Blick zu, zuckte die Achseln, zog die Brauen in die Höhe und trat, leise zwischen den Zähnen pfeifend, in den Hintergrund zurück. Hilmar hatte sich gestellt, als ginge ihn das Alles nichts an, was er da hörte; er hatte kein Wort dazwischen geworfen, sondern gegessen und getrunken, als wären sein Hunger und Durst kaum zu befriedigen. In Wahrheit aber waren die ihm völlig vergangen über dem, was er vernahm; und als der Wirth in der an den Gastraum grenzenden Küche verschwunden war, hinter deren schmutzigem Leinenvorhang allerlei widrige Dünste hervorquollen, schob er Teller und Glas mit einer Geberde des Ekels zurück. Er wollte aufstehen, mußte aber vorher noch einmal zu dem Schläfer hinüberblicken, — eigentlich wider seinen Willen, denn er hatte sich gesagt, daß es besser sei, ihn nicht zu erkennen. Nun erkannte er ihn doch; denn der Mann drüben im Winkel hatte sich aufgereckt, war ein paarmal mit den Armen durch die Luft gefahren und stierte nun mit völlig verglasten Augen in einem gedunsenen, schwammigen Gesicht zu ihm hinüber — Joachim Timm!

Hilmar hatte ihn lange nicht mehr gesehen. Die Anderen zuckten die Achseln, wenn er nach ihm gefragt hatte. „Sempre più giù“ — Hilmar war's, als hätte ihm das schon einmal Einer von Joachim Timm gesagt. Irgendwo hatte er ein Bild von ihm gesehen, — nicht in Joachim Timm's Atelier, denn ein solches gab es seit Langem nicht mehr, weil man ihn überall vertrieb, wo er die Miethe schuldig blieb, aber in dem eines Kollegen,

wo er manchmal malte, — ein Portrait war es gewesen. Und Hilmar hatte sich gesagt, daß der alte Degenhardt, der Joachim Timm für den bedeutendsten unter allen jüngeren, deutsch-römischen Künstlern hielt und für den einzigen, der wirklich einen genialischen Zug in seiner Malweise hatte, Recht behalten mußte. Das war eine Leistung ersten Ranges gewesen.

Aber auch dies Bild war nicht vollendet und man hatte ihm erzählt, daß Joachim Timm seit Jahren kein Bild mehr fertig gemacht habe. Geniale Entwürfe gab es zahlreich von ihm. Sie hingen überall verstreut in den Ateliers seiner Bekannten umher, zum Theil als Pfänder oder an Zahlungsstatt hingegeben; wieder die Hand daran zu legen, fehlte es ihm an Kraft und Entschluß, auch trugen die tausend widrigen Umstände in seinem Leben eines echten Bohémiens dazu bei, ihm die Aufnahme der Arbeiten zu verleiden oder unmöglich zu machen. Die Modelle, die er nicht bezahlen konnte, blieben aus; das Geld für Pinsel und Farben fehlte oder wanderte in die Osterien; die Besteller traten zurück, weil er nie fertig wurde und sie sich an der Nase herumgeführt glaubten; zuletzt mangelte es an Allem. Künstlerische Unbefriedigung, Scham, Ekel, der Hang zu ungebundenem Leben, Liebesabenteuer und das stete Drängen der Gläubiger mochten Joachim Timm, dem die Kollegen um so weniger mehr aushelfen konnten, als sie selber kaum zum Leben genug hatten, schließlich soweit herabgebracht haben, daß er sich vor den Anderen garnicht mehr sehen ließ und diese seinen Aufenthalt nicht mehr kannten. Nun führte ein Zufall Hilmar mit ihm zusammen.

Er konnte eine Regung nicht unterdrücken, jetzt davonzuſchleichen, zumal Joachim Timm ihn ſchwerlich erkannt hatte. Ihm graute vor dieſer verwahrloſten und verkommenen Erſcheinung. Aber gleich danach ſchämte er ſich wieder. Und während der Andere ihn immer noch mit glaſig-ſchwimmenden Augen anblinzelte, ſichtlich mit einer matt aufdämmernden Erinnerung ringend, trat er einen Schritt näher auf ihn zu und ſagte, die Hand ausſtreckend: „Joachim Timm! Sieh' da! Welch' ein Zufall! Wie geht's? Grüß' Sie Gott!“

Die Worte quollen ihm in der Kehle, er würgte ſie kaum heraus. Der Andere ſchüttelte leicht den Kopf, als ob er ſich noch immer nicht beſinnen könne, legte aber ſeine zitterige, feuchtkalte Hand in die Hilmar's und ſtammelte heiſer: „Ich begrüße Sie, Herr — Herr —“ Dann ſchien er den Anderen plötzlich zu erkennen und nun machte er ſeinerſeits Miene, fortzulaufen. Aber ſeine Schwäche ſchien zu groß, ſeine Willenskraft gelähmt zu ſein. Er ſank plötzlich wieder auf den Binſenſtuhl hinter dem Holztiſche zurück, über den fort Hilmar ihm die Hand gegeben, es ſah aus, als knickte der Körper, aus dem alle Spannkraft gewichen, zuſammen.

Hilmar ſah ihn mit Ueberwindung an. Dieſer abgetragene, fadenſcheinige Anzug war ſeit Langem der einzige, über den Joachim Timm verfügte. Jetzt platzte er ſchon in allen Nähten und war nicht einmal mehr ſauber; er redete davon, daß er auf harten Holzbänken und an Steinmauern abgeſcheuert worden war. Die Stiefel waren mit Schmutz beſpritzt. Borſtig ſtanden die Haare um das von dem verwilderten Bart umwucherte

Gesicht. Und Hilmar mußte der Stunde denken, wo dieser selbe Mann, den Fuß trotzig gegen die Brüstung der Pincio-Terrasse gestemmt, mit fanatisch glühendem Auge, in selbstbewußter Kraft gerufen hatte: „Feuer in den Vatikan, damit für uns Lebende Licht und Luft kommt!“ Wie lange war es denn her? Rathlos blickte Hilmar auf den Zusammengesunkenen. Wie rasch man doch bergab gelangt! mußte er denken. Im Gleiten war Joachim Timm damals freilich wohl schon lange gewesen.

Endlich sagte er laut: „Sie sind krank, scheint mir. Sie sehen nicht gut aus. Wenn ich etwas für Sie thun kann —“

Verstört blinzelte der Andere, der die Ellenbogen aufgestützt hatte, ihn an. „Haben Sie mir schon 'mal 'was geborgt?“ fragte er. Hilmar verneinte erstaunt. Joachim Timm fuhr sich mit der Hand über die Stirn, auf der die kalten Schweißtropfen standen. „Ich weiß es nämlich nicht mehr,“ raunte er mit seiner heiseren Stimme, „ich kann mich nicht erinnern. Es haben mir Soviele etwas geborgt, — eigentlich jeder, glaub' ich. Jeder nach seinen Kräften. Viel war's nie. Fünf Lire so nach und nach, das war immer schon viel. Sie haben ja selber nichts, die armen Teufel. Aber länger als drei, vier Tage kann man davon nicht leben. Und ich weiß mich gar nicht mehr zu besinnen, wem Alles ich etwas schuldig bin und wieviel. Das ist schäbig, nicht?“ Er schlug wüthend mit der Handfläche auf den Tisch. „Donnerwetter! Sagen Sie doch, daß das schäbig ist, Herr, sagen Sie das doch!“ Seine plötzlich wie von Blut unterlaufenen Angen funkelten Hilmar an, wie die eines bissigen Hundes.

„Ich finde das begreiflich," zwang ſich Hilmar zu erwidern, „wenn es auch traurig iſt. Ich meinestheils —"

„Na," lachte der Andere höhniſch, „Sie? Sie werden mir auch gerade 'was Großes geben können! Wenn Sie in ſolchen Kneipen verkehren — Pfui! wer wird das thun? Man verkommt darin. Es iſt eine ekelhafte Luft, die man hier einathmet. Pfui! Und da oben erſt — Das ſollten Sie ſehen, das Rattenloch, wo ſie mich hingeſchmiſſen haben! Teufel auch, ich bin nicht verwöhnt, aber das —" Er ſpuckte aus. Dann fuhr er plötzlich mit einem ſeltſam hungrigen Blick fort: „Alſo Sie haben Geld? Wollen Sie mir etwas geben? Zwei Lire. — he?"

„Auch noch mehr. Gern."

Joachim Timm's breite, behaarte Fauſt hämmerte auf die Tiſchplatte nieder. „Donnerſchlag! Hab' ich denn mehr verlangt? Was fällt Ihnen denn ein? Bin ich ein Straßenbettler? Ein Hundsfott bin ich, wenn ich mehr nehme, als zwei Lire!" Hilmar gab ihm das Silberſtück.

„Schreiben Sie ſich's auf," knurrte Joachim Timm, „ich vergeſſ' ſo 'was immer." Er ließ die Münze über den Tiſch laufen, fing ſie wieder auf und lächelte vergnüglich zu der kindiſchen Spielerei. „Nun bin ich alſo wieder reich. Ja, das Geld läuft Einem förmlich zu. Seit drei Tagen hatt' ich keinen Soldo mehr. Eine verdammte Wirthſchaft! Auf Kredit giebt mir kein Menſch mehr 'was. O nein, die kennen mich jetzt alle, die Hallunken. Wie ein bunter Hund bin ich bekannt in allen Spelunken von Rom. Pfui Teufel! Aber das macht matt. das Hungern, verſtehen Sie? Und wenn

man dann trinkt, wird man betrunken, — begreifen Sie das? Es ist 'ne Schande." Er schien eine Weile mit irgend einem Entschluß zu kämpfen. Dann schrie er jählings mit heiserer Stimme: „Felice! Felice! Bringt mir Brod und Ziegenkäse. Und einen Quint Rothen! — Blos einen Quint," setzte er wie entschuldigend hinzu, „blos einen Quint!"

Der Wirth war gekommen, hatte verwundert spähend den Kopf um die Ecke gesteckt, war dann wieder gegangen und brachte nun das Verlangte. Joachim Timm hatte inzwischen das Spiel mit dem Silberstück fortgesetzt, wobei ihm der Kopf mehr und mehr vornüber sank. Zuletzt war es sichtlich nur noch eine mechanische Fingerbewegung, die er betrieb und von der er nichts mehr wußte. Die schweren Lider waren ihm über die Augen herabgefallen. Und Hilmar saß dabei und wußte nicht, was er sagen oder thun sollte.

Nun stürzte Joachim sich plötzlich über das Essen her. Mit seinen großen, weißen Zähnen biß er, wie ein heißhungriges Thier, in das graue Brod ein. Man hörte, wie es darunter knirschte; er schlang es gierig, in großen Bissen hinein. Dann hörte er plötzlich auf, lehnte sich zurück und murmelte: „Was wollen Sie? Leinwand kann man dafür nicht kaufen. Dazu reicht's nicht. Und ich hab' auch keine Farben. Ja, wenn ich Farben hätte! Mit einem Tuschpinsel wollt' ich Ihnen ein Bild malen, das Sie getrost neben jeden Giorgione hängen könnten. Teufel! Es steckt 'was in mir. Gelernt hab' ich nichts, garnichts. Ich bin 'n Dorfschullehrerssohn — nichts, als 'ne Dorfschule, hab' ich besucht. Und noch dazu da

oben — da ganz hinten in Pommern, wiſſen Sie. Aber es muß mir doch wohl ſo angeflogen ſein. He? Ich bin ein ganzer Kerl, haben die vertrockneten Drillmeiſter in Berlin ſogar geſagt. Aus mir würd' etwas werden, haben ſie prophezeit, obgleich ſie mich alle nicht leiden konnten, weil ich keinen Reſpekt vor ihnen hatte und ein pietätloſer Neuerer war, der partout ſeinen eignen Weg gehen wollte. Na, es iſt ja auch 'was aus mir geworden!"

Er lachte ſchneidend auf und warf ſich dann plötzlich wieder über den Brodreſt und den Käſe her, mit einer wahren Wuth, als wurmte ihn ſein Hunger. Aber er ruhte nicht eher, bis er Alles bis auf das letzte Bröckchen vertilgt hatte. Und zwiſchen dem Kauen brachte er ſtoßweiſe heraus: „Oh, ich hab' ſchon ſchlimme Zeiten durchgemacht. Beſonders im Sommer, wenn Alles ausgeſtorben iſt. Malen kann man dann nicht, und Leute, die Bilder beſtellen, ſind auch nicht da. Aber trinken muß man; denn der Durſt iſt furchtbar bei der ſengenden Gluth. Und das Fieber brennt Einem in den Eingeweiden, wie Feuer."

Dann liebäugelte er mit dem Weinfläſchchen, das er zwiſchen die Finger genommen hatte, ſetzte es aber wieder hin und fuhr fort: „Manchmal hab' ich wochenlang kein Zimmer gehabt. Dann bin ich von einem Café in's andere gegangen, — in jedem blieb ich ſo lange, bis es geſchloſſen wurde. Darüber gingen die Nächte denn ſo hin. Tags hab' ich auf einer Bank in dem kleinen Garten vor San Marco gelegen; da ſieht Einen Niemand. Ein eignes Atelier hab' ich ſchon ſeit Jahr und Tag nicht mehr. Wie ſollt' ich das bezahlen? Ich hab'

immer so herumgemalt bei den Bekannten, wissen Sie, — manchmal sogar in Bildhauerateliers. Aber ich hab' die verfluchte Marotte, nichts fertig zu bringen; ich kann's nicht, ich muß dann immer wieder 'was Neues anfangen. Oder gar nichts — wie's kommt. Und dann die verdammten Weiber, die verdammten, römischen Weiber!" Er schüttelte drohend die Faust in der Luft. „Die saugen Einem das Mark aus den Knochen und die beste Kraft aus der Seele. Die Pest über sie! Die Pest über dies ganze Rom!" Mit einem Zuge leerte er das tiefe Glas, das er sich vollgeschenkt. Dann schüttelte er sich. „Rom ist selbst so ein gluthäugiges Weib. Das bischen Hirn verbrennt's Einem und das bischen Willenskraft dörrt's Einem systematisch aus. Bis man schlaff und entnervt und feig geworden ist, träg' und gleichgültig und stumpf, — bis man die Achtung vor sich selber endlich verloren hat, Herr, verstehen Sie? Bis man sich und Andern zum Ekel geworden ist, Herr — pfui, pfui! — Felice! Wo steckt der Kerl? Ich muß noch 'was trinken. Was soll ich mit dem Fingerhut voll? Die Galle steigt mir auf, wenn ich nichts trinke. Rasch!"

Hilmar hatte dem Allen zugehört, ohne noch kaum ein Wort dazwischen geworfen zu haben, was der Andere auch garnicht erwartete. Der redete das so vor sich hin, nur um es sich von der Seele zu wälzen und weil er mußte, ohne des Zuhörers zu achten. Nun aber, während Joachim Timm sich aus einer Literflasche, die der Wirth ihm hatte bringen müssen, ein Glas füllte, um es, abermals in einem Zuge, zu leeren, fragte Hilmar: „Weshalb sind Sie überhaupt nach Rom gekommen?

Und weshalb gingen Sie nicht wieder, nachdem Sie all' die Gefahren kannten, die hier lauern?"

Der Andere ſtierte in ſein Glas, während ganz leiſe und allmälich ſich ein verſchmitztes Lächeln um ſeinen breiten, bärtigen Mund ſtahl. „Wiſſen Sie," tuſchelte er, „die Gläubiger — die ſetzten mir zu. Denn ich hatte ja nichts, — nie hatte ich Geld. Woher hätt' ich's nehmen ſollen? Das bischen Verdiente — du lieber Gott! wie raſch ging das d'rauf! Für Andere, die noch ärmer waren, als ich, und noch mehr hungerten; für einen guten Tropfen, aus dem man ſich Begeiſterung trinkt für die Kunſt — Gott weiß, wofür? Und zuletzt kam alle Augenblicke der Gerichtsvollzieher. Und dann ſollt' ich vor Gericht und ſchwören, daß ich nichts hätte, was ſie mir pfänden könnten, außer meinem Handwerkszeug. Das langweilte mich Alles, wiſſen Sie. Ich drehte ihnen eine Naſe. Ich mußte Ruh' haben, ſonſt konnt' ich nicht malen. Und da ging ich ihnen eines Tages durch. Nach Rom, ganz direkt nach Rom. Offen geſtanden" — er trank einen Schluck, um das Glas dann zwiſchen zwei Fingern in der Schwebe zu halten — „es gab auch ſonſt Gründe genug, nur der gab den Ausſchlag. Sehen Sie: ich hatte keine Bildung, ich hatte nichts gelernt. Von der Dorfſchule war ich in die große Stadt gelaufen, um mein Glück zu machen; Setzerlehrling und Photographengehülfe geweſen; hatte mich durch ein paar Akademieklaſſen durchgehungert mit einem mageren Stipendium, — das war Alles. Anfangs merkt man's ja nicht, was Einem alles fehlt, man malt, man iſt Künſtler, man fühlt ſich. Aber allmälich dämmert's Einem doch auf trotz alles

Selbſtbewußtſeins und trotz aller Verachtung. Und das bringt ſich nie mehr ein, wenn man ſich auch dazu herablaſſen wollte, es zu verſuchen. Man fühlt ſich unbehaglich, — die Kunſt hilft darüber nicht weg; man iſt ein Fremder, man empfindet täglich, ſtündlich eine klaffende Lücke zwiſchen ſich und der Geſellſchaft, in die man doch will, zu der man ſich doch rechnet. Man fürchtet, alle Augenblicke anzuſtoßen, ſich eine Blöße zu geben, man kann nicht mitreden, — das macht unſicher und ungemüthlich. Heimlich hinter mir her lachen ſollten ſie auch nicht. In Rom wird das anders ſein, dacht' ich, in Berlin iſt man zu unheimlich gebildet für Unſereinen. Ich war nicht der Einzige, der ſo gedacht hat. Wenn man die Künſtlerwelt hier ſo anſieht: — die Meiſten ſind hier, um das Manko nicht zu fühlen und nicht fühlen zu laſſen, das ſie da draußen bei uns in der Geſellſchaft würde unmöglich erſcheinen oder doch nur geduldet ſein laſſen. Hier gilt der Künſtler als ſolcher etwas, hier verwiſchen ſich die Bildungsunterſchiede, hier ſpielt man eine Rolle, hier iſt man frei. Sehen Sie: das zog mich auch. Hier braucht man nicht klug zu reden über neue Bücher und Theaterſtücke, über Politik und ſoziale Fragen, — wenn man ſeinen „Popolo Romano" lieſt, iſt's auch genug. Was da draußen die Gemüther erhitzt, das klingt nur noch, wie ein ganz ſchwaches Echo, bis hier herüber und regt Keinen mehr auf. Man lebt viel gemächlicher hier, viel unbekümmerter und ungenirter. „Artista tedesco" — das bedeutet etwas in Rom, verſtehen Sie. Und ſchließlich: ich wollte ſie ja ſehen alle die Raphael's und Michelangelo's und Tizian's, die für uns da oben ja

doch nur Namen ſind, — Schall und Rauch, — und wollte den Menſchen zeigen: was die können, das kann ich auch und kann mehr — Teufel! ob ich nicht mehr kann!"

Ein irrer Funke glühte in der Tiefe ſeiner ſtieren Augen auf, dann trank er wieder, ſetzte das Glas klirrend nieder und griff mit der Hand in die Luft, als ob er etwas packen wollte. „Warum ich nicht weggegangen bin?" murmelte er. „Ich hab' die richtige Zeit dazu verpaßt. Es war dann plötzlich zu ſpät, wiſſen Sie. Man gewöhnt ſich ſo ein, — nachher rafft man ſich nicht mehr auf. Ich fluche Rom. Aber fort von hier möcht' ich nicht, könnt' ich nicht. Nein, nein, niemals. Das hält Einen mit klammernden Armen feſt, — begreifen Sie das? Die römiſche Welt die iſt wie ein Hörſelberg. Man verwünſcht ſie, man fühlt, man weiß, daß ſie uns verdirbt, entnervt, zu Grunde richtet, — aber laſſen kann man ſie doch nicht, um die Welt nicht. Ich trink' auf Rom, Herr!" Und er leerte ſein Glas.

„Sie werden ſich noch einmal wieder in die Höhe bringen," ſagte Hilmar, um nur etwas zu ſagen. „Alle werden Ihnen dazu helfen. Es muß ja gehen."

Joachim Timm ſchielte mit glaſigen Augen zu ihm hinüber, während das Kinn ihm ſchlaff herabſank. Ein halb blödſinniger Ausdruck lag jetzt in ſeinem Geſicht. Und mit dem ausgeſtreckten Zeigefinger ſeiner Rechten fuhr er ſchüttelnd durch die Luft hin und her. „Nichts, nichts da," lallte er, „kann nicht mehr — Die Weiber! Die laſſen Einem ja keine Ruhe, — es liegt Einem im Blut — Man muß — Ich wenigſtens, ich muß — Das will ſo meine Natur, — meine tauſendmal verfluchte Natur.

Das hat Rom zu Wege gebracht. Und dann, wie denn? Was soll man denn? Kein Mensch will sich ja mehr von mir malen lassen. Und die Anderen, — die helfen sich ja selber kaum durch. Gute Kerle meist, — aber verbummelt, schändlich verbummelt. Und ich bin ihnen Allen 'was schuldig, — verstehen Sie? Und weiß selber garnicht, wieviel Jedem — Es ist zum Lachen, 'was? Zum Todtlachen —" Und er lachte, rauh, heiser, bis zum Ersticken. Dann trank er wieder. Die Literflasche war fast zu Ende.

„Degenhardt wird Ihnen helfen," sagte Hilmar rasch.

„Ah!" machte der Andere und verneigte sich, „vor dem Hut ab! Ah! Ja, der alte Degenhardt! Ohne den wär' ich ja wohl schon lang' verhungert. Der ist 'was Großes, wissen Sie, etwas ganz Großes: der ist ein Mensch! He? Nur müssen Sie nicht glauben, was er sagt. Das meint er alles garnicht so, das ist blos Ironie bei ihm, schneidige Ironie. Verstehen Sie? Wenn er über Rom schimpft und über die Alten und so — das ist Betrug. Er betet sie an und hält uns Neue im Grunde alle für Tempelschänder, aber scheinbar redet er uns zu Munde, blos aus ingrimmigster Verbissenheit. Hinter uns her schüttelt er sich vor Ekel und Unwillen. Und dann malt er seine handgroßen Gouaches, — hunderterlei d'rauf, Alles fein, sauber, zierlich und sonnig, mythologisches Fabelzeug oder Gott weiß was? — und äugelt, wie ein Verliebter, zum Peter und zum Vatikan hinüber und denkt, wir merken nichts von alledem und nehmen sein Gekrächz für baare Münze, weil wir uns von ihm füttern lassen und ihn anpumpen — Ach, lieber Gott, für einen Sassoferrato schmeißt er all' unsere neue Kunst in die Rumpel-

kammer. So einer ist das! Aber er giebt sein Bischen hin für die Leute, die all' seinen heiligen Ueberzeugungen ein Schnippchen schlagen, und läßt sie's nicht 'mal merken, wie es ihn wurmt, und hat beinahe selber schon nichts mehr übrig. Denn wer kauft ihm seinen antiquirten Kram heute noch ab? Der Mann ist im Stande, seinen letzten Rock für seine erbittertsten Feinde hinzugeben, — denn das sind wir, senza complimenti, wir Jungen. Nein. Von dem Mann laß' ich mir nicht helfen, jetzt nicht mehr. Das hat lange genug gedauert. Den würd' ich schließlich auch noch zum Bettler machen. Pfui!"

Sein Gesicht war immer röther und glühender geworden, seine thränenden Augen verschwammen ganz darin. Er kämpfte gegen seine Müdigkeit sichtlich mit einer Art von zorniger Empörung an, und doch lagerte sie sich bleiern auf ihn und drückte seinen schweren Kopf nieder. Plötzlich schlug er wieder mit der Faust auf den Tisch. „Der würde mich wieder in die Höhe bringen," schrie er heiser, „was? Warum sprechen Sie von dem nicht? Der ist ja dazu da! Und er hat ja auch alle Anstalten dazu gemacht, dieser schnauzbärtige Hundesohn. Hei, wie er mich fest in den Klauen gehabt hat! O der barmherzige, fromme, hülfreiche Mann! Seine Modelle hat er mir' gebracht und dann sollt' ich tagewerken, aber der Taglohn war schlechter, als der eines Maurers; und doch sollt ich nicht rasten dazwischen, er hielt Aufsicht. Und den Gewinn strich er dann selber ein. Nur ein paar fromme Sprüche kriegt' ich noch als D'raufgabe. Mit meinen Fäusten bin ich schließlich auf ihn losgegangen, Herr, — es m u ß t' einmal ausbrechen. Und dann wollt' er mir noch eine Stelle bei einer englischen Familie verschaffen, die durch die

Welt reiſte, — als Reiſemaler, verſtehen Sie? Ich ſollt' alles aufpinſeln, was den Miſſes unterwegs gefiel, weil ſie's zufällig ſelber nicht gelernt hatten und weil ſie's auch nicht nöthig hatten, ſich ſelber zu bemühen; und dafür wollten ſie mich frei mitnehmen, — mit ihrem Courier, mit ihrem Koch und der Jungfer, — verſtehen Sie? Die Treppe hab' ich ihn heruntergeworfen, den guten, frommen Mann, als er mir den Vorſchlag machte. Schade, daß er ſich nicht 'n paar Rippen gebrochen hat!"

Die letzten Worte kamen nur noch wie ein undeutliches Gemurmel zwiſchen den Zähnen des Sprechers hervor, ſein Mund blieb offen, während ſeine Lieder zufielen. „Verdammte Müdigkeit," lallte er heiſer, — „der Wein iſt ſchlecht, glaub' ich, — muß wieder anderen — heut Nacht — lange in kein Bett mehr — der verdammte — ſchlafen Sie wohl, Herr — der Velletri macht müde" —

Der Kopf war ihm auf die Arme geſunken, er athmete ſchwer und gleichmäßig. Hilmar ſtand auf. Noch ein paar Augenblicke wartete er, um ſich zu überzeugen, daß es ſich um einen wirklichen, feſten Schlaf handelte, in den Joachim Timm verſunken war; dann ging er, den Wirth zu ſuchen, dem er noch eine geringe Geldſumme, die er bei ſich trug, zum Beſten des Schläfers einhändigte, wobei er hinzufügte, daß man für denſelben vorausſichtlich bald in entſprechender Weiſe ſorgen werde. Der Wirth war ſehr geſchmeidig geworden, aber er zuckte mit beredtem Mienenſpiel die Achſeln. Das ſei Alles ſehr ſchön und gut, meinte er, aber wenn der artista tedesco es ſo weiter treibe, wie bisher — Und wer wolle ihn denn davon zurückhalten, zumal es ſchon gar ſo ſchlimm

geworden ſei? — dann ſei alle Hülfe umſonſt und alle Fürſorge komme zu ſpät; denn ſo etwas von Trinken — Er habe ſchon viel erlebt und beſonders die Deutſchen leiſteten ja Unerhörtes darin, — aber ſo etwas ſei doch noch nicht dageweſen. „Das iſt ja den ganzen Tag und die ganze Nacht gegangen, Herr“, ſagte er, „immer von einer Oſterie in die andere; und Morgens kaum drei, vier Stunden Schlaf, dann ging's wieder von vorn an. Das hält der Stärkſte nicht lange aus. Jetzt kann er ſchon nicht mehr ſo, er iſt ſchwach geworden und ſchläft oft mitten im Trinken ein. Für den gäb's nur eine Kur, Herr: fort aus Rom! Denn hier wird's nicht mehr beſſer, glauben Sie mir.“

Als Hilmar draußen war, riß er ſich den Hut aus den Haaren. Ihm war ſchwül zu Sinne geworden trotz der kalten, kellerigen Luft, die in dem Raum geherrſcht hatte. „Und das iſt nun mein Athemzug Freiheit nach dem ich mich ſehnte,“ dachte er. Die Bruſt war ihm wie zugeſchnürt. Dieſem Unglücklichen da mußte Rettung werden, gleichviel wie? Wenn er ſich nur würde retten *laſſen* wollen!

Hilmar wanderte weiter und weiter. Eine unſägliche Troſtloſigkeit hatte ihn überfallen. Es war ihm, als ſchritte er durch eine Wüſte dahin. Er war an das Koloſſeum gelangt, ohne zu wiſſen, wie er dorthin gekommen. Als er noch ſtand und müden Blicks in eine der Wölbungen des Rieſenbaues ſchaute, um den die Dohlen mit heiſerem Gekrächz flatterten, hörte er klappernde Pferdehufe hinter ſich. Unwillkürlich wandte er ſich um und ſah nun Mania von Holmen, die in Begleitung eines Reitknechts auf einem

ſchlanken Fuchs an ihm vorübertrabte. Ob ſie ſeinen Gruß geſehen hatte und ob das Schwenken ihrer Reitgerte gegen ihren ſchleierumwundenen, niedrigen, runden Hut eine Erwiderung desſelben bedeutete, vermochte er nicht zu unterſcheiden. Nur ihrer heiß gerötheten Wange und ihres blitzenden Auges vermochte er ſich noch zu erinnern, als ſie unter dem Konſtantins-Bogen hindurch den Weg gegen die Porta Sebaſtiano zu eingeſchlagen hatte und ſeinen Blicken entſchwunden war.

Hilmar ſpähte umher, ob denn nicht Max Höhnert irgendwo in der Nähe ſei. Es würde ihm eine Art von ingrimmiger Genugthuung bereitet haben, wenn es ſo geweſen wäre. Die Beiden waren ja jetzt wohl unzertrennlich. Alle Welt ſah ſie immer zuſammen und alle Welt redete ſchon davon. Ihn, Hilmar, ging es ja nichts an. Seine etwas ſpöttiſche Verwunderung, die im Grunde doch wohl nur auf ſcheelem Neid beruhte, konnt' er für ſich behalten. Und wenn er in kindiſchem Trotz und Unmuth aus eben dieſem Grunde allein bisher noch nicht ſeinen Beſuch bei der alten Baronin gemacht hatte, ſo würde man ihn ſchwerlich vermißt oder ſich über ſein Ausbleiben gegrämt haben.

Er ſchlug den Weg zur Linken die Via Claudia hinauf zum Cälius ein. Hier war es einſam und ſtill. Drüben ragte die uralte Rundkirche S. Stefano, auf der Piazza della Navicella ſtand die Gitterpforte zur Villa Mattei offen. Da trat er ein und verlor ſich zwiſchen den in doppelter Mannshöhe aufſteigenden Buchsbaumhecken. Nicht ein Laut war um ihn hörbar. Die Dezemberſonne ſtand an einem mattblauen Himmel, es war kühl und ſtill in den Gängen. Ueberall noch Blumen, hie und

da noch eine Rose am Spalier. Und die moosumwachsenen Fontainen plätscherten verschwiegen im Laubdunkel. Hilmar war es, als wanderte er durch eine verzauberte Welt.

Erst, als er in die Nähe des Hauses und auf die oberen Terrassen kam, sah er Menschen. Ein Schwarm von Priesterzöglingen zog den Weg herab, die lange Steineichen-Allee mit ihren Hermen und Skulpturfragmenten war erfüllt von Fremden mit rothen Reisebüchern. Hilmar lehnte sich in die Ecke der Balustrade, von einer zerbrochenen, mit Eisenklammern zusammengehaltenen Marmorstatue, die auf hohem Sockel vor ihm ragte, fast verdeckt. So blickte er in die Campagna und zu den Albaner Bergen hinaus. Die Sonne war ihrem Untergange nahe; hinter ihm schimmerte die bläuliche Peterskuppel wie verklärt, gerade vor ihm reckten sich die Riesentrümmer der Caracalla-Thermen. Die graue Steppe war von rothem Licht überronnen, der Thurm der Cäcilia Metella flammte herüber, die Häuser der Ortschaften, die am Hange des Monte Cavo klebten, funkelten im Gold des Abends. Es lag eine feierliche Schönheit über der Welt gebreitet.

Hilmar schaute und schaute. „Aber das Alles muß ja auch auf mein Bild," dachte er plötzlich. „Ist denn das nicht Rom?" Wieder kam das stürmische Verlangen nach dem Unbegrenzten über ihn, wieder die Angst davor, nicht genug, nicht das charakteristische Ganze auf seine Leinwand bannen zu können. Und dann dachte er von Neuem mitten in all' dem Farbenzauber, der sich vor ihm entfaltete, darüber nach, ob es wirklich die Aufgabe der Kunst sei, das Seiende wiederzugeben. Und abermals sagte er sich: „Nein, nur unser E m p f i n d e n von dem

wirklich Seienden; dies Letztere selbst aber ist nur Mittel zum Zweck."

Dann raffte er sich mit einer unwilligen Bewegung empor. Hatte Mania von Holmen Recht: grübelte er zuviel über das Wesen der Kunst, statt thatkräftig und gedankenlos zuzugreifen? Aber konnte er eher in der Kunst — in seiner Kunst — Befriedigung und Genüge finden, als bis er sich Gewißheit darüber verschafft, daß er so und gerade so schöpferisch thätig sein müsse, um ein Künstler zu sein?

Er wollte sich zum Gehen wenden, als er plötzlich eine schwere Hand auf seiner Schulter fühlte. Sich wendend erkannnte er Max Höhnert. Der dicke Maler erschien ihm heute in seiner Kleidung gewählter, als sonst, ein kleiner, runder, grauer Hut balancirte auf seinem Haupt. „Guten Tag," sagte er in seiner phlegmatischen Art, die niemals über eine Begegnung Verwunderung an den Tag legte, sondern Alles in der Welt, auch das Erstaunlichste, als selbstverständlich hinnahm, „haben Se Fräulein von Holmen nich hier wo gesehn?"

Hilmar berichtete von seiner Begegnung am Kolosseum. Max nickte. „Das weiß ich ja Alles. Aber nachher wollte sie hierher kommen. Na, ich werd' sie schon treffen. Adje! Daß man Sie ollen Stubenhocker hier 'mal find't, ist aber auch 'n Meerwunder."

Hilmar hielt ihn zurück, um ihm von Joachim Timm zu erzählen und ihm dringend an's Herz zu legen, daß für den Unglücklichen, der offenbar nahe dem Untergang sei, etwas gethan werden müsse; sie Alle müßten sich dabei vereinigen.

Max Höhnert's Gesicht war ernst geworden. „Armer Deibel!“ murmelte er ein paar Mal zwischen den Zähnen. Dann, als Hilmar geendet, sagte er: „Also haben Sie ihn glücklich gefunden. Ja, wir wollen ihm ja gewiß beispringen, da wird sich Keiner ausschließen. Aber ob man den noch auf die Beine bringt, das ist wohl die Frage. Der hat sich nu doch wohl schon um alle Selbstachtung getrunken, wissen Se. Denn das hatte ja bei ihm schließlich keinen Anfang und kein Ende mehr, das ging egal so weg, Tag und Nacht. Und dazu die Kneipen und die Gesellschaft! Ne, ich danke. Und dieser Unglücksmensch ist blos dahin gekommen, weil er sich betäuben wollte nach all' seinen Frauenzimmergeschichten. So'n begabter Mensch und so'n fideles Haus! Jammerschade d'rum! Malen hat er gekonnt, — Donnerwetter nicht noch 'mal, — aber es wurde ja nie 'was fertig, und seine paar Soldi zusammenhalten, das konnt' er auch nicht. Was er hatte, mußte auch gleich wieder weg. Na, lieber Gott, wir machen's ja eigentlich Alle nicht viel besser —“ Er seufzte. „Blos 'n bischen mehr menagiren kann man sich denn doch. Na also: wir wollen's versuchen, ob wir ihn noch 'mal wieder 'rausreißen aus 'm Sumpf. Gleich heute wollen wir hin. Er hat sich ja bis jetzt vor uns versteckt; immer war er schon wieder weg, wenn wir ihn 'mal ausbaldowert hatten, so schämt er sich. Nu werd' ich die ganze Blase heute Abend zusammentrommeln, und denn holen wir ihn in corpore ab, und ich nehm' ihn einstweilen mit auf meine Bude. Denn muß Rath geschafft werden. Weglassen dürfen wir ihn nicht wieder, sonst schrammt er gleich aus. Aber das Ganze muß wie'n Spaß aussehen, sonst wird

er wüthend. Ich kenn' ihn. Um Acht erwarten wir Se also in der Cacciarella, Via Mercede, und dann führen Sie uns. Abgemacht?"

Es war nicht das, was Hilmar gewünscht hätte, aber Max Höhnert mußte Joachim Timm in der That besser kennen, als er selber, und so stimmte er zu. Max mußte inzwischen Mania von Holmen wohl ausgespäht haben, denn er winkte plötzlich mit seinem Hute, und ein strahlendes Lächeln verklärte sein Gesicht. „Adje, adje!" rief er, Hilmar rasch die Hand drückend, und stürmte davon.

Auch Hilmar drehte sich nun um und gewahrte wirklich die schöne Esthländerin, die drüben vor der Rosenlaube Filippo Neri's stand und in's Land hinausblickte. Sie hielt die Schleppe ihres Reitkleides mit der Linken aufgerafft, während die Rechte mit der Gerte zu Max hinübergrüßte, der auf sie zuschritt. Hilmar zog grüßend seinen Hut, ohne seinen Platz zu wechseln. Er wußte selbst nicht, warum er blieb. Wenn sie ihn gewahrt und erkannt hatte, sah es ungezogen aus. Aber er wollte nicht mit Max Höhnert um ihre Gunst in Wettstreit treten; es widerstrebte ihm, es lag etwas Demüthigendes für seinen Stolz darin. Warum hatte sie ihm auch damals gesagt, er möge sich durch Max Höhnert bei ihnen einführen lassen? Brauchte er einen Fürsprecher, um etwas zu gelten? Und diesen?

Trotzig wandte er sich und schritt quer durch den oberen Garten dem Ausgange zu, ohne noch einmal einen Blick zurückzuwenden. Draußen wartete der Reitknecht mit den beiden Pferden. Mania war nur hierher gekommen, um mit Max Höhnert zusammenzutreffen. Es

war wie ein Stelldichein. Und der dicke Maler hatte garkein Hehl daraus gemacht. Hilmar begriff das Alles nicht. Aber wieder und wieder fragte er ſich: was kümmert es dich? Du haſt keinen Theil an dieſem Mädchen und darfſt keinen haben. Und doch waren ein heißer Groll und ein wildes Verlangen in ihm. Er ſchlug ſich mit der Fauſt auf die Bruſt. „Hinunter! Hinunter!“

Die Dunkelheit brach jäh herein. Drohend ragte die wuchtige Maſſe des Koloſſeums vor dem Wandernden auf. Da klang wiederum Hufſchlag in ſeinem Rücken auf, und wieder war's Mania, die auf ihrem Gaul dahergetrabt kam. Hilmar wußte es, ohne ſie zu ſehen, und ſein Herz ſchlug ſtürmiſch. Aber er wandte ſich nicht. Wie ein trotziges Kind ſtand er da — oder wie ein ſchwer und ernſt ſich ſelbſt bezwingender Mann — er wußte es nicht vor ſich zu entſcheiden.

„Herr Berndt!“ Der Hufſchlag hinter ihm hielt an. „Herr Berndt!“

Er mußte ſich umwenden. Mania hatte ihr Pferd parirt. „Weshalb fliehen Sie mich, Herr Berndt?“ Ihre Augen waren groß und voll auf ihn gerichtet.

„Ich? Sie?“ Er wußte nichts Anderes vorzubringen.

„Weshalb fragen Sie ſo? Sie wiſſen ja, daß ich Recht habe. Hab' ich Sie beleidigt?“

„O nein, wie können Sie denken?“

„Was iſt's denn alſo? Werden Sie es mir nicht ſagen? Nicht jetzt, nicht hier. Aber Sie müſſen es mir endlich einmal ſagen. Wollen Sie?“

„Ich werde Ihnen nichts zu ſagen haben, gnädiges Fräulein. Ich fliehe Sie nicht.“

Es war ein zorniger, leidenschaftlicher Ausruf, der sich ihren Lippen entrang, ohne daß er ihn verstanden hätte. Es war auch wohl kein Wort. Aber er erschrak vor diesem Ausbruch. Welch' eine wilde Seele mußte unter der ruhigen Oberfläche wohnen! Etwas Maßloses mußte in ihr sein. Sie war sicherlich von jeher nur gewohnt gewesen, zu befehlen und zu herrschen; nun brachte der leiseste Widerstand, wo sie sonst alle nur als Sklaven vor sich zu sehen pflegte, sie schon außer sich. Nun, in ihm sollte sie sich getäuscht haben.

Ein Gertenschlag hatte das Pferd getroffen und grußlos war Mania von Holmen die Straße hinaufgeritten. In wogenden Gedanken schritt Hilmar weiter gegen das Forum zu. Er fühlte nun doch Reue. Aber er hatte von jeher die Vorahnung gehabt, daß er mit diesem Mädchen würde kämpfen müssen, daß es ihr gegenüber nur Haß gab oder Liebe, nichts drittes.

Er wanderte zwischen den Trümmern hin, er kauerte sich im Mondlicht, das eben aufstieg und die Säulen des Kastortempels zu überblinken begann, auf den Stufen des Vestaheiligthums nieder. Eine unsägliche Traurigkeit überfiel ihn wieder. „Wenn ich frei wäre — wenn ich frei wäre!“ hallte es in ihm.

Als er zur festgesetzter Zeit in die Cacciarella kam, fand er schon eine größere Gesellschaft dort versammelt. Auch Röschen fehlte nicht. Ihre kleinen, blanken Augen glitzerten neugieriger, als je, und ihre Ohren waren überall, weil man über Joachim Timm's Liebesaffairen redete, die in erster Linie ihn ruinirt hätten; es war ungemein interessant. Die Künstler hatten bereits eine

Kollekte veranstaltet, damit vor der Hand für Joachim Timm gesorgt werden konnte, bis man etwas Entscheidendes für ihn wußte. Der dicke Max war überaus betriebsam gewesen; Keiner hatte sich ausgeschlossen, obwohl die Wenigsten etwas übrig hatten, das Meiste hatten Degenhardt und Heinz Lüders beigesteuert. Im Allgemeinen neigte sich die Ansicht dahin, daß Joachim Timm von Rom fort müsse.

„Wenn er man wird gehen wollen!“ meinte Max Höhnert, „ich fürchte sehr, wir kriegen ihn hier nicht weg. Wir müßten ihn schon mit Gewalt auf'n Schub bringen. Und in Berlin, was soll er da? Da wird das Sumpfen mit verstärkten Kräften losgehen.“

Hilmar fand die Stimmung im Allgemeinen lustiger, als es ihm mit dem Ernst der Stunde verträglich erschien. Oder berührte es nur ihn selber peinlich, weil er es wie eine schwere Last auf seiner Seele fühlte, daß Andere frei davon waren? Endlich brach man auf. Röschen hatte sich an Jacques Bachler's Arm gehängt und war ungemein gespannt darauf, wo und unter welchen näheren Umständen man Joachim Timm finden werde. „Am Ende ist er garnicht allein,“ flüsterte sie mit verschämt gesenkter Stirn, „es wäre doch schrecklich, wenn er wieder in Versuchung gefallen wäre. Uebrigens werde ich über diese ganze Sache schreiben — ja, das muß ich, Herr Bachler. Ganz diskret natürlich. Aber in den Blättern, die mir zur Verfügung stehen, kann ich dies wichtige Ereigniß nicht übergehen. Es wird ein schätzenswerther, kulturhistorischer Beitrag zur Geschichte des deutschen Künstlerlebens sein. Das ist ja doch der alleinige Grund

weshalb ich, als einzige Dame, mich heute hier betheilige. Denn sonst — Sie begreifen, Herr Bachler, aber man hat höhere Rücksichten. Ich zwinge mich hierzu um der Sache selbst willen."

„An der Kollekte haben Sie sich aber noch nicht betheiligt, Fräulein Tanner," erwiderte Jacques Bachler, der sich ärgerte, seinen letzten Franken hingegeben zu haben und nun auch noch Röschen am Arm schleppen zu sollen.

„Mein Gott," murmelte Röschen, „ich habe kein kleines Geld bei mir."

„Merkwürdig," brummte Bachler, „Sie haben niemals etwas bei sich."

Als man die kleine Osterie erreicht hatte, gerieth Röschen in fieberhafte Aufgeregtheit. Sie erwartete sichtlich etwas Pikantes zu erleben und zitterte vor Neugierde. Das Erscheinen des Trupps von Künstlern hatte ohnehin in dem Gäßchen Aufsehen erregt. Die Leute traten vor die Thüren hinaus, ein kleiner Auflauf bildete sich. Hilmar empfand das Alles äußerst peinvoll; es entsprach so garnicht dem traurigen Grunde, der sie hergeführt, und das hie und da auffliegende Lachen bewies ihm, daß man diesen schon zu vergessen begann und das Ganze für eine amüsante „Hetz'" nahm, wie andere auch. Er trat an Max Höhnert heran und schlug ihm vor, sie Beide wollten allein hineingehen, die Andren möchten draußen warten. Max Höhnert war es zufrieden; nur Otto Berwick schloß sich ihnen an.

Der Wirth der Osterie kam ihnen schon auf der Schwelle der Trinkstube entgegen. „Sie suchen gewiß

den Herrn mit dem großen Bart," sagte er, „den artista tedesco. Ja, denken Sie sich nur: der ist fort. Sie kommen zu spät."

Max Höhnert murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen. „Fort? Wohin denn?"

Der Wirth zuckte die Achseln. „Wenn ich's wüßte, meine Herren! Sehen Sie: als er ausgeschlafen hatte, — wahrscheinlich hat ihn unsere Katze geweckt, die ihm immer gern auf den Schooß sprang, sonst schliefe er wohl jetzt noch, — rief er mich und sagte, er wollte fort, er könnte keine Stunde hier länger bleiben, er wäre ausspionirt und man verfolgte ihn und wollte ihn einfangen und was so dergleichen wirres Geschwätz mehr war. Und ich wäre auch ein Verräther, hat er gesagt, er traute mir nicht mehr, ich wollt' ihn ausliefern. Nun, ich merkte schon" — Der Sprecher klopfte sich mit dem Zeigefinger auf die Stirn — „Das kommt so von dem übermäßigen Trinken. Und weil solche Menschen manchmal gefährlich werden, wenn man ihnen widerspricht oder in Güte mit ihnen reden will, hab' ich garnichts gesagt. Bezahlt war ich ja für Das, was er mir noch schuldig war, durch diesen Herrn hier, und weil nach ehrlicher Berechnung noch so etwas wie eine Lira übrig blieb, gab ich ihm die, — aus Barmherzigkeit, denn wo sollt' er sonst die Nacht unterkommen? Geld hatte er ja weiter nicht, zum Versetzen war schon lange nichts mehr da und daß in seinem Holzkoffer nichts ist, als Sand und Steine, weiß ich auch schon, weil er mir's selber einmal erzählt hat, als er nicht mehr wußte, was er redete. Aber da hätten Sie ihn sehen sollen, meine Herren! In's Gesicht

geworfen hat er mir das Geldstück, es hätt' mich ein Auge kosten können, und geschrien und getobt hat er, wie ein Wahnwitziger, und mit den Fäusten auf die Tische gehämmert und hat Alles zerschlagen wollen, und die Augen sind ihm feuerroth aus seinem dick geschwollenen Gesicht getreten. Ich hab' Angst gehabt um mein Leben, meine Herren, ich bin davongelaufen."

„Nun, weiter! weiter!" drängte Hilmar.

„Jawohl, jawohl," sagte der Wirth, Athem schöpfend, „aber ich kann Ihnen sagen, meine Herren, es war nichts Kleines. So Einen im Hause zu haben! Ich hab' so 'was nie erlebt. Ob er etwa ein Bettler wär'? hat er geschrien; wenn er wollte, könnt' er mit Goldstücken nur so um sich werfen; und die Hände müßt' ich ihm küssen vor Dank, daß ein Mann, wie er, bei mir abgestiegen wär', in meiner rauchigen Spelunke; eine marmorne Gedenktafel würden sie bei mir anbringen, weil ein so großer Künstler hier einmal geherbergt habe, und solch' Zeug mehr. Und dann, als er sich endlich ein bischen beruhigt hatte, — nur aus Erschöpfung, denn die Wuth hatte noch nicht nachgelassen, das sah man, — ist er davongegangen. Ich hab' da hinter'm Küchenvorhang gestanden und hab's beobachtet, denn ich traute mich nicht mehr heraus zu ihm. Unter der Thür hat er noch zurückgeschrien: „Meine Sachen lass' ich abholen." Als ob er Sachen hätte, meine Herren! Aus purer Barmherzigkeit haben wir ihn aufgenommen, weil er sonst auf der Straße hätte schlafen müssen; und wer konnte wissen, ob ein so generöser Herr, wie nun geschehen, kommen würde —"

„Und er ist nicht wiedergekommen?" fragte Hilmar.

„Gott bewahre, nein. Und er wird auch nicht wiederkommen, schwören möcht' ich d'rauf. Und ich nähm' ihn auch nicht wieder. Denn, sehen Sie, meine Herren: wenn man im eigenen Hause seines Lebens nicht sicher ist — Für keine Bezahlung nähm' ich ihn wieder!"

„Sie haben keinerlei Vermuthung darüber, wohin er gegangen sein kann?"

„Gott im Himmel, wie sollt' ich? Nein. Viel Auswahl wird er nicht haben. Aber es giebt doch mehr Osterien in Rom, als man in einem halben Tage herzählen könnte. Und in einer davon wird er wohl sein. Bis sie ihn auch dort wieder —"

„Es ist gut," unterbrach ihn Hilmar rauh. „Wenn Sie irgendetwas von dem Herrn erfahren, werden Sie es uns sofort wissen lassen, verstanden? Hier ist meine Adresse und hier ist Geld. Sie verdienen sich noch mehr, wenn Sie sich darum bemühen, seinen Aufenthalt auszukundschaften, diskret natürlich. Es liegt uns viel daran. Und nun, — wenn Sie uns nichts mehr sonst zu sagen haben" —

Der Wirth erschöpfte sich unter zahllosen Bücklingen in der wortreichen Versicherung, daß er zur Stunde zwar, so wahr er selig zu werden hoffe, garnichts weiter wisse, daß er aber ohne allen Zweifel morgen oder übermorgen bereits die allersicherste Kundschaft bringen werde, und wenn er Tag und Nacht nichts weiter thun sollte, als suchen und immer suchen; man könne auf ihn bauen, kein Geheimpolizist werde ihn übertreffen; für so generöse Herren würde er noch ganz andere Dinge thun.

„Ich glaube, wir können gehen," sagte Hilmar.

Der Schwarm, der draußen wartete und dem die Zeit lang geworden war, — Röschen hatte man nur mit Gewalt von dem Eindringen in die Osterie zurückhalten können, — nahm die Nachricht von Joachim Timm's Verschwinden mit lautem Halloh, aber ohne tiefere Bewegung auf. Die verschiedenartigsten Vorschläge wurden gemacht. Viele — denen Röschen mit einem kindlich-freudigen „Ach ja" zustimmte — meinten, man solle sich vertheilen und systematisch alle verrufensten Kneiphöhlen absuchen, in irgendeiner würde er sicher stecken. Andere waren dafür, daß man das zusammengebrachte Geld solenn verkneipen und dabei einen Salamander auf Joachim Timm's Wohl reiben solle. Jedenfalls waren sich Alle darin einig, daß die Nacht nun einmal angebrochen sei und daß man nichts Gescheidteres thun könne, als zusammenzubleiben und einen guten Tropfen zu versuchen. Und so zog die ganze Gesellschaft denn nach Ablehnung aller übrigen Vorschläge endlich in die Osterie Don Pasquale's hinauf, die in einem Winkel der Via due Macelli gelegen war und den Namen „die Tonhalle" führte.

Es war ein niedriges, verräuchertes und ungemüthliches Lokal, der Wein schlecht und die Bedienung lässig; aber man hatte sich nun einmal seit Langem dorthin gewöhnt und zu allen Nachtstunden waren in der oberen Stube, zu der man über ein paar Stufen hinaufging, deutsche Künstler zu finden, die sich in Tabacksqualm hüllten und weißen Wein der Castelli romani tranken. Röschen war hier ein selten vermißter Stammgast.

Hilmar hatte sich zwar nicht ausgeschlossen, als es zu Pasquale ging, er trank dort auch einen Quint, be-

nutzte aber dann die Gelegenheit, als man sich bewillkommnend um einen neuen Gast drängte, um sich abschiedslos davonzumachen. Als er kaum die Außenthür hinter sich geschlossen hatte, hörte er Max Höhnert's Stimme im Rücken: „He, Berndt!“ Hilmar wandte sich mißmuthig um.

Aber der dicke Maler legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Sie halten das auch nicht aus, nicht wahr? Na, ich begreif's. Mir ist heut auch garnicht danach zu Muth. Kommen Sie, wir wollen ein bischen im Mondschein spazieren gehen. Es ist so schöne Luft.“

Stimme und Wesen des Sprechers erschienen Hilmar wunderlich gegen sonst verändert. Den Dicken mußte das Erlebniß mit Joachim Timm denn doch wohl aus seinem Phlegma aufgerüttelt haben. Oder war es noch etwas Anderes, was ihn bewegte? Hatte Hilmar ihn bis heute überhaupt noch nicht richtig gekannt? Fast mußte er's glauben. Er ließ es sich gefallen, daß der Andere ihm den Arm unter den seinigen schob, und so wanderten sie langsam die Via Capo le Case hinauf, dann links in die Via Sistina und auf Trinità de' Monti zu.

Eine Weile sprachen sie von Joachim Timm, dann wurden sie Beide stumm. Droben war's still. Am Obelisken floß das weiße Mondlicht herab. Drunten auf der spanischen Treppe kauerten verschlafene Gestalten, die in dieser Beleuchtung und in ihren malerischen Kostümen seltsam phantastisch erschienen. Die Brunnen rauschten geheimnißvoll durch die Nacht, die ganz lau und mild war, weil Scirocco in der Luft lag. Wie ein feiner, leichter Flor lag es über die Himmelsdecke gezogen und die Sterne dahinter schienen zu flackern. Sie gingen bis

zu dem riesigen Fontänenbecken unter den Steineichen vor der Villa Medici. Um sie her schien die Welt zu schlafen.

Max Höhnert hatte sich auf der Brüstung niedergehockt und den Hut aus der Stirn geschoben. „Ach, du lieber Gott," sagte er plötzlich und, wie immer, wenn er tief erregt war, wurde seine Sprache wie mit einem Ruck gebildeter und er legte Werth darauf, sich gewählt auszudrücken, „ich bin doch furchtbar verliebt in sie. Was noch blos 'mal daraus werden soll! Das ist ja doch garnicht auszuhalten."

Er fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirn hin und ließ ein klägliches Aechzen hören. Hilmar mußte lächeln, aber doch war ihm nach nichts weniger, als nach Spott, zu Sinn. Es war in dem jähen, schmerzlichen Ausbruch des dicken Max etwas, was ihn durch seine naturwüchsige Ehrlichkeit innerlich ergriff. Nicht einmal Neid fühlte er seltsamerweise in diesem Augenblick, nur etwas wie Wehmuth. Und aus dieser Empfindung heraus sagte er: „Machen Sie doch ein Ende! Heirathen Sie sie doch!"

Max Höhnert nickte trübe vor sich hin. Eine düstere Wolke lag plötzlich über seinem gutmüthigen, offenen Gesicht und beschattete seine treuherzigen, meistens etwas verschlafen zwinkernden Augen. „Ja, ja, das reden Sie wohl so," seufzte er, „und vielleicht meinen Sie es auch wirklich ganz redlich. Aber sehen Sie 'mal: davon kann ja nie die Rede sein. Freundschaft — o ja, gewiß, und echte, wirkliche Freundschaft sogar für's ganze Leben, — denn sie hat mich gern, das steht bombenfest, — aber

heirathen — Und wenn man so verliebt ist, wie ich, denn giebt's doch nichts Andres, denn ist das Andere doch man Alles Mumpitz."

Er fächelte sich mit seinem Hut Kühlung zu und schlug mit den herabhangenden Füßen dabei gegen die Steinmauer. „Ich weiß nicht, warum Sie es nicht auf einen Versuch wenigstens ankommen lassen wollen," sagte Hilmar, der langsam vor ihm auf und nieder ging und manchmal stehenbleibend in die mondbestrahlten Gassen hinabblickte. Es war plötzlich ein selbstquälerisches Begehren in ihm aufgewacht, diese Beiden zu einander zu bringen. Er sagte sich, daß das seine Pflicht sei, eine lohnende, ihn befriedigende Aufgabe, und daß er danach ruhig und glücklich werden würde. Um seiner selbst willen mußte er es thun. Ein wildes, fieberisches Verlangen danach ergriff ihn.

Es schien, als ob Max Höhnert ihn errieth, obgleich in Wahrheit keine Rede davon sein konnte. „Sie, hören Sie 'mal, Berndt," fuhr er plötzlich auf, „würden Sie mir helfen?"

„Ich?" Hilmar war nun doch zusammengezuckt. Aber er faßte sich. „Wenn ich kann, ja. Mein Wort darauf."

Max sprang herab und drückte ihm wortlos mit seiner breiten, großen Hand die seinige, um dann auf's Neue seinen Platz einzunehmen. „Hab' ich mir gedacht," sagte er. „Und Sie sind der Beste dazu. Die Anderen — na, es sind ja meist gute Kerle, blos nicht sehr fein, mehr klumpatschig. Aber Sie haben's dazu. Und das Mädchen hält viel von Ihnen. Ich aber selbst würd'

sie niemals fragen. Nein, nein, sehen Sie mich man nicht so erstaunt an, lieber Herr. Robust genug seh' ich ja wohl aus, und wenn's sich um's Baumausreißen handelt, steh' ich meinen Mann und glaub' nicht, daß mir Einer Feigheit in's Gesicht schmeißen könnte, aber in diesem Fall — Sie wissen noch garnicht, was da eigentlich die Hauptsache bei der Geschichte ist, lieber Freund: ich bin nämlich verheirathet."

Es kam wie mit einem Stöhnen heraus und ein düsterer, schmerzlicher Ernst prägte sich den Zügen des Sprechenden dabei auf. Er sah alt und verfallen aus in diesem Augenblick. Seine mächtige Faust hatte sich geballt. „Na, was sagen Sie?" stieß er hervor, als Hilmar betroffen schwieg, „das hätten Sie doch wohl nicht gedacht!"

„Ich kann nicht eher urtheilen, als bis ich gehört habe," erwiderte Hilmar gehalten. In Wirklichkeit war er erschüttert. Welch' wunderliche Parallele zwischen diesem Manne und ihm selber! Aber nun erst recht wollt' er ihm helfen. „Ich hatte in der That keine Ahnung davon," murmelte er hinterdrein.

„Konnten Sie ja auch nicht," entgegnete der Andere. „Die Wenigsten hier haben's erfahren. Und die haben's meist wieder vergessen oder denken doch nicht weiter d'ran. Es hat ja auch jeder genug mit sich selber zu thun. Und wenn man mich so sieht, kann's natürlich keinem Menschen einfallen — Aber das kann ich Ihnen sagen, Herr, wenn die Menschen denken, daß ich von Kneipe zu Kneipe zieh' bei Nacht und, wenn man mich zufällig in der einen nicht sieht, denn wär' ich in der anderen: statt

deſſen bin ich oftmals hier oben und ſetz' mich ganz allein hier auf die Brüſtung und denk' an mein ſchweres Schickſal. Und wenn ich mich nicht vor mir ſelber ſchämte, würd' ich, alter Bengel, zu flennen anfangen — verſtehen Se? richtig, wie'n Kind. Sehen Se 'mal: ſchlafen kann ich des Nachts doch nicht, das liegt Alles ſo auf mir — Und da geht man ja natürlich lieber trinken. Früher ging es ja Alles und man hatte ſogar ſeinen Spaß mit anderen Weibsleuten und man kam ſo d'rüber weg, wiſſen Se. Manchmal hab' ich ſelber beinah' nicht mehr gewußt, daß ich 'ne Frau hatte. Aber ſeit dies Mädchen hier aufgetaucht iſt — Gott im Himmel, Sie haben keinen Begriff, wie ich in dies Mädchen verliebt bin, Berndt!"

„Oh, man kann ſich das ja ungefähr doch vorſtellen," ſagte Hilmar, der ſich zwang, ruhig und ſachlich zu bleiben. „Sie iſt ſchön."

Der Andre wurde wüthend. „Schön! Schön! Das is nu ſo der ewige Refrain von allen Menſchen. Als ob weiter nichts an ihr wäre! Als ob das bei 'nem Weibsbilde immer die Hauptſache ſein müßt'! Den Teufel auch! Meine Frau iſt auch ſchön, — geweſen iſt ſie's 'mal zum Mind'ſten. Das beweiſt verdammt wenig. Ne, aber 'n goldnes Gemüth iſt ſie. Herz und Geiſt hat ſie zu gleichen Theilen. Na, was ſoll ich ſie Ihnen rühmen? Es iſt 'n Frauenzimmer, wie's nur alle paar Jahrhunderte 'mal geboren wird, denn im Allgemeinen, wiſſen Se, Berndt, die Weiber — Na, reden wir nicht d'rüber! Die aber iſt viel zu gut für alle Mannsleute und nicht blos für mich, das iſt ſicher. Und

wenn ich sie kriegen könnte — Ach, es ist ja Unsinn! Unsinn!"

Er war aufgesprungen und fuchtelte, wie toll, mit den Armen in der Luft umher. Es sah eine Weile so aus, als wollte er über die Brüstung hinabspringen, an der Hilmar seinerseits mit über der Brust gekreuzten Armen unbeweglich stand und den Sturm in seinem Inneren sich gewaltsam zu dämpfen mühte. Auch sein Gesicht war ernst geworden, seine Zähne lagen fest aufeinandergepreßt, er wollte nicht sprechen.

Max Höhnert hatte sich allmälich wieder beruhigt. Er hockte sich abermals nieder, machte ein paar Knöpfe an seinem Rock auf, — einen Ueberzieher trug er nie, besaß ihn auch wahrscheinlich garnicht, — und sagte, die rechte Hand vorn in seine Weste schiebend: „Ich will Ihnen 'mal erzählen, wie das so gekommen ist. Wenn Sie mir helfen wollen, müssen Sie doch vor allen Dingen klaren Wein eingeschänkt kriegen. Und zu verschweigen ist da auch garnichts. Merkwürdiges ist ebenfalls weiter nicht d'ran. Blos wenn's Einen so selber betrifft —"

„Ja, ja, ich weiß das," fiel Hilmar ein. „Sprechen Sie nur!"

„Ich bin nämlich von Hause aus Stubenmaler," fing der Andere nach einer kleinen Weile an. „Und mein Vater war's auch. Sogar ein ganz berühmter in Berlin. Das heißt: er hatte feste Kundschaft und gute Kundschaft und wir waren unserer drei Söhne und konnten ganz und gar nichts Besseres thun, als ihm im Geschäft helfen und es später 'mal selbst weiterführen; denn es reichte für uns alle drei und vergrößern konnten wir's ja

auch noch nach besten Kräften. Und wir waren alle drei fidele Jungens, — so richtige Berliner Jungens, wissen Sie. Von unseren Streichen ließen sich Geschichten erzählen, ganze Bände voll. Na, das 'n ander Mal. Ich will also blos gesagt haben, daß es uns nach jeder Richtung hin gut ging und daß wir vergnügte Tage lebten. Mit vielem Lernen haben wir uns natürlich auch nicht gerade abgequält, dafür war der Alte nicht und das hatten wir auch nicht nöthig. Es wurde also frisch d'rauf los gestrichen und frisch d'rauf los gelebt. Es war 'ne schöne Zeit. Und man hatte nicht nöthig, auf jeden elenden Groschen zu sehen und sich seinen Leib mit Maccaroni voll zu stopfen, damit er man blos nicht knurrt. Na, das ging so 'ne Weile fort, dann kriegte ich's mit der Liebe. Ich war immer sehr hinter die Unterröcke her, aber die Eine gefiel mir doch am Besten und die Sache war gegenseitig; vielleicht war sie sogar noch verliebter in mich, als ich in sie. Es dauerte also nicht lange, da hatten wir uns geheirathet. Warten war ja nicht nöthig. Meine Frau war die Tochter von einem reichen Restaurateur in Berlin, ich will den Namen lieber nicht nennen, der thut ja auch nichts zur Sache. Jedenfalls war sie sehr wohlhabend und reichlich verwöhnt und that sich 'was zu Gute auf ihr Geld. Kurz: es war 'ne gute Partie, 'ne sehr gute, so zu sagen, und alle Welt war damit zufrieden. Schön war sie auch noch, meine Frau, wie gesagt. Es blieb also garnichts zu wünschen. Und nach einem Jahr war auch 'n Kind da, ein kleines Mächen mit blaue Augen un den ganzen Kopf voll blonde Haare —"

Die Stimme des Sprechers hatte zuletzt wunderlich zu zittern begonnen und schien zwischen Lachen und Weinen zu schwanken. Die Erinnerung an sein Kind rührte und bewältigte ihn. Dann schlug er mit der Hand wie abwehrend in's Leere. „Ich will mich 'n bischen kürzer fassen. Das Glück war also groß. Die Menschen meinten, wir hätten wahrhaftig nu nichts mehr zu wünschen in der Welt und im Grunde ginge es uns unverschämt gut. War ja auch 'was d'ran. Blos daß der Esel, wenn's ihm zu wohl wird, auf's Eis geht und sich 'n Bein bricht oder auch alle beide. Und jedenfalls soll man auch nichts verrufen, denn sonst geht es gewiß schief und das dicke Ende kommt hintennach. Ich saß nu nämlich so dick in der Wolle, daß ich mir dachte: „Du hast's ja gut; wozu willst du noch 'n Pinsel in 'n Farbentopf stippen und anderer Leute Stuben anstreichen? Das hast du garnicht mehr nöthig und ist auch unter deiner Würde; überhaupt bist du zu ganz 'was Andrem und Besseren berufen, mein lieber Max!" Reitet mich also der Teufel und ich bilde mir ein, ein Maler könnt' ich werden, — nämlich aber 'n richtiger, kein Weißbinder mehr. Wie das so gekommen ist, weiß ich selber nicht. Das ist in mich gefahren, wie so'n Blitz, verstehn Se? Wenn ich nicht so behäbig situirt gewesen wär', — ein gemachter Mann und so weiter, — wär' ich vielleicht nie auf die Idee gekommen. Obgleich ich ja immer schon so 'was in mir gespürt hatte, — Alles, was wahr ist, — als könnt' ich mehr, wie blos Stuben malen. Und andere Leut' hatten das auch schon gefunden und gesagt. Wenn ich so manchmal Plafonds

auszumalen hatte, hatt' ich neue und oft ganz nette Ideen dabei. Die Leute hatten mit der Zeit schon Vertrauen zu mir, und immer, wenn 'was Besonderes zu machen war oder Einer einen originellen Vorschlag hören wollte, hieß es: „Höhnert's Max muß uns das beixeln; das versteht kein Mensch in der Welt so, wie Höhnert's Max!" Na, und es wurde ja denn auch meistens 'was. Gelernt hatt' ich's nicht, aber es lag so d'rin. Das hatte mein seliger Alter schon anerkannt und der Neid mußt' es mir ja wohl lassen. Das hatte mich also jedenfalls auch dazu verführt, daß ich nu in meinem Wohlleben höher 'raus wollte. Ich hing also mein blühendes Geschäft an 'n Nagel oder trat's vielmehr meinen Brüdern ab und fing an, den großen Herren zu spielen. Ich hatt's ja dazu und meine Frau war auch nicht weiter böse d'rüber. Es hatte ihr schon so nicht besonders gefallen, daß ich noch mit'n Farbentopf 'rumzieh'n sollte. Begreifen konnte sie blos nich, was es heißen sollte, als ich ihr eines Tages erklärte, ich wollte in die Lehre gehen bei einem berühmten Meister, — denn daß es ohnedem mit mir nichts werden würde, sah ich ganz gut ein und ich hatte meinen Ehrgeiz; für die Akademie war ich aber doch zu alt und zu bequem geworden und ich genirte mich auch. Meiner Frau ging es nu aber gegen den Strich, daß ich alter Kerl und noch dazu ein so dick in der Wolle sitzender Kerl sollte in die Lehre gehn, wie'n Schuljunge, und sich schuhriejeln lassen nach Noten, — denn das konnte nicht ausbleiben. Sie fand das schimpfirlich. Wenn ich 'n windiger Straßenflaneur geworden wäre, verstehen Sie, und hätte meine Zeit mit lauter Alfanzereien verlottert und ihr Geld durchge-

bracht, das hätte ſie mir garnicht übel genommen, das hätte ſie für nobel gehalten und ſich womöglich noch 'was d'rauf eingebildet, daß ich's konnte, — durch ihr Geld.

Aber das — Ne, das war ihr 'ne dämliche Marotte und die mußte ſie mir austreiben a ogni costo. Denn daß ſie eigentlich über mir ſtand, das nahm ſie von vornherein als ſelbſtredend an, ſie hatte ja das jroße Portemonnaie. Na, damit fing es alſo zwiſchen uns an. Verſtehen Sie? Es gab Zank und Streit. Bisher hatten wir uns immer ſehr gut vertragen, ganz excellent ſogar. Wir lebten ſo hin, wiſſen Sie. Wir amüſirten uns, wir waren die ächten Berliner Protzen aus 'm Mittelſtand. Nu mit einenmal verſtanden wir uns nicht mehr. Es war ganz merkwürdig. Merkwürdig und toll. Wie 'n Blitz ſchlug's ein. Wiſſen Sie, ich ſah mir die Frau an, die meine Frau war, jetzt ſchon zwei Jahre oder ſo — und fragte mich: „Sag' mal: kennſt Du die Frau eigentlich? Wer iſt ſie denn? Das is ja 'ne ganz fremde Frau für Dich. Wie kommſt Du denn zu Der? Was willſt Du mit Der? Du hältſt es mit der ja garnicht das ganze, lange Leben aus!“ So ſagt' ich mir damals plötzlich. Und ich kriegte einen furchtbaren Schreck. Lieber Herr, ich kann Ihnen ſagen, es war mir damals gerade, als riſſe mir einer 'was aus dem Leibe 'raus. Und fertig war ich ja eigentlich innerlich damals ſchon mit ihr. Nachher ſchlug ſie denn blos noch dem Faß den Boden aus, verſtehen Sie.“

Der Sprecher hielt inne und holte ein paar Mal aus tiefſter Bruſt Athem. Er mochte auch darauf warten, daß Hilmar etwas ſagen ſollte; der aber ſchwieg und ſtand

da, wie unter dem Bann einer Lähmung. Max Höhnert konnte nicht einmal unterscheiden, ob er wirklich zuhöre. Es lag ihm aber auch garnicht viel daran, sprechen mußte er deshalb doch und er war jetzt im Zuge. So fuhr er alsbald fort:

„Das ging nu 'ne Weile so weiter. Ich schlug mir die Geschichte wieder aus 'm Sinn von ihrer verrückten Auffassung meiner Wünsche und that doch, was ich wollte. Natürlich that ich's. Nu erst recht. Ich hätt's schon aus purem Trotz jetzt gethan, wenn's nicht ohnedem mein ehrlicher Drang und Trieb gewesen wär'. Ich wollt' 'was leisten, ich traute mir 'was zu. Und der alte Meißner — na, Sie wissen ja, der, der alle andern mit Grobheit in'n Sack steckt, aber der auch was kann, — Donner und Hagel! ob der Alte 'was kann! — der sagte zu mir: „Mein Junge", — der redete ja alle Welt so an, auch wenn sie beinah' so alt waren, wie er selber, — „mein Junge, Sie haben Talent; wenn Sie fleißig 'was lernen wollen, aber richtig wie 'n kleiner Lehrjunge, denn kann 'mal aus Ihnen 'n Maler werden. Keiner, der gleich Bäume ausreißt, aber 'n wirklicher Maler, und das ist viel!" So hat er gesagt. Und daraufhin bin ich bei ihm in 's Atelier gegangen und hab' geschuft, wie'n Kuli-Neger. Dabei hatt' ich garkeine Zeit, weiter an meine Frau zu denken und an die schauderhafte Entdeckung, die ich gemacht hatte, daß ich eigentlich mit einer Person verheirathet war, die mich garnichts anging. Ich bin aufgegangen in meiner Malerei, wissen Sie. Höchstens dazwischen 'n bischen mit meinem kleinen Mädchen herumgetollt, — das war aber auch Alles. Denn ich machte

Fortschritte und trotz alles Schimpfens von dem Alten machte mir die Sache Spaß, — großen Spaß sogar. Es hätt' noch lange können so weitergehn, wer weiß, ob nicht überhaupt immer. Denn im Grunde war meine Frau ja 'ne gute Person, das muß ihr der Neid lassen, und die Hauswirthschaft verstand sie aus dem FF. Wenn ich noch an das gute Essen von dazumal denke und denn heute das bei Don Cesare da oben in der Sistina — Na, reden wir nich davon, aber der Mensch ist ja nu 'mal 'n so gemeines Geschöpf und das gute Essen hätte wahrhaftig auch mit dazu beigetragen, daß Alles geblieben wär', wie's war, — wer ist denn immer gleich für große Veränderungen, Aufregungen und Umwälzungen? Ich garnicht. Ich bin viel zu gemächlich dazu. Und wenn nachher erst mein kleines Mädchen groß geworden wär' — Na also, was ich sagen wollt': meine Frau gab keinen Frieden, der ließ es keine Ruh', sie mußt' uns erst 'mal ganz und für immer auseinandergebracht haben. Ich glaube, so sind die Weiber alle. Uebrigens hat sie das ja wohl nicht gewollt, das will ich ihr durchaus nicht nachsagen, im Gegentheil. Blos ihren Willen wollte sie partout durchsetzen. Und daß es so kommen würde, wie es denn gekommen ist, davon hatte sie keine blasse Ahnung. So 'was hätt' sie sich ja im Traum nicht vorgestellt. Sie dachte sich, sie bringt mich schon 'rum. Oder sie dachte sich auch garnichts, was weiß ich? Und nörgelte blos an mir 'rum und machte es von Tag zu Tage schlimmer. Gerade, weil ich solche Freude an meiner Malerei hatte und garnichts dabei entbehrte und immer 'n vergnügtes Gesicht machte, wurde sie allmälich ganz

fuchsteufelswild, die Frau. Sie war eifersüchtig, neidisch, unzufrieden, dazu ihr Protzen-Hochmuth — na, rechnen Sie das 'mal Alles zusammen. Es kommt 'ne hübsche Summe 'raus. Anfangs hatte sie wohl jedacht, ich würde garnicht Ernst machen und ich hielte es jedenfalls nicht lange aus. Als sie aber nu im Gegentheil sah, daß ich garnichts Andres wollte, als malen und malen, lief ihr die Galle über. Keine gute Stunde hat sie mir mehr gegönnt, Herr. Keifen und zetern und schimpfen, das war so das tägliche Brod, das sie mir gereicht hat. Es war nicht mehr zum Aushalten. Ich wär' verrückt darüber geworden. Zuletzt ging ich immer weg. In die Kneipen ging ich. Wohin sollt' ich sonst? Aber wenn ich denn nach Hause kam, manchmal mit'm ganz gelinden Zacken, denn ging's erst los. Lieber Gott im Himmel! Wenn ich daran jetzt noch denke, läuft's mir eiskalt über'n Rücken. Schauderhafte Szenen sind da vorgekommen, Herr. Und meine Frau — Sehen Sie, es war ja nu 'ne hübsche Frau und so im gewöhnlichen Leben hatte sie ihre großen Reize, Andere machten ihr sogar höllisch den Hof, — aber in solchen Stunden wurde sie geradezu gemein. Und ich bekam einen Widerwillen vor ihr, einen wirklichen Widerwillen. Ich sah schließlich ein, so ging es nicht weiter mit uns. Alle Beide sahen wir's wohl ein. Vor unserem kleinen Mädchen mußten wir uns ja schämen, wenn das 'mal 'n bischen größer geworden war. Na, kurz und gut — denn ich erzähl' Ihnen das schon viel zu breit, und Alles so, wie's gewesen ist, kann man ja doch nicht einem andern Menschen klar machen: eines Tages verlangte meine Frau von mir mit bündigen Worten, ich sollte den däm-

lichen Sport mit dem Malen aufgeben, — für sie war das 'n Sport, — dabei käme nichts 'raus und die Sache käme ihr auf die Dauer viel zu theuer zu stehen. Bescheiden war ja der alte Meißner nicht, hatte auch garkeinen Grund dazu. Na, da gingen mir mit einemmal die Augen auf. Aber gleich alle beide und sperrangelweit. Ihr käm's zu theuer! Na ja, da war ja 'was drau. Das Geld war ja ihr Geld, ich lebte ja von ihrem Geld. Denn seit ich das Geschäft abgetreten hatte, verdiente ich nichts mehr und was ich mir seinerzeit zurückgelegt hatte, war auch blos 'n Pappenstiel. Wenn sie mir also nichts mehr geben wollte für meinen Malunterricht, denn war sie in ihrem Recht und denn hatte ich nichts. Das machte ich mir klar und es war im Grunde eine verzweifelte Klarheit, lieber Herr. Ich kam mir auch plötzlich vor wie'n Bettler und mochte keinen Bissen mehr von meiner Frau annehmen so schämte ich mich, so niedrig und gemein kam mir das vor. Ich war 'n gesunder, junger Kerl, warum ließ ich mich denn auch füttern? Und von 'ner Frau, mit der ich mich nicht mehr verstand, die mich eigentlich innerlich garnichts mehr anging! Da lag das Schändliche und Schmähliche. Sonst wollt' ich weiter nichts von ihr, blos ein bequemes Leben und gutes Essen und Trinken wollt' ich. Das war gemein. Und daß sie mir's jetzt verweigerte, wenn ich weiter bei meiner verrückten Liebhaberei blieb, die nichts einbrachte, die ihr ein Dorn im Auge war und die mich ihr entzog, wer konnt' ihr das im Grunde verdenken? Ich nicht, ich mußt' ihr zugeben, daß sie in ihrem Recht war. Und ich mußte mir selber sagen, daß ich 'n Hundsfott wär', wenn ich von Stund'

an noch einen Groschen von ihr annehmen wollte oder mich auch nur von ihr füttern ließe. Nichts da! Entweder, oder! Gehorchen mußt' ich ihr, wie 'n elender Knecht, der ich dann war, oder mich frei machen und mein Bündel schnüren. Etwas Andres gab's nicht mehr. Na, und ich hab' mich Gottlob nich lange besonnen: ich hab' mein Bündel geschnürt."

Er schlug mit der Faust auf die Brüstung. Dann stand er auf, ging an das Fontainenbecken und wusch sich die Hände. Und während er's that und die Wassertropfen um ihn herumspritzten, fuhr er fort:

„So hab' ich das alte Leben von mir abgewaschen und hab' ein andres angefangen. Weg damit!" Er fuhr sich mit der nassen Hand über die Stirn hin, die ihm heiß geworden sein mußte, und athmete, wie Einer, der zum ersten Male wieder in frische Luft kommt. Dann sagte er mit halbem Lachen: „Wie meine Frau das aufnahm, werden Sie wissen wollen, als ich ihr rundheraus erklärte, ich ginge von ihr fort. Sie hielt mich ganz einfach für verrückt, Herr. Sie zuckte so mit 'n Schultern, tippte sich mit 'm Zeigefinger an die Stirn und meinte, ich wäre wohl so'n ganz klein bischen brustschwach im Kopf. Na, ich ließ sie reden und, als sie fertig war, hielt ich ihr 'ne regelrechte Rede: so und so, und ich müßte eben fort, und dabei bliebe es. Ich glaube, ich habe ganz gut geredet, denn es kam mir von Herzen, und — weil ich an das Kind denken mußte, — wurde ich sogar ein bischen gerührt, was meine Art sonst auch gerade nicht ist. Na, ganz für Ernst nahm meine Frau die Sache immer noch nicht, — das ging denn auch doch

über ihren Horizont 'rüber, — aber ängstlich wurde ihr's allmälich und sie hörte auf, mich auszulachen und mir in's Gesicht zu schmeißen, ich' wär 'n Bettler und lebte von ihrer Gnade und ohne sie könnt' ich den Ranzen auf den Buckel nehmen und so dergleichen mehr, wie früher. Sie ließ statt dessen jetzt meine Brüder rufen und sagte ihnen, es wär' mit mir ganz und gar nicht richtig und sie sollten mir in's Gewissen reden. Was die denn natürlich auch thaten, — so nach ihrer Art, verstehen Sie. Sie waren sittlich entrüstet über meine Verrücktheiten und packten mich derb an: ich sollte das dumme Zeug mir aus 'm Kopf schlagen und wenn ich das Bummelleben satt hätt', wieder in ihr Geschäft eintreten, jedenfalls aber 'was Reelles ergreifen und daneben meiner Frau in aller Dankbarkeit ergebenst die Hände küssen. Na, ich kehrte mich nicht weiter d'ran, daß sie mich für einen unmoralischen Lumpen erklärten, — verständigen konnt' ich mich nich mit ihnen, beim besten Willen nich, — schnürte mein Bündel und riß aus. Im buchstäblichen Sinne riß ich aus. Denn sie hätten mich nicht weggelassen. In die Zwangsjacke hätten sie mich eher gesteckt. Bei Nacht und Nebel bin ich davongelaufen. Nicht einmal von meinem Mädelchen haben sie mich Abschied uehmen lassen. Na, Schwamm d'rüber!"

Die Stimme des Sprechers war wieder etwas in's Schwanken gerathen, fast als ob sie brechen wollte. Dann fuhr er sich rasch mit dem Handrücken über's Auge hin und wiederholte: „Schwamm d'rüber! Es ging ja nu 'mal nicht anders. Wer A sagt, muß auch B sagen. Das Mädchen konnt' ich doch nicht mit mir nehmen, das

kleine. Alſo — Und denn bin ich nach Rom gegangen. Das lag ſo am Nächſten. Es iſt 'ne Stadt für Maler, dacht' ich, und denn biſt Du weg aus Deutſchland, und die Leut' können Dir nachpfeifen. Na, wie es mir hier ſo gegangen iſt, das iſt 'n andres Kapitel. Nachgepfiffen haben ſie mir aus Berlin richtig und nicht ſchlecht. Was haben die Leute alles angeſtellt, um mich wieder zurückzuangeln! Davon können Sie ſich garkeinen Begriff machen, Herr. Briefe hat's man ſo gehagelt von allen Seiten, obgleich ſie doch alle da mit der Feder garnicht ſo loſe bei der Hand ſind, — und was für Briefe! Gedroht haben ſie mir mit Polizei und Staatsanwalt. Und als ich dabei kalt blieb, — denn was konnten ſie mir denn anhaben? — hieß es, meine Frau würde ſich von mir ſcheiden laſſen, wenn ich nicht augenblicklich zurückkäme. Da hatt' ich ſie nu aber gerade da, wo ich ſie haben wollte. Das wär' mir recht, ſchrieb ich ihnen zurück, aber ſehr! Und da ſahen ſie ein, daß ſie in falſchem Fahrwaſſer ſegelten und beinahe ihre einzige Waffe gegen mich aus der Hand gegeben hätten. Davon war alſo jetzt nicht mehr die Rede. Im Gegentheil: plötzlich hieß es, meine Frau würde ſich nie und nimmer von mir ſcheiden laſſen, denn dann würde ich völlig zu Grunde gehen, und das wollte ſie ſich nicht auf's Gewiſſen laden, das wäre unmoraliſch gehandelt. Natürlich war's blos 'n Gängelband, woran ſie mich halten wollten. Früher oder ſpäter würd's mir ſchon über werden, das Leben, außerhalb Berlins — und ohne Geld, und denn, dachten ſie ſich, würd' ich ſchon zurückkommen und klein geworden ſein. Und inzwiſchen lockten ſie immerfort mit

ihrem Geld und mit allen guten Worten und Ermahnungen. Sie wußten auch ganz genau Bescheid über mich und über mein Leben hier, — so 'was erfährt man schon, wenn man's d'rauf anlegt, — und wenn's mir am Allerschlechtesten ging, immer hatt' ich gleich 'en Brief von Berlin, ich sollt' man zurückkommen, es sollt' Alles vergessen sein und ich würd's gut haben. Na, das war dumm angestellt, denn nu ging ich natürlich erst recht nicht; ich hätt' mich ja nie mehr im Spiegel ansehen können, so hätt' ich mich vor mir selber geschämt. Ich hab' ihnen garnicht mehr geantwortet zuletzt, und so is es denn allmälich eingeschlafen mit dieser Korrespondenz, und je schlechter mir's ging, desto genauer wußt' ich, daß ich bleiben mußte, wo ich war und wie ich war. Jetzt weiß ich schon lange nichts mehr von da drüben und mag auch nichts wissen. Was gehen sie mich an und was geh' ich sie an? Wir haben nichts mit einander zu thun. Ich glaube, es sind sechs Jahre oder so, daß ich hier in Rom bin. Und das Leben ist so hingegangen — Sie wissen: man merkt das selber nicht so recht. Man kneipt sich so durch, man spült 's so 'runter. Unglücklich hab' ich mich eigentlich nie gefühlt. Warum auch? Ich hatt's ja so, wie ich's gewollt hatte, oder doch ungefähr so. Und verhungert bin ich auch noch nicht, wie Sie sehen. Aber seit dies Mädchen hier ist — Lieber Herr, sehen Sie: seitdem fühl' ich plötzlich, daß ich 'n elender Mensch bin, seitdem weiß ich, was mir fehlt und daß mein ganzes Leben im Grunde doch 'ne elende und verpfuschte Sache ist. Und da kommt's denn manchmal so über Einen — Ach, lieber Gott, wozu redet man davon?"

Er hatte den Hut abgenommen und wischte sich mit dem Rockärmel über die Stirn. „Eine verdammte Geschichte! Aber man kann trotz alledem nicht wünschen, man hätte sie nicht kennen gelernt und nie gesehen, — nein, lieber so!“

Nun war er verstummt, und nur das Wasser im Fontainenbecken plätscherte eine geraume Weile durch die nächtliche Stille. Hin und wieder fuhr ein Windstoß durch die leicht erschauernden Steineichen. Der Mond wurde von fahlem Dunstgeflock eingeschleiert. Hilmar war auf Max zugetreten, der jetzt mit gekreuzten Armen nachdenklich, mit gekrümmtem Rücken und gefurchter Stirn vor sich niederstierend dasaß. „Fassen Sie doch Muth!“ sagte er. „Ich sehe da garnichts Schreckliches oder gar Verzweiflungsvolles. Im Gegentheil: es kann Alles gut werden.“

Max Höhnert sah ihn ungewiß an. „Gut werden?“ wiederholte er, leise den Kopf schüttelnd, „wie denn? Dies Mädchen und ich —! Geht denn das? Ein ehemaliger Stubenmaler und eine Baroneß Holmen! Nicht weil ihre Mutter 'ne russische Fürstin von Geburt ist oder so — Aber wenn sie auch über das Alles hinaus ist, das kann ja doch nie zusammen gehen, find' ich. Ich hätt' wenigstens nie den Muth, ihr 'n Wort davon zu sagen, ich nicht. Ich würd' mich ja todt schämen, wenn sie mich auslachte, — und sie *kann* mich auslachen, sie hat ihr volles Recht dazu, — und denn wär' überhaupt Alles zwischen uns aus. Lieber doch so, wie es ist, als garnichts. Und wenn Sie auch wirklich mit ihr reden wollten, — jetzt noch, nachdem Sie wissen, wie Alles steht, und es bliebe unter uns, verstehen Sie, sodaß ich

nachher doch immer noch die Augen zu dem Mädchen aufschlagen könnt' —"

„Gewiß will ich das," fiel Hilmar ein, „jetzt erst recht."

„Das ist menschenfreundlich und aller Ehren werth, lieber Herr. Aber wenn auch — Ich glaube nicht d'ran, daß es 'was werden kann. Und meine Frau — passen Sie auf! — wird sich im letzten Augenblick nicht wollen scheiden lassen, blos um mir die Sache zu verpurren, verstehn Sie? blos um mich zu ärgern. Und was denn, wenn sie mir den Gefallen nicht thut? Ich hab' ja kein Mittel, sie zu zwingen. Sie hat Scheidungsgründe, ich aber nicht. Und übrigens —"

„Man wird schon Mittel und Wege finden," sagte Hilmar, als Max abbrach. „Die Hauptsache bleibt, daß Mania von Holmen Alles erfährt und sich entscheidet. Dann erkämpfen Sie sich Ihre Freiheit!"

„Alles?" Der dicke Maler war aufgestanden. „Sie weiß ja Alles. Sehen Sie, das ängstigt mich eben. Vielleicht ist sie blos so intim mit mir, weil sie weiß, daß ich verheirathet bin — wenn man das so nennen kann — und ich ihr deshalb ungefährlich bleiben muß. Sie denkt vielleicht garnicht dran, daß ich trotzdem solche Wünsche haben könnt', wie ich sie habe, und fühlt sich sicher. Und sonst wär's Alles anders. Das ist meine Angst."

Hilmar war nachdenklich geworden. „Nun, wir werden ja sehen," murmelte er. „Aber es ist spät geworden. Wir wollen gehen."

„Schon? Aber nicht nach Hause! Bitte, nicht. Sie glauben nicht, wie schrecklich es ist, so allein zu Hause.

Man muß zum Mindeſten erſt ſoviel intus haben, daß man ſchlafen kann. Denn ſonſt — Wenn man ſo jahrelang ſein gemüthliches Heim gehabt hat, — und ſo ein deutſches Heim iſt denn doch 'was andres, als ein römiſches — Ach ja, ſchön is es ja und man kommt ſich manchmal katzenjämmerlich vor in ſo 'ner armſeligen Junggeſellenbude — Wenn man 'ne andere Frau hätte und denn wieder Alles ſo, wie 's damals war, und das kleine Mächen dazu mit die Blauaugen — Donnerwetter, Herr, ich werd' ſentimental, glaub' ich. Ich muß 'n Wermuth trinken. Und nachher Bier, — wiſſen Sie, deutſches Bier. Kommen Sie! Heut iſt 'n Tag für'n „Gambrinus." Da wollen wir uns 'mal jütlich thun."

VI.

Es kamen jetzt häufiger Atelierbeſuche zu Hilmar. Karl Hellwig mochte geplaudert haben und man war neugierig geworden, das Rieſenbild zu ſehen, an dem Hilmar arbeitete. In der Deutſchen Künſtlerkolonie kam es ſelten genug vor, daß eine große Leinwand in Angriff genommen wurde. Und Hilmar war es nicht einmal unlieb, wenn man kam und ſah. Er wollte gern die Urtheile Anderer hören, wo er von immerwährenden Zweifeln hin- und hergeworfen wurde und keine Klarheit, keinen Halt mehr in ſich ſelber fand. Je leidenſchaftlicher er an ſeinem Bilde arbeitete, deſto weniger genügte es ihm, deſto undeutlicher verſchwamm ihm ſein Ziel vor den Augen. Wo aufhören und enden? Er wußte es nicht mehr.

Röschen kam, um sich Notizen zu machen für einen Artikel, der, ihren Aeußerungen nach zu schließen, sein Bild schon lange vor der Vollendung zum Gegenstand allgemeinster Aufmerksamkeit machen mußte, während er sicher wußte, daß dieser Artikel niemals erscheinen würde. Sie wurde von der Miß abgelöst, die ihrerseits, weil Röschen sich in überschwänglichem Lobe ergangen hatte, sich sehr kritisch zeigte und, mit ihren bösen, kleinen, stechenden Augen hinter der Lorgnette zwinkernd, Alles beobachtete und für Alles eine spitzige Bemerkung hatte. Sie machte Hilmar vollends nervös, erklärte ihm, daß sein Bild leider nicht die „great attraction" der Saison sei, wie sie gehofft, hielt einen kleinen Vortrag über Hubert Herkomer und Sir Frederick Leighton und ging mit dem bündigen Vorschlag, lieber 'was Anderes anzufangen, endlich davon.

Unter den Malern hatte Jeder etwas Neues vorzubringen und alle widersprachen einander. Aufmunterung oder Verständniß traf Hilmar wenig. Schlechte Witze, ironische Randbemerkungen, ein paar nichtssagende, technische Phrasen, ein paar geringfügige Vorschläge zu Aenderungen im Einzelnen — das war Alles. Was er eigentlich wollte, begriff offenbar Niemand, Niemand konnte ihm darin folgen. Man zuckte die Achseln, sah sich bedeutungsvoll an oder lächelte überlegen. Dem Einen war das Bild zu „impressionistisch," dem Anderen zu „antiquirt"; was der Eine daran auszusetzen hatte, das gerade schien dem Andern das einzig Gute an dem Bilde. Recht klug wurde Niemand daraus. Jacques Bachler erklärte Hilmar im „Künstlerverein" für „geradezu verrückt," und Ernst

Wünſch rieth ihm, doch lieber die Säulen des Minervatempels, die ſogenannten „Colonacce," allein in großem Format auszuführen, das ſei momentan ein „rieſig begehrter Artikel" bei den Engländern.

Am Unzufriedenſten waren Max Höhnert und der alte Degenhardt. Max hatte den Alten mitgebracht, der ſonſt ſelten mehr in ein fremdes Atelier kam und vor denen, die unter dem Protektorat der Kranich ſtanden, einen beſonderen Widerwillen zu hegen ſchien. Es koſtete nicht geringe Mühe, ihn zu Hilmar hinaufzuſchleppen, und er ſchimpfte auf jeder Treppenſtufe mit einem neuen Kraftausdruck. Oben ſaß er dann keuchend, puſtend, hüſtelnd, ohne den Hut abzunehmen, dicht in ſeinen ſchäbigen Winterpaletot gehüllt, den mächtigen Wollenſhawl umgeſchlungen, und fingerte in ſeinem Bart umher, während er Hilmar's Leinwand mit wüthenden Blicken betrachtete, hin und wieder einen unverſtändlichen, knurrenden Ton zwiſchen den Zähnen hindurch ausſtoßend.

Max ereiferte ſich indeſſen. „Lieber Freund," ſagte er und ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, „was ſoll das nu? Solche große Leinwand hab' ich ja noch nie in meinem Leben geſehn. So 'was beklexen ſonſt blos die Spaniolen, die's nach'm Meter bezahlt kriegen. Sehen Se 'mal, mein Beſter, wo ſoll man ſich das denn hinhängen? Solche Wände hat ja kein Menſch. Oder glauben Sie, 'ne Galerie kauft Ihnen das ab? Hat ſich 'was! Von 'm unbekannten Anfänger! Ne, das iſt weggeſchmiſſenes Geld für Malutenfilien und unnütz vergeudete Kraft. Reine Verſchwendung, wiſſen Se. Sie ſollten unter Kuratel geſtellt werden. Nicht 'mal 'n Kunſt-

händler nimmt Ihnen das ab zum Aufhängen. Wo soll der Mann den Raum herkriegen? Ne, es ist gräßlich, wie Sie sich verritten haben. Sehen Sie 'mal: so groß müssen Bilder sein, wenn man se verkaufen will" — er zeigte das mit den Händen — „und denn 'n breiter Goldrahmen d'rum und hübsch billig, — denn geht's, wenn man Glück hat. Aber so 'was — ne, was soll das nu?"

Degenhardt schien Aehnliches zu denken. Man verstand allmälich aus seinem Geknurr wenigstens soviel, daß ihm die Kraft, die an dies Kolossalgemälde verwandt werde, leid thue. „Haben Sie das nun hier bei den alten Meistern gelernt?" fragte er ironisch. Dann drohte er mit der Faust gegen das Bild. „Verrückt! Ganz verrückt!" brummte er. Und dann wieder gegen Hilmar gewandt: „Das frißt Sie ja auf, Herr, das da. Das ist ein Oger, — begreifen Sie das nicht? Wollen Sie sich daran verbluten, ja? Es ist zum Tollwerden. Solch' ein Bild!" Er stand auf, griff Hilmar mit beiden Händen vorn an die Rockklappen und schüttelte ihn. „Mensch, Sie haben ja Talent," krächzte er, „viel Talent, ungewöhnlich viel, — Sie werfen's aber hin, wie Kupfermünzen. Sie wissen selber garnicht, was Sie wollen. Sie sind noch viel weniger, als ein Anfänger! Ein irrlichterirender Kunstvagabund sind Sie." Er ließ ihn los. „Nichts. Garnichts," sagte er, gegen das Bild gewandt, und drehte ihm, seine hängende Schulter zuckend, den Rücken.

Dann sah er die Skizzen an. Dabei ging das Räuspern, Knurren und Pusten wieder los. Manchmal lachte er halblaut auf, schlug sich mit der Faust auf's

Knie und ließ Laute hören, die nach Entrüſtung, Entzücken und Verzweiflung klangen, Alles im bunteſten Wechſel. „Sollte man's glauben? — Tatata! — So 'was! — Tzſch! — Aber Das! — Aeh, nicht möglich! — Ei! Hei!“ und ähnlich ging es fort. Am Häufigſten waren die ſchnalzenden Laute. Als er mit den Skizzen fertig war, warf er ſie hin und lief plötzlich hinaus. Nicht ein einziges Wort hatte er mehr geſagt, auch keins des Abſchieds.

Lachend ſtürzte Max Höhnert hinter ihm d'rein. „So is er nu! Laſſen Sie ihn man. Ich muß ſehen, daß er nicht die Treppe 'runterfällt.“

Hilmar ging nach dieſem Beſuch zur Kranich hinüber, die wieder einmal an ihrem van Dyck'ſchen Kinde pinſelte und dazu eine Matroſenpfeife rauchte. „Was wollen Sie denn auch von dem?“ fragte die Kranich, die noch immer einſilbig wurde und ein eigenthümlich ſtrenges Geſicht machte, wenn der Name Degenhardt einmal genannt wurde.

„Der? Wenn der mich ermunterte und mich anerkennen wollte, würd' ich nach den Andern garnicht weiter mehr fragen. Soviel halt' ich von ihm.“

Die Kranich murmelte etwas, was Hilmar nicht verſtand, dampfte eine Weile und ſagte endlich: „Der und anerkennen! So, daß man d'raus klug werden könnte! Ja —! Aus dem überhaupt klug werden! Vielleicht erkennt er Sie an. Und ſogar ſehr. Aber erfahren werden Sie's wohl nie.“ Sie ſchien damit Alles geſagt zu haben, was ſie ſich erlauben durfte, rauchte weiter und ließ ſich kein Wort über Degenhardt mehr abpreſſen.

Außer ihr und Saſcha Petrowna war es nur noch der Bildhauer Heinz Lüders, der unter den Künſtlern für Hilmar's Bild Worte der Bewunderung hatte. Der jugendliche Greis ſchloß Hilmar bewegt in die Arme, nachdem er eine Weile vor dem Bilde geſtanden. Mit ſeinen raſchen, elaſtiſchen Bewegungen und ſeiner leicht in's Pathetiſche überſchlagenden Stimme ſagte er erregt: „Doch endlich einmal wieder ein großer Wurf! Doch etwas Gewaltiges, an das ſich einmal wieder einer von den Jüngeren wagt! Nicht dies ewig Kleinliche und Alltägliche, in dem die Kunſt heute untergeht! Und wenn es wirklich mißlingt, — was dann? Sie haben doch das Große gewollt. Iſt das nicht mehr, weit mehr, als im Kleinen etwas erreicht zu haben? Und wenn Sie ſich daran verbluten, — ich glaub's noch gar nicht, der alte Fritz Degenhardt iſt blos ſolch' eine Unke, — ſo verſpritzen Sie Ihr Herzblut für Ihr Heiligſtes. Iſt das etwa beklagenswerth? Iſt es denn etwas ſo Schlimmes, zu Grunde zu gehen, wenn man glorios zu Grunde geht? Streben Sie nur weiter, junger Mann! Fliegen Sie nur der Sonne zu! Was kümmert Sie alles Andere, — der Beifall der Welt, Ruhm, Ehre, Geld? Das ſind Seifenblaſen. Innere Befriedigung; ein heiliger Prieſterdienſt im Tempel der Kunſt; ſein Beſtes geben, unbekümmert darum, ob es gefällt; für ſeine Ideale leben, leiden, wirken, ſterben, — das iſt's, worauf es einzig und allein ankommt, — das! Und Sie können es, Sie werden es."

Am Nachdenklichſten ſtimmte es Hilmar, daß Heinz Lüders ſich an dem plaſtiſchen Hervortreten der einzelnen Baulichkeiten auf dem Bilde freute. „Das iſt wie mo-

dellirt," ſagte er; „an der Engelsburg hebt ſich ein Mauerſtein vom andern ab, daß man glaubt, die Hand dazwiſchen hinein in die Mörtelſpalte ſtecken zu können. Und wie das Alles ſteht! Da iſt jeder Strich feſt und ſicher. Die Formen drängen ſich ordentlich aus der Leinwand heraus. Alles ſo rund und voll. Schade, daß Sie kein Bildhauer geworden ſind!"

Es war ein Scherz, in dem ſein Lob ausklang. Hilmar aber war roth geworden. „Was nicht iſt, kann vielleicht noch werden," erwiderte er.

Als Heinz Lüders gegangen war, hätte er am Liebſten einen dicken Pinſel voll Cremſerweiß genommen und wäre über das ganze Bild damit hingefahren. Dieſe Regung hatte er freilich faſt immer, wenn Einer, der vor ſeinem Bilde geſtanden und dann darüber geſprochen hatte, wieder fort war. Recht machen konnte er's ja doch Keinem. Und heute hatte ihn ſogar das Lob geſchmerzt, das ihm gezollt worden. Er war vielleicht garkein Maler. Am Ende war es das, was ihn unſicher und unbefriedigt machte, dieſer immer wiederkehrende, ſo leicht zu weckende Zweifel an ſeinem inneren Beruf. Ein Künſtler, ja, — aber warum gerade ein Maler? Er war dahin gedrängt worden, es zu ſein. Ob er ſich aber darin auch ausleben konnte? Und freudig untergehen für ſein Ideal, auch wenn das Verſtändniß und die Anerkennung der Welt ausblieben, wie Heinz Lüders es von ihm erwartete und verlangte? Konnte er das? Selbſt wenn es ſein Ideal wirklich war, das er gefunden, — auch dann nicht! Er durfte nicht. Er mußte ſiegen. Ja, wer den genügſamen Idealismus dieſer Alten, die im Grunde

die wahrhaft Jungen waren, noch in sich mächtig gefühlt hätte!

In seinen wirren Stimmungen sehnte er sich nach einem Wort von Mania. Es war ihm, als hätte sie Alles in ihm schlichten können. Es war etwas so Kühlendes in ihrem Wesen, so gut man die Leidenschaft auch spürte, die bei ihr unter der Asche glomm. Hilmar kämpfte seit Langem mit dem Entschluß, sie aufzusuchen. Schon um des Versprechens willen, das er Max Höhnert gegeben, mußte er es. Und doch lehnte sich sein Stolz nach wie vor dagegen auf. Er wartete immer darauf, daß sie wieder zu Sascha kommen werde, aber vergebens. Es war gerade, als ob jetzt sie eine Begegnung mit ihm vermeiden wollte.

Endlich begegnete er ihr eines Abends, als er es am Wenigsten vermuthen konnte. Er kam aus der Modellirstunde, der Kopf glühte ihm und seine Nerven vibrirten nach aller Gedanken- und Hand-Arbeit dieser letzten Tage. Er hatte seine Schritte der Osterie zugewendet, in der er damals Joachim Timm gefunden. Noch immer war keinerlei Nachricht von dem Unglücklichen eingetroffen und Hilmar wollte fragen, ob der Wirth nichts über ihn gehört. Auch einen Schluck Wein wollte er trinken. Da stieß er in einer der schmalen Gassen plötzlich auf Mania von Holmen, die von einem kleinen, uniformirten Diener begleitet war, wie sie die großen, römischen Gasthöfe zu halten pflegen. Ob sie ihn im raschen Vorüberschreiten sah und erkannte, vermochte er nicht zu unterscheiden; ehe er selbst noch den Hut abgezogen hatte, war sie verschwunden. Er verspürte Lust, ihr zu folgen, und that's

auch durch ein paar Gassen, bis er zu erkennen glaubte, daß sie den Weg zum Forum oder zum Kolosseum einschlug. Er blickte zum Himmel auf. Richtig! Das war's. Der Vollmond stand heute über der Trümmerwelt da unten. Dorthin wollte sie, dort würde er sie finden. Und sie war allein. Heut Abend mochte Max Höhnert's Schicksal sich entscheiden.

Sein Herz klopfte, als er in die Osterie eintrat, um ein Glas Wein hinunterzustürzen. Der Wirth kam, um sich unter einem endlosen Redeschwall zu entschuldigen, daß er noch immer keine sichere Nachricht über den Aufenthalt des Sor Gioacchino habe überbringen können; er habe ganz Rom nach ihm durchsucht, es gäbe keinen Winkel, den er nicht durchstöbert habe; nicht Kosten, nicht Mühe, nicht Gefahren habe er dabei gescheut, denn wenn man solchen Galantuomini dienen könne und wenn es sich um das Leben eines bravo artista handle, — und er habe auch Spuren entdeckt, hie und da wirkliche Spuren, wonach er annehmen müsse, daß Sor Gioacchino sein früheres Leben fortsetze, nur noch ein bischen toller und noch ein bischen wüster, — Gott und der heiligen Jungfrau sei's geklagt! — aber gefunden habe er ihn bis jetzt noch nicht; dagegen sei kein Zweifel, daß er ihn finden werde — morgen, übermorgen, wer könne es wissen? — so schlau sich Sor Gioacchino auch zu verstecken wisse, denn das thue er, und es sei darauf zu wetten, daß er wisse, er werde verfolgt; aber gleichviel: wenn er, der Wirth der Osteria degli Amici, Carlo Boselli, es sich einmal vorgenommen und es diesen Galantuomini versprochen habe, ihn zu finden, dann könnten

Himmel und Hölle es nicht verhindern; natürlich! ein bischen kostspielig sei es schon, und wenn er nicht ein so armer Teufel wäre, für den jede Stunde Zeitversäumniß etwas bedeute —

Hilmar gab dem unleidlichen Schwätzer alles Geld, das er bei sich trug. Er sagte sich freilich gleich danach, daß Carlo Boselli vermuthlich die Sache um so mehr in die Länge ziehen werde, je einträglicher sie sich für ihn gestaltete. Aber er sah kein andres Mittel, um überhaupt einmal zum Ziel zu kommen, und er mußte ihn jetzt auch um jeden Preis loswerden. „Das muß nun das Letzte bleiben," sagte er, aufstehend; „wenn Sie ihn nun nicht finden, müssen wir der Polizei alles Weitere überlassen. Aber ich rechne auf Sie."

Der Wirth erschöpfte sich in abermaligen Versicherungen; es war einfach lächerlich, zu glauben, daß er Sor Giovacchino nun nicht finden werde, — morgen um diese Zeit wußte er Alles; und die Polizei! Diese Questurini, deren einzige Beschäftigung darin bestand, spazieren zu gehen und Wermuth zu trinken! Die sich vor jedem Droschkenkutscher fürchteten! Die würden ihn niemals ausspüren, denen lag garnichts daran, die hatten doch nicht das menschliche Interesse, wie er, Carlo Boselli, dem es einfach Herzenssache war und der sich zugleich bei der heiligen Gottesmutter ein Verdienst erwarb, wenn er den bravo artista vor dem Untergange rettete. Also morgen, sicherlich morgen!

Als Hilmar endlich hinausgekommen war, — noch die halbe Gasse hinunter lief der Wirth ihm schwatzend dienernd und gestikulirend nach, — schlug er eilfertig

den Weg zum Koloſſeum abwärts ein. Seine Vermuthung traf zu. Er hatte kaum durch einen der Eingänge das Innere des Rieſenbaues betreten, als er Mania gewahrte. Sie ſaß auf einem Marmorblock, der Diener ſtand ein paar Schritte hinter ihr. Eine ungeheure Stille waltete in der Runde. Von irgendwoher aus den gewölbten Gängen ſcholl nur gedämpftes Geflüſter und in einem der oberen Stockwerke flammte das Fackellicht eines Führers auf, der dort Fremde auf den halsbrecheriſchen Treppen umherleitete und die Dohlen aus ihren Neſtern dabei aufſcheuchte. Es war etwas Feierliches und Geheimnißvolles in der ganzen Stimmung. Der Mond überrieſelte die grau-braunen Mauerreſte, er weckte ein phantaſtiſches Spiel zwiſchen Licht und Schatten in den Wölbungen, er lag über dem unterirdiſchen Getrümmer der Mitte, das er wie in einen magiſchen Glanz getaucht emporhob. Alles erſchien in dieſer Beleuchtung größer. Die Dimenſionen ſchienen zu wachſen, in der verklärten Stille der Stunde war Alles noch mehr, als ſonſt, in's Gigantiſche entrückt. Man wagte nicht zu ſprechen, kaum zu athmen. Es war, als ob man etwas zu wecken fürchtete.

Mania blickte reglos in das geiſterhafte Flimmern und Weben des Mondlichts hinaus, das in jeder Minute neue Wirkungen in dieſer Trümmerwelt hervorzauberte und ſie ſelbſt wie mit einem ſanften Schein umfloß. Hilmar hatte Muße, ſie ungeſtört zu beobachten, und das Herz ſchwoll ihm bei ihrem Anblick. Wie ſchön ſie war! Die Luſt wandelte ihn an, ihren herrlichen Kopf, deſſen Linien der Mond ſo ſcharf und klar gegen die Mauer abzeichnete, einmal in Thon oder Marmor zu formen.

Denn das war kein Kopf zum Malen. Man konnte ihn ſich auf der Leinwand nicht denken, hätte ihn bei aller Portraitähnlichkeit dann wahrſcheinlich kaum erkannt. Dieſem Kopf wurde ſein Recht nur in Marmor. Man konnte auch die Köpfe der helleniſchen Göttinnen nicht malen.

„Gnädiges Fräulein“ —

Sie ſchrak ſichtlich zuſammen, als er endlich den Muth gefunden hatte, ſie anzureden. Und, den Hut in der Hand, ſtand er nicht viel anders vor ihr, als ein Bittſteller. Erkennen mußte ſie ihn gleich in dem hellen Licht; aber ſie mochte ſich beſinnen, wie ſie ihm entgegenkommen ſollte. Etwas Düſtres und zugleich Herriſches lag auf ihrer Stirn, über ihren Augen. „Sie?“ ſagte ſie endlich. „Sie hätte ich nicht erwartet. Uebrigens — Sie haben recht gethan: man erlebt nicht leicht Eigenartigeres, als eine Mondnacht im Koloſſeum. Das iſt ein Ereigniß, find' ich — Wollen Sie ſich hier neben mich ſetzen? Es iſt der zauberhafteſte Platz. Ich hab' es ausprobirt.“

„Ich möchte hier ſtehen bleiben, wenn Sie erlauben.“

„Wie Sie wollen.“ Es klang gleichgültig, faſt müde. Ihre Augen hatten ſich ſchon lange wieder von ihm gewandt und gingen in die glanzvolle Stille hinaus.

Hilmar wartete einen Augenblick, daß ſie ihn wiederum fragen ſollte, warum er nicht eher gekommen ſei, ſie zu fliehen ſcheine. Er hatte gedacht, ſie würde auf jene Szene zurückkommen, die ſich da drüben vor dem Koloſſeum zwiſchen ihnen Beiden abgeſpielt hatte. Aber ſie ſchien das Alles längſt vergeſſen zu haben oder die Wirkung dieſer Stunde und dieſer Umgebung war zu

mächtig, als daß sie jetzt dessen noch hätte denken können. Wahrscheinlich war er ihr sehr ungelegen. Aber es mußte nun doch einmal gesprochen werden, was ihm auf der Seele brannte. Er stand neben ihr, halb ihr zugekehrt, den rechten Arm auf die Mauerbrüstung zu ihren Häupten gestützt. „Ich habe Ihnen schon lange von etwas reden wollen, gnädiges Fräulein," sagte er endlich mit etwas mühsam hervorgequälter Stimme, „und trotzdem Sie jetzt und hier vielleicht am Allerwenigsten dazu geneigt sind, mich anzuhören" —

Mania machte eine leicht abweisende Geberde. „Oh, ich kann und mag Alles hören, jetzt und immer. Nur Eins nicht." Ein halb nervöses, kurzes Auflachen klang hinterher.

„Und das wäre?"

„Was ich von allen Männern gewöhnlich zuerst zu hören bekomme und was mich allmälich zur Verzweiflung bringt." Er verstand immer noch nicht. „Von meiner Schönheit," setzte sie beinahe brüsk hinzu.

Hilmar mußte lächeln. Wenn sie gewußt hätte, wie fern es ihm in dieser Stunde lag, davon zu reden! Aber was klang Alles aus diesem offenen, fast zornigen und verächtlichem Wort ihm entgegen! „Ich begreife, daß Sie davon nichts mehr hören wollen", sagte er. „Es muß Ihnen zum Ekel geworden sein. Es ist so langweilig, das immer wieder zu hören. Und doch — Sie müssen milde darüber denken."

„Nein," warf sie herb ein. „Im Gegentheil: es ist eine Beleidigung, die man mir zufügt, — eine schwere Beleidigung."

„Weil es kein eigenes Verdienſt iſt, das man bei Ihnen würdigt und bewundert, meinen Sie?"

„Weil man es für meine beſte, meine einzig gute Eigenſchaft zu halten ſcheint, ja. Eine, an der ich keinen Theil habe und die auch keinen Werthmeſſer abgeben kann. Die garnichts beweiſt, überhaupt garnichts beſagt, — außer, was auch an jedem Thier auffällig erſcheinen kann. Und man begreift nicht, daß es mich beſchimpfen muß, danach taxirt zu werden. Von dem Werth oder Unwerth meiner inneren Eigenſchaften iſt garnicht die Rede, kein Menſch fragt danach. Ich habe weiter keine Vorzüge, — oder ſie kümmern wenigſtens Niemanden, — als daß ich ſchön bin. Wie mich das anwidert! Wie das ſtumpf und bitter macht! Man iſt ſich nicht einmal klar darüber, wie man mich erniedrigt mit dieſem Lob und dieſer ſchmählichen Bewunderung."

Ihre zornige Empörung überraſchte ihn. Hatte ſie auch ihn im Verdacht, nur ihrer Schönheit Anerkennung zu zollen? „Ihre begreifliche Entrüſtung macht Sie vielleicht doch ungerecht gegen die Natur", ſagte er, „die Sie bevorzugte unter Tauſenden und der man huldigt, während man Ihnen huldigt. Faſſen Sie es ſo auf!"

Sie zuckte ungeduldig die Achſeln. „Wie man das müde wird, eine ſo entwürdigende Rolle zu ſpielen! Wiſſen Sie, daß dieſe Schönheit, die man als ein Gnadengeſchenk des Himmels preiſt, das mir zu Theil geworden, in Wahrheit mein Schickſal — nein, der Fluch meines Lebens iſt? Aber weshalb red' ich davon? Es muß Ihnen närriſch vorkommen, wenn nicht gar als eine beſondere Art von Koketterie. Nur wenn Sie wüßten — Aber

laſſen wir das. Sie wollten mir etwas ſagen, — alſo bitte.“

Hilmar war in eine ſeltſame Stimmung gerathen. Er hätte jetzt gern von etwas ganz Anderem geſprochen, als wozu er ſich verpflichtet fühlte. Sein Blut wogte. Endlich faßte er ſich ſoweit, um zu ſagen: „Sie wiſſen wohl, daß ich in letzter Zeit Max Höhnert nahe getreten bin, — daß ich die vielen guten Charaktereigenſchaften, das Gentlemanthum dieſes Mannes kennen gelernt habe. Ich will ihm aufrichtig wohl.“

Mania ſchien überraſcht, ſowohl darüber, daß er von Max Höhnert hatte ſprechen wollen, wie darüber, daß er es nun in dieſer Art that. „Nein,“ ſagte ſie, „ich wußte das nicht. Ich habe eigentlich das Gegentheil angenommen. Es kam Ihnen doch ſicherlich wie eine ſeltſame Zumuthung vor, die Ihrem Stolz zu nahe trat, ſich von ihm bei uns einführen zu laſſen. Habe ich nicht Recht?“

Hilmar's Geſicht glühte. Auch das wußte ſie! Konnte man denn nichts vor ihr verborgen halten? Und damals, als ſie ihn gefragt, warum er ſie fliehe, hatte ſie es noch nicht gewußt. Sie hatte ſich alſo in der Zwiſchenzeit mit ihm beſchäftigt, hatte zum Wenigſten an ihn gedacht. Er wußte nicht, warum ihn das mit einem heimlich beglückenden Empfinden durchſtrömte. Ehe er noch etwas erwidern konnte, fuhr ſie fort: „Und doch war's nicht ſo gemeint. Nur daß meine Mutter ſich ſchwer entſchließt, neue Bekanntſchaften zu machen, und gegen alle argwöhniſch iſt. Sie hat ſchlimme Erfahrungen gemacht, — im Hinblick auf mich, verſtehen Sie. Und ſo iſt ihr Niemand mehr willkommen. Nur wenn Max Höhnert

ihn einführt, macht ſie eine Ausnahme. Der hat in merkwürdiger Art ihr Herz gewonnen. Er hat eine ritterliche und dabei doch rührend unbehülfliche Manier ihr gegenüber. Sie müßten das ſehen. Auf den baut ſie."

„Ich begreife das," fiel Hilmar ein. „Es iſt etwas Bezwingendes in dieſer Ehrlichkeit, auch wo ſie derb iſt. Sie hatten vielleicht ganz Recht: er iſt eine Natur. Und um ſo leichter wird mir's nun, zu reden. Denn es handelt ſich um ihn. Darf ich ganz offen ſein?"

„Das iſt bei mir kein Wagniß."

„Um ſo beſſer. Sie kennen ſeine Geſchichte. Sie wiſſen, daß er gebunden iſt, ohne ſich gebunden zu fühlen, und daß er um deswillen zu keinem Mädchen von Liebe zu ſprechen wagen darf, — es ſei denn, daß dies Mädchen größer und freier denkt, als die Anderen ihres Geſchlechts. Ich hege die Zuverſicht, daß S i e es thun. Und da er ſelbſt den Mut nicht findet und doch ſich vor Sehnſucht verzehrt, eine Entſcheidung herbeizuführen, die bedeutungsvoll für ſein ganzes Leben ſein muß, hat er mich gebeten — habe ich es übernommen, an ſeiner Statt — Aber Sie ſehen mich ja an, als ob ich im Begriff ſtände, ein Verbrechen zu begehen, Fräulein von Holmen!"

Sie hatte ihm in der That zwei große, entſetzte, zürnende Augen zugewandt. Ihr Buſen ging ſtürmiſch auf und nieder. Nun ſtrich ſie ſich langſam mit der Hand über die Stirn hin und ein halb verlegenes, kindliches Lächeln glitt um ihre Lippen. „Nein, nein", ſagte ſie, — „aber das iſt ſo ſeltſam, — das hätte ich nie geglaubt, nie für möglich gehalten, — wahrhaftig nicht!"

„Daß er ſich in Sie verlieben könnte und Sie be-

gehren würde? Warum nicht? Weil er noch gebunden ist?"

„O nein, nein! Aber — Ich weiß nicht, es lag mir so ganz fern. Ich habe nie daran gedacht, wir waren so gute Freunde. Und nun — Es ist geradezu wie eine Illusion, die mir zerstört worden ist. Und es thut mir so leid."

„Was thut Ihnen leid?"

„Daß nun auch das wieder Alles nichts war, als das Gewöhnliche und Alltägliche — Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll. Aber es ist mir ein wahrer Schmerz. Ich hätte so gern endlich einmal an etwas Besonderes geglaubt, etwas, das ich nicht schon ein Dutzend Mal und mehr erlebt habe. Das macht so müde. Und dann thut es mir auch um seinetwillen leid. Schade! Recht schade! Warum mußte das sein? Warum hat er sich und mir das bereitet? Es war so schön. Und nun" —

„Nun kann es ja noch schöner werden," sagte Hilmar mit leicht bebender Stimme.

Sie schüttelte langsam den Kopf und sah ihn dann mit einem wehmüthigen Lächeln an. „Oh," machte sie, „ist das Ihr Ernst? Nein. Das ist unmöglich. Das kann ja nie sein." Sie blickte wie fassungslos-verwundert vor sich hin, schüttelte wieder den Kopf und setzte dann hinzu: „Das hätte ich mir nicht träumen lassen."

„Es hat Sie überrascht", sagte Hilmar. „Sie glaubten sich sicher neben ihm und kamen ihm deshalb unbefangener entgegen, als Allen. Wenn Sie sich erst in den Gedanken eingelebt haben, wenn er treu und ehrlich weiter um Sie wirbt, Tag um Tag" —

Jetzt war es ein ernster, anklagender Blick, den sie ihm zuwarf und der ihn verstummen machte. „Wozu wollen wir weiter davon reden?“ sagte sie herb. „Es ist unmöglich — Aber lassen Sie uns gehen! Es ist kühl geworden und mich fröstelt. Wissen Sie, daß die Nachtluft hier im Kolosseum in üblem Ruf steht? Man kann das Fieber haben vom langen Sitzen.“

Sie war emporgefahren und stand plötzlich neben ihm, groß und schlank und stolz, es sah aus, als wäre sie zum Kampf gerüstet. Dann fiel ihr Auge auf den kleinen Diener, der noch immer im Hintergrunde stand, steif und gelangweilt. „Geh' nach Hause, Piccolo,“ rief sie ihm zu, „dieser Herr begleitet mich nachher bis zum Albergo. Gute Nacht.“

Dann wanderten sie langsam durch das Oval des Amphitheaters; es war, als ob Mania sich nicht entschließen könne, es zu verlassen, und es hielte sie in seinem Bann. Und ohne daß Hilmar noch einmal auf das zurückgekommen wäre, was er vorher zu ihr gesprochen, sagte sie während des Auf- und Niederschreitens zwischen dem mondüberschimmerten Getrümmer: „Sehen Sie, das ist ja unmöglich. Es wäre ein Verbrechen an ihm und an mir. Gute Freunde — ja, das können wir sein, das waren wir bis heute. Ich habe unbegrenztes Vertrauen zu ihm gehabt. Jeden Dienst hätt' ich von ihm verlangt und ihm jeden erwiesen. Er dauerte mich so. Und er ist ein so guter Mensch. Sagen Sie nicht, daß es wenig ist, ein guter Mensch zu sein! Für die Welt gewiß, aber für den Einzelnen ist es viel. Ich habe so selten kluge und bedeutende Leute gefunden, die zugleich gut waren, und ich bin weit in der

Welt herumgekommen. Die Meisten halten das unter ihrer Würde. Als ob gut sein ungefähr gleichbedeutend mit Dummheit wäre! Ein wirklich guter Mensch gilt mir mehr, als ein hervorragend begabter. Es ist meist ein viel größerer Reichthum in ihm."

„Nun, — und dennoch —?" fragte Hilmar.

Sie war stehen geblieben und blickte starr zu dem phantastisch bestrahlten Mauerwerk hinab, das sich vor ihnen aus der Tiefe heraufhob. „Eine Ehe schließen," sagte sie langsam, „das ist ganz etwas Anderes, das verlangt viel mehr. Gute Freunde eignen sich meist garnicht dazu. Sehen Sie, was würd' es mir nun nützen, zu wissen, er habe ein treues Herz und eine edle Gesinnungsart, wenn doch die Gedanken unsres Kopfes nicht die gleichen wären und die Welt sich in meiner Seele so ganz anders spiegelte, als in der seinen? Da liegt das Entscheidende, glaub' ich, wenn von einer Ehe die Rede sein soll. Gut Freund kann man auch sonst sein, — es giebt soviel Verbindendes und Einigendes, und man ist auch nachsichtig in der Freundschaft; — aber in der Ehe ist man anspruchsvoll und muß es sein, und wenn sich da herausstellt, daß Zwei, die Mann und Frau heißen, eigentlich in zwei ganz getrennten Welten leben, wenn Einem das eines Tages jählings klar würde, — es müßte schrecklich sein. Und Max Höhnert *hat* es ja schon einmal erlebt. Jetzt würd' er es wieder erleben. Erziehung, Bildung, Weltanschauung — das Alles streift sich nicht so ab, wie ein Kleidungsstück, das ist ein Theil von uns selbst. Und weil ich ihm aufrichtig wohl will, darf ich nicht weich werden. Er und ich — das wäre eine

unnatürliche Ehe, daraus könnte nichts Gutes entstehen."

Hilmar war stumm geworden. Die widerstreitendsten Empfindungen wogten in ihm. Vorherrschend war aber doch ein Gefühl der Erleichterung, das er sich nicht zu erklären vermochte und dessen er sich sogar schämte. Es war geradezu, als fiele etwas von ihm ab unter Mania's Worten. Im Grunde war es ja doch auch eine Tollheit gewesen, zu denken, daß diese zwei Menschen zueinander gehören könnten. Was war es denn gewesen, was ihn dazu veranlaßt hatte, ein Wort für Max Höhnert einzulegen? Nur die gedankenlose Sympathie für ihn und das Bedauern mit seinem Schicksal und der Wunsch, ihm einen Dienst zu leisten? War es nicht vielmehr das geheime Verlangen gewesen, eine unübersteigbare Schranke zwischen sich selbst und diesem Mädchen aufzurichten? Und nun —

„Es wird nun doch Zeit, nach Hause zu gehen," sagte Mania. „Man trennt sich so ungern von hier. Kommen Sie!"

Sie traten hinaus und gingen langsam die Gasse hinauf, die schon still und menschenleer war. „Sagen Sie ihm nichts," fing Mania nach einer Weile wieder an, „überlassen Sie es mir! Ich glaube, es wird ihm aus meinem Munde weniger hart klingen. Wir Frauen verstehen es besser, solch' einen bittren Trank zu versüßen. Ich möchte ihn nicht ganz verlieren. Und er wird sehr geneigt sein, die Ablehnung, die er erfährt, zum Vorwand für neue Regellosigkeiten zu nehmen, — ich kenn' ihn. Das ist sein einziger Fehler. Er verwechselt das Künstler-

thum, dem er sich mit Leidenschaft in die Arme geworfen hat, um sich einen vollen Gegensatz zur kleinbürgerlichen Philisterhaftigkeit zu suchen, mit der Bohême und gefällt sich darin. Sagen Sie ihm, ich würde ihm selber eine Antwort geben. Ich muß ihn davor bewahren, sich dem erstbesten Weibe in die Arme zu werfen. Denn er wird den Trieb dazu spüren. Wie thöricht, wie überflüssig das Alles ist! Warum hat er mir das nicht ersparen können? Daß ein Mann garnicht neben uns hergehen kann, ohne daran zu denken, ob wir ihm nicht mehr sein können, als Freundin! Mehr! Als ob es ein Mehr gäbe und das nicht das Allerhöchste wäre zwischen Mann und Weib! Das Reinste und Edelste könnt' es sein zum Wenigsten. Denn es ist über alle Verschiedenheiten der Gedanken und Anschauungen hinaus das Bleibende und Feste. Und bestimmt sein kann man doch nur für einen einzigen Mann auf Erden. Wohin führt das also, wenn die Männer nicht Freundschaft halten können? Das ist alles so unnöthig peinvoll und übertrieben. Man betrügt und beraubt sich selber. Ich finde es so thöricht, — so thöricht."

Hilmar mußte lächeln. „Jeder denkt eben doch wohl, daß er der Eine ist, für den die Frau bestimmt ist, die er begehrt."

Mania schüttelte immer noch, als ob sie sich nicht fassen könne, den Kopf. Aber sie sprach nichts mehr. Wieder waren sie ein paar Gassen hinaufgegangen, als Hilmar plötzlich fragte: „Warum haben Sie eigentlich nicht geheirathet? Dann würden Sie Freunde haben können. Aber so — wie die Männer nun einmal sind —"

Er hatte es so herausgestoßen, ohne sich des Auf-

dringlichen seiner Frage bewußt zu sein. Nun wurde er roth danach. Aber in dem matten Licht der Gaslaternen, das in großen Zwischenräumen auf ihren Weg fiel, war ihm das Profil ihres schönen Gesichts plötzlich auffallend scharf erschienen und er hatte kleine Fältchen auf ihrer Stirn und an ihrem Kinn, um die fein gezeichneten Mundwinkel herum bemerkt. Zum ersten Male war ihm klar geworden, daß Mania von Holmen nicht mehr jung war. Er hatte bisher nie daran gedacht. Ihre Schönheit war ihm wie etwas Unalterndes vorgekommen. Jetzt war es ihm plötzlich durch den Kopf geschossen, daß es doch auffallend sei, ein so schönes, reiches und kluges Mädchen, das nicht mehr in der ersten Jugendblüthe stand und so viel umworben wurde, noch unvermählt zu sehen. Aber er hätte nicht laut denken dürfen.

Er hatte eigentlich gedacht, daß Mania nur ein Lachen zur Antwort haben würde. Aber sie blieb ganz ernst. Das Merkwürdige und Zudringliche seiner Frage schien ihr garnicht zum Bewußtsein zu kommen. Eine Zeitlang schwieg sie, ihre Lippen waren fest aufeinandergepreßt, was etwas Starres in ihre Gesichtszüge brachte. Dann sagte sie, als er schon ein Wort auf der Zunge hatte, um ihre Verzeihung zu erbitten, plötzlich: „Ich weiß nicht, warum man nicht davon sprechen sollte. Es wäre eine zwecklose Ziererei, finde ich. Ich könnte Ihnen auch sagen, daß ich meiner Mutter wegen unverheirathet geblieben bin, — manche Andere hätte es gethan. Aber es wäre doch nicht die volle Wahrheit, obgleich ich aus diesem Grunde nicht klagen darf und täglich Dank dafür ernte. Und daß ich noch nie geliebt oder den Mann nie ge-

funden hätte, dem ich wohl hätte angehören mögen, wäre ebensowenig wahr. Ich — ich war einmal verlobt. Wozu soll ich nicht davon sprechen? Ich finde, das ist affektirt, ein Geheimniß daraus machen zu wollen. Im Grunde ist es ja das Natürliche, daß sich ein Mädchen verlobt, das reich ist und für schön gilt, nicht wahr?"

Er erwartete, ohne zu antworten, daß sie weiter sprechen sollte. Nicht daß sie überhaupt von einem früheren Herzensbündniß redete, aber daß sie es ihm gegenüber that, — dieser Unterschied, den sie selber garnicht erkannte oder beobachtete, — erfüllte ihn mit einem seltsamen, zwischen Verwunderung und Befriedigung schwankenden Empfinden. Als sie nicht fortfuhr, fragte er: „Diese Verlobung führte nicht zur Ehe, und deshalb — seitdem" —

Er hatte sagen wollen: warum führte sie nicht zur Ehe? Aber er brachte es im letzten Augenblick nicht über die Lippen. Trotzdem verstand sie ihn. Und im langsamen Weiterschreiten sagte sie: „Ich war damals schon argwöhnisch geworden gegen die Männer, wenn auch noch nicht in dem Maße, wie später. Man hatte mir von jeher zuviel von meiner Schönheit vorgeschwärmt und zu großes Gewicht darauf gelegt. Das verdroß mich. Ich wollte um meiner selbst geliebt sein, — wer wollte das nicht? Ich traute meinen Bewerbern nicht. Vielleicht war Einer darunter, der mich zur Frau genommen hätte, auch wenn ich weder reich noch schön gewesen wäre, und ich würde glücklich mit ihm geworden sein. Ich träume mir manchmal diese Möglichkeit mit einer Art von Selbstquälerei und Wehmuth zusammen und es kommt mir dann vor, als hätt' ich mein Glück damals von mir gestoßen

oder wäre doch achtlos, eigenwillig daran vorübergegangen. Ich weiß nicht, es kann auch Täuschung sein. Es ist ja so Vieles Zufall im Leben, daß wir an einer wirklichen Weltordnung immer von Neuem zweifeln müssen. Als ich mich dann wirklich verlobte, — aus leidenschaftlicher Zuneigung, — zweifelte ich nicht daran, einzig um meiner selbst willen geliebt zu sein. Die Leidenschaft läßt keinen Zweifel aufkommen. Ich war plötzlich vertrauensselig, wie ein Kind. Ich hätte den ausgelacht, der mir gesagt haben würde: dieser Mann, den Du liebst, von dem Du dich geliebt glaubst, ist nur berauscht von Deiner Schönheit; ohne diese Schönheit wärst Du ihm nicht mehr begehrenswerth und er würfe Dich achtlos hin. Lange Zeit hindurch hätt' ich ihn ausgelacht. Dann schlich sich allmälich der alte Argwohn doch wieder in meine Seele. Nicht von selbst. Andere waren es, die mir das Gift tropfenweise einflößten. Vielleicht glaubten sie selber nicht einmal daran und wußten nur die Stelle, wo ich verwundbar war, und wollten mich dort verwunden. Aus Neid, aus Rache, aus dem echt menschlichen Wunsch, — leider ist er's ja wohl — Böses zu stiften und ein Werk der Zerstörung zu üben, — was weiß ich? Denn es waren zumeist die abgewiesenen Freier, die den Samen des Mißtrauens streuten, — mit einem Lächeln, einer Andeutung, einem Achselzucken, — bis die Frucht endlich herrlich aufging. Ich habe mich nachher manchmal gefragt, wie es geworden wäre, wenn man mich geschont hätte, wenn ich ahnungslos geblieben und ahnungslos in die Ehe getreten wäre, — ob es dann doch ein Glück für mich gegeben hätte, ob dieser Abgrund sich vor meinen Blicken hätte für immer ver-

bergen lassen. Aber das ist ja müßig. Man könnte schließlich mit eben dem gleichen Rechte fragen, ob man einen Menschen für unfähig erklären dürfe, je einen Diebstahl zu begehen, bevor er noch in die Versuchung dazu geführt worden. All' solches Grübeln ist thöricht."

Sie verstummte, wie erschreckt durch das helle Licht das ihnen plötzlich entgegendrang. Aus einer der schmalen Gassen biegend waren sie auf die Piazza Trevi gekommen und die elektrischen Flammen, die dort, mit dem gelben Gaslicht kämpfend, über den taubenumflatterten Poseidon der mächtigen Fontaine ihren weißen Schein warfen, blendeten ihre Augen. Hilmar mußte daran denken, daß Mania von Holmen, die ihn heute einen Blick in ihr Innerstes thun ließ, obgleich er ihr ein Fremder war, bei ihrer vorletzten Begegnung am Kolosseum im Zorn von ihm geschieden war und daß sie sich wie zwei feindliche Gewalten gegenübergestanden hatten, deren Ausbruch früher oder später zu erwarten ist. Wie ein Traum war es ihm. Er hätte so gern mehr gehört, aber er wagte nicht, eine Frage an sie zu richten. Und sie waren nun nicht mehr weit vom spanischen Platz, an dem Mania wohnte.

Dann fing sie selber wieder an: „Ich kam auf die romanhafte Idee, meinen Bräutigam auf die Probe zu stellen. Damit war mein Glück eigentlich schon zu Ende. Denn wo man zu zweifeln beginnt, — wo das Mißtrauen erst einmal Wurzel geschlagen hat, kann es da noch ein Glück geben? Und wenn er die Probe glänzend bestanden hätte, wie ich hoffte und ersehnte und glaubte, — glaubte, denn mehr für die Andern, als für mich, sollt' es ein leuchtender Beweis sein, — würden nicht in

ihm selber, dem grundlos Beargwöhnten, nun ein Mißmuth und eine Bitterkeit aufgestiegen sein, die jedes Glück langsam dennoch hätten ausrotten müssen? Wär' er dieses Glücks noch je wieder froh geworden? Und doch wußt' ich mir anders nicht mehr zu helfen. Heraus mußt' ich aus diesem Irrsal. Und ich wollte ja triumphiren. Ueberdies kam mir ein zufälliges Ereigniß zu Hülfe, das meinen kaum gefaßten Entschluß jählings zur Reife kommen ließ. Vielleicht hätt' ich ihn sonst doch in letzter Stunde noch aufgegeben. So aber war ich gleichsam hineingezwungen ... Mein Bräutigam — ich habe Ihnen noch garnicht von ihm gesprochen — war Professor in Dorpat. Er stammte von einem Landgut in unserer Nähe. Auf den Nachbargütern und in Reval hatten wir uns kennen gelernt. Er war ein schöner Mann. Aber er war weit mehr, als das. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich ihn einen genialen Menschen nenne. Es war wohl so etwas von dem Nietzsche'schen Uebermenschen in ihm. In seiner Lebensphilosophie — er war Dozent der Naturwissenschaften, im Speziellen Zoologe — war manchmal etwas Brutales, was mich erschreckte; aber ich fand mich darein, daß die Wissenschaft in ihrem Wahrheitsdrange keine Rücksichten kenne, sondern unerbittlich und grausam sein müsse. Er war ein Verfechter der modernen Weltanschauung, ein Prophet der natürlichen Schöpfungsgeschichte. Mir hatte er durch die Einblicke, die er mich in sein Forschen und Wollen thun ließ, eine neue Welt auf den Trümmern der alten erbaut. Er wollte das Menschengeschlecht veredeln, eine neue Generation von großen, schönen, starken Menschen heranbilden, die keine

Götter mehr brauchte und jenseits von Gut und Böse stand. Er glaubte an solche Möglichkeit, er wollte mit dazu beitragen, daß diese Neugestaltung der Welt sich vollzog. Das war der fortreißende Zauber, der aus seiner ganzen Persönlichkeit ausströmte und mich an ihn fesselte. Es war etwas Faszinirendes in seinem Wesen. Soviel muß ich Ihnen von ihm sagen. Sie werden dann seine Handlungsweise besser verstehen, vielleicht entschuldigen, vielleicht aus dem Zwange seiner Natur heraus nothwendig finden. Um es kurz zu machen: es brach auf unserem Gute Feuer aus, unser Wohnhaus wurde von den Flammen ergriffen, wir, hatten Mühe, uns zu retten. Trotzdem kam ich bis auf versengte Haare und ein paar unbedeutende Brandwunden an den Händen, die nicht einmal Narben zurücklassen konnten, heil davon. Ich war aber im Tiefsten durch dies Ereigniß erschüttert und verstört. Fast alle Gebäulichkeiten des Gutes waren dem Feuer zum Opfer gefallen. Ich sagte mir, wie leicht ich selber hätte darin zu Grunde gehen oder doch grauenvoll dadurch entstellt werden können! Und daraus erwuchs mir die quälerische Frage, die mich nicht mehr in Frieden ließ, sondern nun immer an mir nagte: was wäre dann aus meiner Vermählung geworden? Wie hätte Herbert's Liebe dem gegenüber standgehalten? Ich mußte eine Antwort hierauf haben. Und ich schrieb ihm, daß ich beim Brande entstellende Wunden im Gesicht davongetragen, daß ich mein Haar dabei fast ganz verloren und daß ich infolge eines Sprunges aus dem Fenster mir eine Verletzung am Fuß zugezogen, die mich voraussichtlich lebenslang zwingen werde, denselben nachzuschleppen. Die Brandwunden im

Geſicht ſchilderte ich ihm ſo, daß er annehmen mußte, ſie würden meiner Schönheit erheblichen Abbruch thun; ich ſprach von großen Narben auf den Wangen, von einer Schläfenwunde, die hätte genäht werden müſſen. Als der Brief fort war, überkam mich mit häßlicher Deutlichkeit der Gedanke, daß ich mein Glück leichtſinnig — vielleicht ſogar frevelhaft auf's Spiel geſtellt. Aber ich konnte und wollte nicht mehr zurück. Dieſer widrige Zweifel mußte in mir zur Ruhe gebracht werden, ſo oder ſo. Und Herbert's Antwort kam. Sie erging ſich in maßloſen Ausbrüchen der Klage und Verzweiflung. Er könne mich nicht wiederſehen, ſchrieb er; es würde ihm das Herz brechen, ſein herrliches Götterbild zertrümmert, entſtellt zu ſehen; ſein ganzes Leben ſei zerſtört durch dieſen Schlag, ſeine Zukunft vernichtet; ſchon die bloße Vorſtellung, daß ich ihm jetzt, mit ſchwarzen Tüchern den Kopf umwickelt, entgegentreten würde, reiche hin, um ihn raſend zu machen; wenn ich ihn an ſeine Pflicht ketten wolle, müſſe er natürlich ſie erfüllen, aber es würde ſein Untergang ſein und ihn all' ſeinen Plänen, all' ſeinem großen Wollen ungetreu machen; es ſei hart und grauſam, aber die Natur kenne nun einmal kein Mitleid und hier, wo man an die heiligen Aufgaben denken müſſe, welche die Zukunft des Menſchengeſchlechts den Lebenden geſtellt, ſei keine weichliche Rückſicht geſtattet und ſtehe mehr auf dem Spiele, als eines oder zweier Menſchen Lebensglück; er ſei ſich deſſen voll bewußt, daß er nach engherziger Philiſteranſchauung unedel handle, aber das könne ihn in dem Entſchluß nicht wankend machen, mir mein Wort zurückzugeben, und nicht in der Ueberzeugung, Recht zu thun, weil er Nothwendiges thue;

das schwerere Leid sei ihm selber zugefügt worden, er komme sich vor wie Einer, den der Blitzstrahl getroffen, ehe er noch eine Wetterwolke am Himmel gesehen. Der Brief schloß mit den leidenschaftlichen Klagen, mit denen er begonnen."

Wieder schwieg Mania. Sie hatten den spanischen Platz jetzt erreicht, auf dem das Leben schon erstorben war, und wandelten langsam vor dem Hotel de l'Europe auf und nieder. Vor dem sprudelnden Wasser der Barcaccia, das eintönig die Stille durchbrach, blieb Mania stehen. „Meine Geschichte ist aus," sagte sie herb, die Augen vor sich zu Boden gesenkt. „Ich hatte nun die Gewißheit, die ich gesucht."

„Und Sie klärten ihn nicht auf?" fragte Hilmar, schwer athmend.

„Doch. Aber was konnte das jetzt noch ändern? Glauben Sie, ich hätte ihm nach diesem Briefe noch angehören, noch mit ihm glücklich werden können? Nachdem ich erfahren, was er eigentlich an mir geliebt?"

„Und er fügte sich?"

„Er schrieb mir voller Verachtung. Ein Weib, das ihn so habe betrügen, solch' ein schmähliches Spiel mit heiligen Dingen treiben können, habe ihn nie geliebt und sei seiner Liebe niemals werth gewesen. Das war das Ende. Er hat dann ein anderes Glück gefunden. Bei mir aber hat sich die Ueberzeugung festgesetzt, daß meine Schönheit ein verhängnißvolles Göttergeschenk ist, daß ein Fluch darauf ruht. Ich bin seither heimathsfremd geworden. Aber auch draußen hat es mich überall verfolgt, das Gespenst, nur schön zu sein, nur als schön geliebt und begehrt

zu werden. Es liegt etwas ſo unſäglich Erniedrigendes darin. Ich habe noch niemals darüber fortgekonnt. Und nun wiſſen Sie, weshalb ich unvermählt geblieben, trotzdem ich für ſchön gelte: eben weil ich dafür gelte. Wenn ich einmal meine Schönheit eingebüßt habe und man mich dann noch begehrt, werd' auch ich vielleicht die Beſtimmung des Weibes noch erfüllen. Bis dahin aber —" Ein ſchmerzlich-bittres Lächeln glitt um ihre Mundwinkel.

„Sie glauben, daß auch Max Höhnert nur —"? fragte Hilmar.

„Vielleicht nicht," erwiderte ſie achſelzuckend. „Obgleich er ſich doch ſelber ſagen könnte, ſagen müßte, — ſo einſichtsvoll iſt er, — daß wir zwei mit unſern Gedanken in verſchiedenen Welten leben und daher wohl zu Freunden, aber niemals zu Eheleuten taugen können. Nun, gleichviel. Sagen Sie ihm, daß ich ſelber ihm Antwort geben werde. Und nun haben Sie Dank, daß Sie mich ſo geduldig angehört. Es that mir gut, einmal davon reden zu können, und es wird auch für unſern Verkehr gut ſein; Sie kennen mich nun beſſer. Die Menſchen tragen im Grunde alle eine Larve vor einander und zeigen ſich ſelbſt denen gegenüber, die ihren Weg Tag um Tag kreuzen, ſelten oder nie, wie ſie eigentlich ſind. Jeder Menſch iſt eigentlich ein Doppelweſen. Sie ſchauſpielern alle, mehr oder weniger. Ich habe nie einen Grund dafür eingeſehen. Ich möchte genau als das angeſehen werden, was ich wirklich bin, wenigſtens bei denen, an deren Meinung und Urtheil mir etwas gelegen iſt. Und deshalb hab' ich Ihnen heute das Alles erzählt. Solche Mondnacht ſtimmt wunderlich. Aber nun iſt's ſpät ge-

worden. Gute Nacht! Und nun bändigen Sie einmal nächſtens Ihren Stolz und kommen Sie mit Max Höhnert! Auf Wiederſehen!“

Sie hatte ihm ihre Hand geboten und er ergriff ſie, um ſie an ſeine Lippen zu führen. Aber ſie litt es nicht. Mit einer raſchen Bewegung entzog ſie ihm die Hand und ging in's Haus, an dem tief ſich verbeugenden, goldbetreßten Portier vorüber. „Gute Nacht,“ klang es ihr von Hilmar's Lippen nach. Dann ſchritt er durch die im Mondlicht träumenden Gaſſen ſeiner Wohnung zu.

Ende des erſten Bandes.

Oswald Schmidt, Leipzig-R.

Unter römischem Himmel.

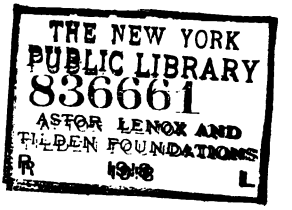
Roman

von

Konrad Telmann.

Zweiter Band.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1896.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
836661
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
RR 1918 L

VII.

Weihnachten war vorüber und es war kalt geworden. Die Brunnen waren des Morgens mit einer Eisschicht überdeckt, die Tramontana fegte markerschauernd durch die Straßen. Man wurde eigentlich nirgends warm. Auch in den Häusern nicht, wo Thüren und Fenster schlecht schlossen, die Oefen rauchten, ohne zu wärmen, der Zugwind durch tausend kleine Ritzen und Spalten sich hereinstahl. In den Ateliers, die dem Nordwind völlig ausgesetzt waren, spürte man die Kälte am Empfindlichsten. Ueberdies fehlte es den meisten Inhabern an Mitteln, um das nöthige Heizmaterial zu beschaffen, oder sie hielten auch dafür, daß man dieselben für würdigere Zwecke verwenden müsse. So hockten immer gleich mehrere Künstler zusammen um den Kamin, das Kohlenbecken oder den Ofen eines begünstigten Kameraden oder man suchte die Wärme der Osterien und des Weins. Ganz Rom fror. Anfangs Januar fiel der Schnee so dicht, daß er auf den Bäumen und Büschen des Pincio liegen blieb und die jungen Seminaristen sich mit Schneeballwerfen erlustigten. In dieser Zeit wurde weniger gearbeitet, als je, und man hielt noch enger zusammen.

Hilmar war als Geizhals in Acht und Bann gethan worden. Trotzdem sein Ofen wirklich brannte und eine

Ahnung von behaglicher Wärme verbreitete, wollte er doch Niemanden in seinem Atelier dulden. Er konnte nur arbeiten, wenn er allein war. Sah man ihm zu, so stockte ihm die Hand. Und er mußte ja arbeiten. Je weiter er an seinem großen Bilde vorschritt, um so unabsehbarer erschien ihm die Arbeit daran; immer neue Einzelheiten tauchten auf und wollten bewältigt sein, manchmal glaubte er überhaupt nicht mehr daran, daß er je fertig werden würde. Daneben sollte das Bild für James Herloßsohn gemalt werden, das längst hätte abgeliefert sein sollen und um das man ihn schon gemahnt. Schließlich fesselten ihn seine Modellirstunden bei Sestilio Tornielli, die sich täglich länger ausdehnten und ihn mit immer glänzenderen Hoffnungen erfüllten. Die unverkennbaren, raschen Fortschritte, die er machte, berechtigten ihn dazu und der Italiener ließ es in der enthusiastischen Manier seines Volksschlages nicht an Ausdrücken der Bewunderung und an Prophezeihungen für eine große Zukunft fehlen.

Eines Tages wollte Hilmar mit einem fertigen Werk vor seine Kunstgenossen hintreten. Bis dahin hüllte sich seine Thätigkeit im Bildhaueratelier in geheimnißvolles Dunkel. Kein Mensch wußte, wohin er Tag für Tag um die Dämmerstunde, kaum daß er zu Hause seine Pinsel gewaschen, eilte; auf die Wahrheit wäre man wohl zu allerletzt verfallen. Hilmar träumte davon, daß er auf der Ausstellung in der Accademia delle belle Arti, die im März beginnen sollte, mit seinem großen Bilde und einem plastischen Werk zugleich vertreten sein würde. Später sollten die Sachen nach Deutschland gehen. Mit einem Schlage wollte er sich so in die vorderste Reihe drängen.

Aber welch' eine Welt von Arbeit lag bis dahin noch auf ihm!

Von Joachim Timm war immer noch nichts in Erfahrung zu bringen gewesen, obgleich man von verschiedenen Seiten sich darum bemühte, ihn ausfindig zu machen. Hier und da fanden sich wohl Spuren und solche, die darauf deuteten, daß der Unglückliche jetzt völlig verkommen und sein geistiger wie moralischer Ruin nahe war, aber er selbst hatte sie anscheinend immer wieder absichtlich verwischt, um unentdeckt zu bleiben. Und wieviel dunkle Schlupfwinkel gab es für solche gescheiterten Existenzen noch immer in den Häuserlabyrinthen der Gassen des alten Rom!

Max Höhnert war seit einiger Zeit trübsinnig geworden. Auf welche Weise Mania ihm beigebracht, daß er seinen kühnen Hoffnungen entsagen müsse, wußte Hilmar nicht. Geschehen aber mußt' es wohl sein. Er selbst hatte sich durch Max bei der alten Baronin, die gelähmt in ihrem Rohrstuhl saß, einführen lassen, Mania aber weder dort bei seinen flüchtigen Besuchen noch in Sascha Petrowna's Atelier, wo er sie einmal getroffen, danach fragen können. Zu einer vertraulichen Aussprache hatte sich keine Gelegenheit gefunden. Es machte ihm sogar den Eindruck, als ob Mania seit jenem Zusammensein in der Mondnacht im Kolosseum scheuer und fremder ihm gegenüber geworden sei, gerade wie wenn sie ihre damaligen Bekenntnisse bereue — sie mochte selbst nicht mehr wissen, wie sie dazu gekommen — und sie jetzt durch ihr zurückhaltendes Wesen wieder wettmachen wolle. Vielleicht gingen ihr auch der Schmerz, den sie Max Höhnert anthun

Unter römiſchem Himmel.

Roman

von

Konrad Telmann.

Zweiter Band.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1896.

Er fragte ſich manchmal im Stillen ſelber, ob denn er zu ihnen, zu dieſen Wenigen, zu rechnen ſei. Er zweifelte daran. Es war ihm nicht genug Vorwärtsdrängendes in dem Leben hier, es pulſirte zu langſam, zu gemächlich für ihn. Man konnte hier ausruhen, genießen, ſogar ſchwelgen, aber es war kein Ort, um zu arbeiten. Die Geiſter drängten und ſtießen ſich hier nicht, wie in Berlin; man hatte nicht, wie dort, die Vollempfindung, mitten im breiten, reißenden Strom der lebendigen Gegenwart zu ſtehen. Dort gab es nur dieſe und keine Vergangenheit; hier erdrückte die große Vergangenheit eine kleinliche Gegenwart, die in nichts mit ihr wetteifern konnte. Man lebte hier nicht raſch und nicht frei genug für ſeinen brennenden Ehrgeiz. Nein, auch er, Hilmar, war kein römiſcher Künſtler.

Aber um ſo heißer war ſein Wunſch, dies Rom in ſeiner Weſenheit, in ſeiner Geſammtheit mit zwingender Naturwahrheit in ſeinem Bilde feſtzuhalten. Eine neue Idee war ihm gekommen. Er hatte ſich für eine lebendige Staffage entſchloſſen. Und, wie immer, wenn er etwas Neues gefunden, warf er ſich mit einer Art von Gier auf die Arbeit an ſeinem Bilde. In ſolchen Perioden malte er manchmal zwei Wochen hintereinander täglich acht bis neun Stunden, ohne ſich dazwiſchen Raſt für eine Mahlzeit zu gönnen, kaum daß er hin und wieder einen Schluck Wein nahm. Er fieberte dann vor Schaffenseifer. Abends fielen ihm die Pinſel aus den Fingern. Aber dann lief er nach kurzer Ruhe noch in die Modellirſtunde. Manchmal überfiel ihn ein bohrender Kopfſchmerz, wenn er in ſolcher Art auf ſich los-

ſtürmte. Er konnte dann nächtelang nicht ſchlafen. Der Hinterkopf war ihm wie in einem eiſernen Schraubſtock eingeklemmt. Aber er kehrte ſich nicht daran. Krank war er in ſeinem Leben nie geweſen; der Gedanke, daß er an ſeinen Körper irgendwelche Zumuthungen nicht ſtellen dürfte, kam ihm garnicht. Mit eiſerner Willenskraft zwang er ſich, auch dann zu arbeiten, wenn es wie in einer Schmiedewerkſtatt in ſeinem Kopfe zu hämmern begann und ihm zeitweilig faſt die Gedanken vergingen.

Nun er ſich für die Staffage entſchieden hatte, wußte er ſich wiederum darin nicht genugzuthun. Alle charakteriſtiſchen Erſcheinungen des römiſchen Lebens, das Typiſche in den Straßenfiguren, mußten auf das Bild; ſowohl der mit ſeinen maleriſchen Flicken kokettirende Ciocciarenjunge, wie der mit dem Monocle bewehrte „paino“, der mit einigen Dutzend andern Seinesgleichen ſtundenlang Mittags und Abends vor dem Café Aragno ſteht, ohne daß einer von ihnen zu ſagen wüßte, wozu? Die in ihrer Karoſſe allnachmittäglich die Villengärten durchfahrende Weltdame ebenſowohl wie der Prieſterzögling in ſeinem farbigen Talar, der engliſche Touriſt, der zerlumpte Bettelmönch und der blaſirte Conte oder Principe, der ſich nothdürftig von einem kleinen Aemtchen beim Vatikan ernährt, nach außen hin aber alle Prätenſionen ſeines Namens zur Schau trägt. Kein Einziger durfte fehlen, um den vollen Eindruck der Wahrheit nicht abzuſchwächen.

Hilmar hatte dieſe Geſtalten alle draußen mit flüchtigen Strichen in ſeinem Skizzenbuch feſtgehalten, manchmal mitten im Gewühl der Straßen und Plätze, ſtehend,

von Neugierigen umdrängt, von den Passanten gestoßen. Er traf rasch und leicht. Professor Brecher, bei dem er in Berlin seine akademischen Studien begonnen, ohne sie noch vollendet zu haben, hatte ihm oft, wenn er unzufrieden gewesen, den Rath gegeben, doch lieber Zeichner für ein illustrirtes Journal zu werden, da sei er besser am Platze mit seiner glücklichen Hand und seiner pfuschenden Raschheit.

Dennoch empfand Hilmar das Bedürfniß nach lebenden Modellen im Atelier, während er in Farben ausführte. Otto Berwick mußte als römischer Stutzer fungiren. Er war auch bereit dazu, weil er an Hilmar's Bild Manches zu loben fand. Es war ihm nur zu „geleckt." „Man sieht den römischen Schmutz nicht genug," war seine Ansicht; „es müßte so sein, daß man ihn förmlich zu riechen meint. Und dann mehr schmutzige Wäsche vor die Fenster hängen! Und der Ciocciarenbursch sieht viel zu appetitlich aus; man muß sich von Rechtswegen doch vor ihm ekeln." Daß Hilmar Rom anders gemalt hatte, als es wirklich war, als man es täglich vor sich sehen konnte, darüber kam Berwick ohnehin nicht fort. „Eine Komposition!" Damit war das Bild als Ganzes für ihn gerichtet.

Auch andere Modelle fanden sich unschwer. Sascha Petrowna erbot sich sogar, als Bettlerin vor einer Kirchenthür, zu sitzen. Nur für die Dame der großen Welt, die am Flüchtigsten von allen skizzirt war, weil man sie immer nur im Wagen vorüberrollen sah, fehlte es Hilmar an einem passenden Modell. Er dachte an Mania. Sie entsprach in ihrer blonden Schönheit nicht ganz dem

Bilde, das er sich gemacht, aber Gestalt und Haltung hätte sie ihm herleihen können. Nur daß er nie gewagt haben würde, sie darum zu bitten. Er sprach endlich mit Sascha offen darüber, in der stillen Hoffnung, daß sie seine Fürsprecherin sein würde. Aber Sascha setzte ihm unerwarteter Weise Widerspruch entgegen; Mania werde das niemals thun, und man dürfe es nicht von ihr verlangen, sie eigne sich auch garnicht dazu.

Hilmar war erstaunt. Gerade weil er sich verletzt fühlte, ging er noch am gleichen Abend in's Hotel de l'Europe, um Mania wenigstens andeutungsweise zu verstehen zu geben, welchen Dienst sie ihm leisten könne. Er mußte jedoch die Erfahrung machen, daß Sascha Pettowna ihre Freundin besser kenne, als er. Mania gab ihm in unzweideutigen Worten zu erkennen, daß sie sich nie zum Modellstehen hergeben werde, selbst nicht in dieser beschränkten Form und wo es nicht einmal auf ihre Gesichtszüge abgesehen war. Sie war sehr ernst und entschieden in ihren Aussprüchen, mit einer Art von hochfahrendem Stolz lehnte sie ab. Hilmar sagte sich, daß es wahrscheinlich ihre krankhafte Abneigung gegen jede Hindeutung auf ihre Schönheit sei, was sie erregte und ihre Weigerung veranlaßte; sie wollte durch ihr Aeußeres nicht einmal den Vorzug genießen, als würdig genug für ein Modell erachtet zu werden, sie wollte ihrem Aeußeren nichts verdanken. Dennoch konnte er eine Empfindung des Gekränktseins und der Enttäuschung nicht unterdrücken. Er schied voll Bitterkeit von Mania.

Max Höhnert schlug ihm die schwarze Checchina zum Modell vor, die er jetzt zu sich genommen hatte,

damit ſie ihm die Wirthſchaft führte. Er war das Trattorienleben müde geworden und wollte eine behagliche Häuslichkeit haben, — was man in Rom ſo nennen konnte; er war zu alt, um ſich immer in den Kneipen herumzutreiben. Checchina war ſchlank genug gewachſen, um als vornehme Römerin zu fungiren, und was den koketten Blick und die läſſig-ungezwungene Haltung betraf, ſo war es keine ſchwierige Arbeit, ihr die beizubringen. Man mußte ſie nur ein bischen anders herausſtaffiren. Hilmar entſchloß ſich wirklich, auf den Vorſchlag einzugehen, und die ſchwarze Checchina war ſofort Feuer und Flamme dafür. Früher hatte ſie mehrfach verſucht, ſich bei Hilmar einzudrängen, ſie noch mehr, als Andere, die alle dem jungen Maler hatten Modell ſtehen wollen, es übrigens überall in den Ateliers nicht anders trieben. Er hatte ſie erſt durch Grobheit verſcheuchen können. Jetzt hatte ſie ſich trotzdem nicht lange geziert, zu kommen.

Saſcha Petrowna lieh einige Garderobenſtücke her, mit denen die Kranich das Mädchen aufputzte. Im Drapiren ſuchte die Kranich ihres Gleichen. Und Checchina verſtand es ſelber, ſich ſo vortheilhaft wie möglich zurechtzumachen. Das Ganze bereitete ihr ungeheuren Spaß. Als Hilmar ihr auf einem Holzſeſſel die Stellung anwies, die ſie einnehmen ſollte, wälzte ſie ſich beinahe vor Lachen. Es kam ihm überhaupt vor, als ob ſie abſichtlich ein raſches Fertigwerden ihres Bildes durch Unruhe und allerlei Störungen, die ſie ihm bereitete, verhindern wollte. Aus welchem Grunde, lag klar genug auf der Hand. Ihre blitzenden Augen redeten die deutlichſte Sprache.

Anfangs hatte ihn das schwer verdrossen. Aber allmälich wachte unter dem steten Beisammensein mit dem Mädchen, das seine Reize verführerisch zur Geltung zu bringen wußte, etwas wie die Lust am Weibe in ihm auf, die lange geschlummert hatte. Ein heißes Verlangen und ein herber Trotz waren in ihm. Manchmal überkam es ihn, als müßte er sich an Mania für etwas rächen, — er wußte aber selber nicht recht, wofür? Schließlich siegte der Ekel in ihm. Eines Tages erklärte er Checchina zu deren höchster Verwunderung, daß er ihrer nun nicht mehr bedürfe. Und doch hätte er noch gern ein paar Sitzungen mit ihr gehabt. Aber sie brachte ihn aus sich selber heraus, — das war das Gefühl, das er ihr gegenüber hatte. Es war ihm jetzt, als müßte er zu Mania gehen und ihr etwas abbitten.

„Weshalb wollen Sie eigentlich, daß ich nicht wiederkomme, Signor?“ fragte ihn Checchina, die sich mit eingestemmten Armen vor ihm aufpflanzte. „Wissen Sie nicht, daß ich bei Ihnen lieber bin, als bei dem Dicken? Wenn Sie wollen, komm' ich ganz zu Ihnen. Der Dicke ist langweilig. Der will blos, daß ich ihm Gnocchi kochen soll and Abacchio — kein Mensch versteht das so gut, wie ich — und ihm seine Knöpfe annähe und so dergleichen. Blos aus Bequemlichkeit will er mich haben. Sor Giacomo sagt sogar: blos um seine Frau zu ärgern. Denn er hat nämlich eine, irgendwo dahinten, es ist eigentlich zum Todtlachen. Dazu bin ich aber viel zu gut. Und dabei ist niemals Geld da. Ich soll ihm Gnocchi kochen und er hat keine Quattrini, — was ist da zu machen? Ich weiß garnicht, wovon er lebt.

Man kann hungern mit einem, den man lieb hat, aber sonst — wozu? Wenn sein Sprechen nicht wäre, worüber man aus dem Lachen garnicht herauskommt, hielte ich es nicht aus, — ganz unmöglich wäre es, das auszuhalten. Nun? Also? Warum soll ich nicht zu Ihnen kommen? Ich mache keine großen Ansprüche. Wenn man mich lieb hat, bin ich mit Allem zufrieden, aber mit Allem. Und Sie haben ja nicht 'mal eine Frau. Man sieht's Ihnen an, daß Sie keine haben. Weshalb wollen Sie mich denn nicht behalten? Bin ich so häßlich? Chè, chè, chè! Sie, birbante, wissen Sie denn eigentlich immer noch nicht, daß ich Sie lieb habe?" Und sie zupfte ihn dabei am Ohr und warf sich ihm zuletzt an den Hals, immerfort lachend, ohne daß er sich ihrer Küsse ganz erwehren konnte.

Er hatte große Mühe, sie loszuwerden. Und unter der Thür rief sie ihm noch lachend zu: „Sie kommen doch schon noch 'mal zu mir oder holen mich. Und ich komm' auch immer, wenn Sie wollen. Ich trag' Ihnen nichts nach. Ich bin Ihnen viel zu gut. Sie verdienen's gar nicht, wie sehr!" Damit lief sie fort. Hilmar athmete auf, als er von ihr befreit war.

Die Kunde, daß Max Höhnert mit Geldsorgen zu kämpfen habe, mußte inzwischen auch bis zu Mania gelangt sein. Der dicke Maler fragte Hilmar eines Tages auf's Gewissen, ob Mania ein Bild von ihm gekauft habe; plötzlich seien durch Pietro d'Atri drei Bilder von ihm abgeholt worden, die er in Kommission nehmen wolle, und für eines habe der Kunsthändler ihm schon am nächsten Tage die angesetzte Kaufsumme überbracht, ohne

ihm den Namen des Käufers nennen zu wollen. Max Höhnert hatte nur auf Mania rathen können und dieſe Vorſtellung machte ihn unruhig. Es war ihm ein unbehaglicher Gedanke, ihr im Augenblick größter Noth und gerade jetzt die Möglichkeit ſeiner Weiterexiſtenz verdanken zu ſollen.

Hilmar konnte ihm verſichern, daß er von dieſem Bilderverkaufe nichts wiſſe, auch Mania nichts über ſeine Lage mitgetheilt habe; er hatte ſie ſeither garnicht wiedergeſehen. Er erfuhr aber ſpäter, daß das Bild bei Saſcha Petrowna hing. Mania hatte es in der That gekauft und doch nicht in ihrem Salon aufhängen wollen, damit Max, wenn er früher oder ſpäter wiederkam, worauf ſie rechnete, es nicht dort finden ſollte; ſie begriff, daß es ihm hätte peinlich ſein können. Sie wollte ſpäter auch die anderen beiden Bilder kaufen, zu deren Kommiſſionsvertriebe ſie den Kunſthändler veranlaßt hatte. Sie hätte Max Höhnert nicht in zartfühlenderer Art helfen können; nur war es Hilmar zweifelhaft, ob ſie unter den jetzigen Verhältniſſen ihm überhaupt einen Dienſt damit erwies. Früher oder ſpäter mußte es hier ja doch zu einem Ende kommen. Aber Saſcha verſicherte ihm, Mania habe ihre geheimen Pläne und übrigens müſſe man nicht glauben, ihr noch dreinreden zu können, wenn ſie ſich einmal etwas vorgeſetzt habe.

In allen Ateliers wurde jetzt beim Heranrücken der Ausſtellungszeit fleißiger gearbeitet. Im Frühjahr kamen auch die Kunſthändler aus Berlin, um Einkäufe zu machen und Verträge abzuſchließen. Ueberdies hielt der „Mäcen von Rom“ dann ſeinen zweiten alljährlichen Rundgang

ab. So war ein reges Hin und Her in den großen Atelierhäusern der Via Margutta. Die „Saison“ machte sich geltend. Es war für die Rom-Reisenden, die ihren Aufenthalt in der Siebenhügelstadt wirklich „ausnutzen“ wollten, von jeher obligatorisch gewesen, neben den anderen Sehenswürdigkeiten auch so und so viele Ateliers zu besuchen; es kam also darauf an, daß die Besucher dann eine Skizze oder ein kleines Bild fanden, das sie reizte, es als Andenken mitzunehmen. Zu diesem Zweck wurden die ältesten und werthlosesten „Kitsch-Sachen“ hervorgesucht, um mit einem neuen Firnißglanz an eine Stelle postirt zu werden, wo sie Jedem auffallen mußten. Was man am Billigsten fortgeben konnte, weil es schon am Längsten gelagert hatte, wurde jetzt in den Vordergrund gerückt. Manche verlegten sich darauf, eigens zum Zweck, die Atelierbesucher zu locken, kleine Sachen „hinzubürsten“, die nach etwas aussahen und doch mühelos, nach vorhandenen Clichés, hergestellt waren. Andere, die das Geschäft verstanden, setzten sich sogar mit den großen Hotels und den angesehensten Fremdenführern in Verbindung, um den Strom zahlungsfähiger Fremder in ihre Ateliers zu lenken. Die Bilderpreise waren niemals so niedrig, das Angebot nie so stark gewesen. Wenn man jetzt nicht einen ergiebigen Fischzug machte, wußten Viele nicht, wie sie die todte Saison in Rom nachher würden überdauern können. Dabei machte sich trotz aller fieberhaft gesteigerten Konkurrenzlust, die zum Theil zu gewagten Mitteln griff, eine gewisse Zusammengehörigkeit und gegenseitige Hülfsbereitschaft unter den Künstlern geltend. Es war, als ob man gegen einen gemeinsamen Feind aus-

rückte, zu einem Kampfe, in dem freilich Jeder die Lorbeern ernten wollte. Aber niemals hatte sich Einer so eingehend um die Arbeiten des Andern gekümmert.

Auch zu Hilmar kamen die Kunstgenossen. Sie wollten ihn überreden, diese und jene von seinen Skizzen fertig zu machen oder rasch ein paar römische Veduten hinzupinseln, damit man „'was bei ihm fand." Hilmar erklärte ihnen jedoch, daß er keine Hand frei habe. Dagegen erbat er sich dringend ihren Rath bei seinem großen Bilde. Je weiter er damit kam, desto weniger befriedigte es ihn. Er wußte manchmal nicht mehr ein noch aus. Fertig würde er wohl überhaupt niemals damit werden. Am Besten war's schon, er stieße mit der Eisenspitze seines Spazierstocks mitten da hinein in die Leinwand, daß sie zersprang.

Diese Entmuthigung fand man lächerlich und überspannt. Weshalb hatte er sich an so etwas Großes gewagt? Nun mußt' er's auch anständigerweise zu Ende bringen, so oder so. Und ein andermal würd' er ja wohl zur rechten Zeit guten Rath anhören und befolgen. Uebrigens war manches Gute an dem Bilde; es waren schon schlechtere gemalt worden. Wenn er es recht billig abgab, fand sich am Ende doch ein Lokalinhaber irgendwo, der es zur Dekoration in einem stilvollen Restaurant aufhing; jetzt, wo die italienischen Weine in Deutschland Anklang fanden und die „römischen Trinkstuben" eingerichtet wurden, hatte er bedeutende Chancen.

Das Alles war ganz ehrlich gemeint; mit wie schneidender Ironie es in Hilmar's Ohren klang, wußten sie nicht. Uebrigens hatten sie alle auch wieder diesen oder jenen

guten Rath zu geben. Dem Einen war dieſe Partie zu hell im Ton, dem Andern jenes Roth zu unvermittelt, der Dritte wünſchte hier einen kräftigeren Farbenauftrag und dort eine Milderung des zu düſteren Hintergrundes. Jeder hatte etwas zu tadeln und zeigte den Wunſch, zur Verbeſſerung des Bildes beizutragen. Wenn der Beſucher fort war, machte ſich Hilmar daran, den ihm ertheilten Rathſchlag zu befolgen. Es war ihm Ernſt damit. Aber jedesmal machte er die Erfahrung, daß er ſein Bild dadurch verſchlechterte, daß er etwas Fremdes dadurch hineinbrachte, was mit dem Ganzen nicht in Einklang gerieth. Ihm wenigſtens erſchien es ſo. Und die Rathſchläge widerſprachen einander auch oft. Sie verwirrten ihn nur noch mehr, nahmen ihm den klaren Ueberblick über das Ganze und ſtürzten ihn in immer neue Bedenken.

Immer mehr wurde ſein Bild für ihn zu einer feindlichen Macht, gegen die er mit allen ſeinen Kräften, wie ein Verzweifelter, anrang und die er doch nicht zu beſiegen vermochte, die ihn vielmehr zu Boden werfen und erdrücken würde. Auf wen ſollte man denn auch hören? Alle dieſe Künſtler waren viel zu ſehr, jeder von ſeinen eigenen Ideen, eingenommen und verengt, als daß ſie ſich hätten unbefangen in die Empfindungswelt eines anderen hineinverſetzen oder ſie gar mit objektivem Blick beherrſchen können. Sie hatten alle ihre beſondere „Tendenz", die ſie gegen das außerhalb derſelben Stehende blind machte, oder ſie hatten überhaupt keine, waren gedankenloſe Handarbeiter und techniſch geſchickte Geſchäftsleute. Welch' ein Intereſſe hatten ſie auch an dem Gelingen des Bildes? Sie hatten genug mit ſich ſelber zu thun in dem rauhen Frohn des Tages.

Ein Gefühl der Verlaſſenheit überkam Hilmar mit laſtender Schwere. Verſtanden wußte er ſich nirgends. Nirgends hatte er die Ueberzeugung, daß Leid und Freude ſeines künſtleriſchen Ringens ein Echo fanden. Er war einſam. Manchmal zwang er ſich, nach Berlin zurückzudenken und an die Eine, die für ihn Alles hätte ſein ſollen, es eine Zeitlang auch wohl einmal geweſen war. Jetzt war ſie es nicht mehr. Die Kluft, die ihn von ihr trennte, erkannte er deutlicher mit jedem Brief, den er von ihr erhielt. Sie kamen ihm, wie aus einer fernen, fremden Welt.

Wie das hatte geſchehen können, wußte er nicht. Aber in dieſer Zeit des Zweifelns und Kämpfens empfand er mit erſchreckender Klarheit, daß er dort vergebens auf Troſt und Aufrichtung rechnen würde. Es wehte ihn kühl von dort an; aber es war keine Kühle, die ihm den heißen, fiebernden, arbeitsmüden Kopf leichter machte, ſondern eine, vor der ſein Herz mit ermattendem Schlage zuſammenſchauerte.

Wenn Mania hier geweſen wäre! Eine wilde Sehnſucht nach ihr fiel ihn manchmal an. Sie würde ihn verſtehen, ihm helfen können. Aber ſie wollte nicht. Nicht einmal den kleinſten Dienſt hatte ſie ihm erweiſen wollen, als er ſie darum gebeten. Sein Herz war voller Bitterkeit gegen ſie. Und er hatte ſie ja überdies fliehen wollen, wußte, daß er ſie fliehen müſſe und daß eine unüberſteigbare Schranke ſie Beide für immer trennte. War es nicht ungefähr Max Höhnert's Loos, das ſeiner wartete? Nur daß er ſich durch nichts davon befreien konnte, nicht durch die Flucht und nicht durch einen entſcheidenden

Gewaltſtreich. Hier hielt ihn eine neue Pflicht, die heiliger war, als die Formel einer Ehe.

Zu allem Drückenden trat hinzu, daß Hilmar ſich eines Tages davon überzeugen mußte, in Kürze werde er mit ſeinem Gelde zu Ende ſein. Er hatte nie zu wirthſchaften verſtanden. Die Einnahme aus Berlin, auf die er keinen Anſpruch mehr erhob, war verſiegt. Für Joachim Timm's Auffindung hatte er weit mehr hergegeben, als ſeinen Verhältniſſen entſprach, und auch anderen nothleidenden Kollegen hatte er gelegentlich ausgeholfen, ohne daß man es mit der Rückzahlung ernſt genommen hätte; dergleichen verſtand ſich von ſelbſt und Hilmar rechnete auch garnicht darauf. Man würde es ihm gegenüber nicht anders gemacht haben, wenn er der Empfangende geweſen wäre. Und wie lange noch, dann würde er es ſein.

Nur daß er es nicht ſein *wollte*; daß er lieber ſein Brod vor den Kirchenthüren erbetteln wollte, als es von Denen annehmen, die ſelbſt kaum wußten, woher ſie es nehmen ſollten. Einer mehr in dem hungernden Künſtler-Proletariat von Rom! Darüber würde ſich Keiner wundern und Keiner grämen. Man hatte ihn eigentlich von vornherein zur Bohême gezählt, als ob es garnicht anders ſein könnte, und der alte Fritz Degenhardt hatte ihn ſchon in der erſten Stunde gefragt, ob er etwa Geld brauche. Und dann würde Herr von Wyſſel kommen, der Herr mit dem ſchönen, ſchwarzen Schnurrbart und den vielen Bibelſprüchen im Munde, und würde ihn in Tagelohn nehmen, damit er nach einer Photographie ein verkäufliches Bild malte, und da würde er nach dem Glockenſchlage arbeiten, wie ein rechtſchaffener Handwerker, mit Frühſtücks- und

Mittags-Pause, und sich ehrlich sein Geld verdienen, das gerade für eine Schüssel Maccaroni alle Tage ausreichte und sogar noch für einen halben Liter Rothen am Abend, — natürlich irgendwo da draußen vor den Thoren, in einem spaccio di vino. Und die Bilder würde der geschäftskundige Herr von Wyssel an durchreisende Engländer losschlagen oder Mania von Holmen kaufte sie oder sie gingen gar nach Berlin und legten dort Zeugniß davon ab, daß er wirklich nicht umsonst sich für einen großen Maler gehalten und die Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt, nicht eitel gewesen waren, die Opfer nicht vergeblich gebracht. Oder er malte garnicht mehr, sondern ging hin und ließ sich füttern und lebte behaglich, wie ein wohlsituirter Mann, der eine reiche Partie gemacht hat, — so, wie Max Höhnert gelebt hatte. Und wenn ihn dann früher oder später auch einmal der Ekel anwandelte —

Aber das war ja Alles Wahnsinn, das würde ja niemals sein. Ein Lachen rang sich in ihm auf bei solcher Vorstellung, ein bitteres, höhnisches Lachen. Lieber, tausendmal lieber zu Grunde gehen, im Elend, an der Landstraße, als so sich selber verlieren. Und verzagte er nicht viel zu früh? War es nicht von Altersher Künstlerloos gewesen, dies Sichniegenugthunkönnen, dies stete Unbefriedigtsein, dieser klaffende Zwiespalt zwischen Wollen und Vollbringen? Wollte er nicht überhaupt zu viel? Nur: wie hätte er sich denn bescheiden können? Was in ihm war, drängte Alles zum Ausbruch, wild, stürmisch, schrankenlos. Und er hatte keine Zeit, zu warten. Es haftete etwas an seinen Fersen, das ihn stachelte und peitschte.

Vielleicht that er am Besten, Palette und Pinsel zu zerbrechen und nur noch am Modellirbock die Verwirklichung seiner Künstlerträume zu suchen. Aber er fühlte, daß ihm auch das nicht genügt hätte. Ein universeller Drang war in ihm. Er hätte Alles zugleich erfassen und überwältigen mögen. Wenn er nicht arbeitete, schossen ihm Verse durch den Kopf oder er suchte grübelnd das Wesen der bildenden Kunst zu ergründen in seiner Tiefe; ein Rasten gab es nicht für ihn.

Der schwarze Vorhang über seinem Bilde rückte weiter und weiter ab. Aber um so schwieriger erschien es, die einzelnen Partien gegen einander abzustimmen. Hilmar mußte noch einmal wieder da anfangen, wo er vor Wochen und Monaten Alles bis in's Kleinste beendet zu haben glaubte. Die Arbeit wuchs ihm unter den Händen an. Und wie kurz waren die Tage! Sie schwanden ihm hin, ohne daß er sich's versah. Dies schreckliche Bild würde nie fertig werden. Er hätte dem Tage fluchen mögen, wo er es begonnen, wo er den Plan dazu gefaßt hatte. Und doch war wieder seine ganze Seele darin und er blickte dazu auf, wie zu der Verkörperung dessen, was in ihm lebte und webte. Es war sein Werk; mit einem Gefühl, das von Staunen und Anerkennung gemischt war, betrachtete er es manchmal. Etwas wie Andacht erfüllte ihn: das kannst Du, das hat eine unbekannte Gottheit in Dich gelegt! Alle diese Stimmungen jagten sich in wirrem Wechsel in seinem Inneren. Am gleichen Tage war er so oft von Stolz und Jubel erfüllt, so gut, so überraschend gelungen erschien ihm irgendein Theil seines Bildes, und wieder so verzagt, so muthlos, so todtraurig, daß er sich

am Liebſten in einem trüben Winkel niedergekauert und ſich ausgeſchluchzt hätte, wie ein Kind.

Und dann dieſe Kopfſchmerzen, die jetzt immer häufiger auftraten, immer glühender in ſeinem Hirn bohrten! Manchmal vergingen ihm die Sinne ganz dabei. Eine furchtbare Angſt überfiel ihn, er könne eines Tages arbeitsunfähig werden, er könne ſich gezwungen ſehen, dies Bild unvollendet ſtehen zu laſſen. Wie es ihn dann höhniſch angrinſen würde, als ein ewiger Torſo! Und wenn er die Arbeit auch nur für Wochen daran ausließ, wer bürgte ihm dafür, daß er noch einmal die Kraft und Luſt zurückfinden würde, ſie aufzunehmen? Wenn dies Schaffensfieber einmal ausgeglüht war, wer ſollte es wieder anfachen? Wie kam er wieder in die vorige Stimmung hinein?

In ſeiner Furcht ging er zum Arzt, ohne noch ſonſt zu einem Menſchen von ſeinem Kopfſchmerz geſprochen zu haben. Aber da hörte er nicht viel Neues. Natürlich hatte er ſich überarbeitet und mußte ſich mehr ſchonen. Vor allen Dingen ſpazierengehen, friſche Luft ſchöpfen, ſich zerſtreuen, ſich keine trüben Gedanken machen, mit Maßen arbeiten, zeitweilig ganz ausſetzen, — das waren die Rathſchläge, die der Arzt gab. Zu ſorgen war da übrigens nichts, jede Arznei wäre vom Uebel geweſen. „Nervöſer Kopfſchmerz“, — das war die Diagnoſe, dabei ließ ſich nicht viel thun. Wenn der Patient ſich nicht ſelber half, konnte kein Arzt ihm helfen.

Hilmar war unbefriedigt. Wozu war die ganze ärztliche Wiſſenſchaft da, wenn ſie nicht einmal einen Kopfſchmerz heilen konnte? Daß der aufhören würde,

wenn er nicht arbeitete, nur vegetirte, verſtand ſich von ſelbſt; um das zu erfahren, brauchte man keinen Arzt. Es handelte ſich eben darum, arbeiten zu können und keine Kopfſchmerzen dabei zu haben. Und nun gar der Rath, ſich keinen trüben Gedanken hinzugeben! Wie banal das war! Merkwürdig, daß ſich ein Arzt einem denkenden Menſchen gegenüber nicht ſchämte, ſolche Jahrmarktsweisheit auszukramen! Ein Stück Charlatan ſteckte doch in ihnen allen, alle wollten ſie Mätzchen machen. Natürlich nur, um ihr eigenes Unvermögen dahinter ſchlau zu verſtecken.

In einer Apotheke gab man ihm allerlei Betäubungsmittel, die ſicher helfen würden. Hilmar begriff ganz gut, daß das Alles nur für den Augenblick ſei. Aber es war beſſer, als nichts. Vor allem mußte er doch ſein Bild fertig haben. Nachher konnte er raſten, an ſeine Geſundheit denken, ſich ſchonen. Jetzt hätte er jedes zerſtörende Gift bereitwillig eingenommen, wenn es ihn nur arbeitsfähig erhielt.

Manchmal ging er übrigens doch in's Freie hinaus, er wäre ſonſt zuſammengebrochen, das fühlte er. Er mußte dann auch einmal etwas Anderes ſehen und hören. Ewig ſeinem Bilde gegenüberzuſitzen, machte ihn toll. Es kam ihm ohnehin ſchon manchmal vor, als verſpottete es ihn. Immer, wenn er ausging, glaubte er Mania zu begegnen; aber er ſah ſie nicht. Auch der Gedanke an Joachim Timm verfolgte ihn draußen. In der Dunkelheit überfiel ihn manchmal ein wunderliches Angſtgefühl, ſodaß er nicht durch enge, finſtere Gäßchen gehen mochte. Immer fürchtete er dann, Joachim Timm irgend-

wo in einem Winkel, in einer Gosse liegen zu sehen, verwahrlost, betrunken, die glasigen Augen in dem von wucherndem Haar und Bart umstarrten Gesicht anklagend auf ihn gerichtet. Als ob er ihm hätte helfen können, ihm nicht helfen gewollt hätte! Oder wollten diese Augen ihn etwa gar nach sich ziehen? Es war ein schreckliches Gesicht, das er nicht loswerden konnte.

Eines Tages ging er zum protestantischen Friedhof hinaus, der, wie eine mauerumschlossene Insel, in dem modernen, steinernen Häusermeer lag, das schon bis hier heraus seine Wellen vorgeschoben. Es war ein Platz, der immer eine tiefe Anziehungskraft auf ihn ausübte. In diese Stille drang kein Lärm des Lebens. Unter den Cypressen wandelte er die Gräberterrassen hinauf, um durch die Mauerlücken oben in's weite Land zu blicken. Eine träumerisch-wehmüthige Stimmung lagerte über Allem. Und als Hilmar an den alten Grabsteinen, Urnen und Kreuzen entlangschritt, überfiel ihn eine unsägliche Traurigkeit. War das hier das Ende und das einzige Ziel? Vergessenwerden, unter den Cypressen ausruhen, in Staub und Asche zerfallen, als wäre man nie gewesen? Und wie stolzen Flug hatten viele von diesen stillen Schläfern einst genommen, zu welcher Sonnenhöhe hatten sie sich emporgewagt! Es waren berühmte Namen, die Hilmar auf den verwitternden Steinen las.

Berühmt! Was war Ruhm? Einst hatten sie gestrebt und gewollt und gehofft, wie heute er, und nun — Wieviel mehr war von ihnen allen geblieben, als dieser Hügel, unter dem sie moderten? Ihr Name ein

bloßer Klang, ihre Werke verſchollen und vergeſſen! Und hier das Grab deſſen, den die Wucht des Namens, den er getragen, erdrückt hatte, des Sohnes jenes Titanen, wie die Welt nur alle halbe tauſend Jahre einmal einen hervorzubringen vermag! Hatte der nicht auch einmal nach den Goldfrüchten des Lebens gegriffen? Und war es ſeine Schuld geweſen oder nicht vielmehr die des unabwendbaren Verhängniſſes, das über ihm gelegen, wenn er ſie nicht erreicht hatte, ſondern ruhmlos und unbefriedigt zu Grunde gegangen war?

Hilmar verließ den Friedhof neben der Ceſtiuspyramide niedergeſchlagener, trauriger, als er gekommen war. Ob auch er einſt dort ruhen würde? Oder wo? Das galt ja gleich für dieſe ſtummen Schläfer. Und je früher man zur Ruhe kam, um ſo beſſer.

Er wanderte die Straße gegen den Monte Teſtaccio zu, als er ſich angerufen hörte. Es war Mania, die zu Pferde hinter ihm dreinkam, als ob ſie ihn verfolgt hätte. Sie fragte nach Max Höhnert. Es erregte Hilmar aber den Eindruck, als wenn ſie das zerſtreut thäte und nicht das der Grund wäre, weshalb ſie ihn hatte ſprechen wollen.

Hilmar gab ausweichende Antworten. Es war ihm gerade recht, daß ſie nicht ſo geſpannt zuhörte, wie ſonſt ihre Art war. Er mochte ihr nicht ſagen, was ihm Otto Berwick als Verdacht anvertraut hatte, daß Max ſich halb und halb von der Checchina mit erhalten ließ, die durch Modellſtehen ihr Geld verdiente. In ſeinen Augen brachte das Künſtlerleben, das freie Leben der Bohémiens, das ja ſo mit ſich und vielleicht lag nichts Beſchämendes darin. Die

Beiden waren eben gute Kameraden, und ein ander Mal würde Checchina ebenso wieder von *seinem* Verdienst leben. Je toller und ungeordneter es bei ihm herging, desto befriedigter fühlte er sich in seinem trotzigen Bestreben, sich von allem Philisträsen freizumachen. Seiner innersten Neigung mochte das im Grunde garnicht entsprechen, aber er suchte etwas darin, er wollte denen in Berlin beweisen, daß er mit ihnen nichts mehr gemein hatte und daß sie ihn loslassen sollten.

„Hat er Ihnen nie von seiner Tochter gesprochen?“ fragte Mania.

„Wenig. Sie war ein kleines Kind, als er damals fortging.“

„Und wenn er sie jetzt wiedersähe, ein junges, schönes, aufblühendes Mädchen, — glauben Sie nicht, daß sie ihn zurückführen könnte?“

Hilmar zuckte die Achseln. Er war betroffen über diese Vorstellung. Eine bittre Antwort schwebte ihm auf der Zunge. Aber Mania, deren Pferd unruhig geworden war und den Kopf aufwarf, kam ihm zuvor. „Ich wollte Sie eigentlich etwas ganz Anderes fragen. Deshalb ritt ich Ihnen nach, als ich Sie drüben aus der Friedhofspforte kommen sah. Wissen Sie etwas von Sascha Petrowna?“

Hilmar wußte nichts. „Auch nicht, daß sie fort will — vielleicht schon fort ist?“ fragte Mania weiter.

„Fort?“ Hilmar sah sie erstaunt an. „Warum? Wohin?“

„Weiß ich's? Eben als ich auf's Pferd steige, bringt man mir ein Billet von ihr. Eine Art Abschied, aber

ſehr wirr. Und ich ſollte nicht mehr kommen, ihr Lebewohl zu ſagen. Es machte ſie zu weich. Sie will nach Palermo. Es dauert ihr hier zu lange, bis der Frühling kommt, ſie hat nicht Blumen genug und will einmal da unten in aller ſüdlichen Blüthenfülle ſchwelgen. Das ließe ſich ja hören, wenn nur nicht ſoviel Merkwürdiges d'rum und d'ran hinge. Ein wunderliches Geſchöpf war ſie freilich immer. Und nicht einmal Ihnen hat ſie ein Wort geſagt! Sie hielt ſoviel von Ihnen. Ich begreife das Alles nicht. Und es iſt mir ein großer Schmerz. Ich kann mir Rom garnicht ohne Saſcha denken.“ Das Pferd wurde immer unruhiger, und ſie konnte nicht weiter ſprechen. „Wenn Sie doch auch reiten könnten!“ ſagte ſie. „Ich jage jetzt nach Tre Fontane hinaus, nachher von San Paolo quer durch die Campagna nach Cäcilia Metella hinüber, — das iſt mein Lieblingsweg. Und Sie glauben nicht, wie das ruhig macht! Man ſtürmt ſich aus. Man wird müde und friedlich. Schade!“

„Ja, es iſt ſchade, daß ich nicht als Kavalier geboren bin,“ erwiderte er mit Spott.

Nun ſauſte ein leichter Gertenhieb auf den ſchlanken Hals des Pferdes nieder und im nächſten Augenblick war Mania, die nur noch einmal wie grüßend die Stirn geneigt hatte, die Straße hinuntergeſprengt. Eine Falte hatte auf ihrer Stirn gelegen. Aber ſie ſah nicht zornig, eher traurig aus. Zwei Sekunden danach war ſie ſeinen Augen entſchwunden.

Hilmar ſtieg den Scherbenberg hinauf. Saſcha Petrowna fort! Einer von den wenigen Menſchen, zu

denen er sich hier innerlich hingezogen gefühlt hatte und von denen er Verständniß erwartete. Ohne ihm Lebewohl zu sagen! Es war ihm eigen, daran zu denken. Und wie vereinsamt er sich da oben vorkommen würde in seinem Atelier! Es war ihm immer ein seltsam beruhigendes und anheimelndes Empfinden gewesen, dies talentvolle, verkrüppelte Geschöpf nebenan unter ihren Blumen und Bildern an ihrer Staffelei walten zu wissen. Wie ein Friedenshauch war es manchmal mit dem feinen Blüthenduft, der sich durch Thürspalte und Schlüsselloch hereinstahl, von ihrem Atelier in das seine hinübergezogen.

Es schauerte Hilmar kalt an, als er oben neben dem Kreuz stand. Der Himmel hatte sich bedeckt, der Wind ging scharf über den Hügel. Wie eine fahlgelbe Scheibe stand die sinkende Sonne hinter grauem Dunstgewölk. Nur wie ein Hauch zeichneten sich die Berge in das Firmament. Und unablässig dröhnte von unten das Hämmern und Klopfen, das Bohren und Sägen, — alle die schrillen Geräusche des neu auflebenden Roms, welches das alte verdrängen und ersticken wollte. Eine unendliche Traurigkeit lag über dem weiten Bilde. Hilmar stieg hinab mit einem Gefühl in der Seele, als ob ihm etwas gestorben sei.

Als er in der Dunkelheit zurückkam, fürchtete er sich bei dem Emporsteigen der Treppen davor, daß Saſcha Petrowna noch da sei. Er hätte nicht noch einmal von ihr Abschied nehmen mögen, nachdem er es innerlich bereits gethan. Als er sein Atelier aufschloß, kam die Kranich aus ihrer Wohnung herüber. Sie sah so er-

hitzt und aufgeregt aus, wie Hilmar sie noch nie gesehen. Ihr Kopf zitterte so bedenklich auf dem langen Halse hin und her, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, er werde herabfallen. „Kommen Sie herein", sagte sie mit heiserer, vibrirender Stimme, „rasch! Gott sei Dank, daß Sie da sind! Die Anderen — von den Anderen soll ihn keiner sehen. Die machen ein Geklatsch davon, daß es in ganz Rom widerhallt."

„Wen denn?" fragte Hilmar erstaunt, während sie ihn hereinzog.

„Herr Degenhardt ist da," flüsterte die Kranich, die dem Alten allein von allen Künstlern in Rom immer das „Herr" gab. „Er wollte zu Ihnen, — natürlich. Und während ich ihm Bescheid sage, Sie wären nicht da, — sinkt mir der Mann plötzlich zu Boden. Was sagen Sie dazu? Aus Erschöpfung, aus Athemnoth, aus Schwindel — was weiß ich? Und nun — Na, es ist ja schon besser. Kommen Sie doch nur endlich! Ich mit ihm allein, — in meiner Wohnung, — es ist furchtbar!"

Hilmar begriff die maßlose Erregtheit der Kranich nicht, zumal er sich alsbald überzeugte, daß Degenhardt sich in der That von seinem jähen Schwächeanfall nahezu vollständig erholt hatte. Er fand den Alten in halb liegender Stellung auf einer von den gepolsterten Petroleumkisten der Kranich in deren „Salone." Die Kranich hatte ihn so mit Wasser angesprengt, daß er triefte und jetzt brummend und krächzend mit dem Trocknen seines Haares beschäftigt war, durch das er sich mit seinem großen, rothen Baumwollentuch hinfuhr. An seinem

altersverschossenen Winterüberzieher liefen die hellen Tropfen herab. Sein Gesicht war leicht bläulich gefärbt. Als er Hilmar eintreten sah, hinter dem die Kranich sich gleichsam versteckt hielt, knurrte er: „Schöne Geschichte das! Gießt mir die Dame eine Tonne voll Wasser in's Gesicht und über'n Leib. Wird eine nette Erkältung geben. Tiberbäder hab' ich seit dreißig Jahren nicht mehr genommen. Wenn ich da noch 'mal glücklich wieder mit dem Leben davonkomme, wär's ein Wunder."

Plötzlich schoß der Kopf der Kranich über Hilmar' Schulter hervor. „Ich bitte um Verzeihung, Herr Degenhardt," sagte sie mit einer merkwürdig spitzen Stimme, „ich habe vielleicht in meiner Aufregung mich vergriffen, — es thut mir leid. Aber da Sie nun doch einmal das Unglück hatten, Herr Degenhardt, — ich hätte mich bei Gott nicht aufgedrängt, — nur gerade in meiner Wohnung mußte ich doch wohl oder übel — Es kommt ja gewiß nicht wieder vor."

Der Alte war etwas verwirrt geworden. Er hatte die Kranich nicht bemerkt, versuchte nun aufzustehen und brummte, so etwas wie eine halbe Verbeugung versuchend: „Pardon! Ich wußte nicht — Natürlich: ich muß Ihnen ja noch sehr dankbar sein" — Hustend wischte er an seinem Rock entlang und trocknete seinen Bart — „Ich wäre ohne Sie — Und ich bin Ihnen hier in's Haus gefallen, ohne es zu beabsichtigen, — in der buchstäblichsten Weise von der Welt: gefallen — Es ist an mir, Sie in aller Form um Entschuldigung zu bitten, Fräulein Kranich, und Ihnen zugleich meinen wärmsten Dank auszudrücken. Verzeihen Sie, bitte! Und ich hoffe

in der That, daß ein so unliebsamer Vorfall — für Sie noch unliebsamer, als für mich, — nicht wieder eintreten wird."

Es war etwas seltsam Steifes, Altväterisches und zugleich sichtlich Erzwungenes in dem Verkehr dieser Beiden, was Hilmar mit Verwunderung beobachtete. Die Kranich machte auf Degenhardt's letzte Worte hin jetzt sogar einen Knix, von dem man nicht recht sagen konnte, ob er blos altmodisch-höflich oder auch ein bischen schnippisch sein sollte. „Oh, bitte," lispelte sie dabei mit gesenkten Augen, „ich weiß ja, wie sehr gegen Ihren Willen — Bitte! Es war eben ein Unglücksfall."

„Weiß der Teufel," knurrte Degenhardt zwischen den Zähnen.

„Geht es Ihnen jetzt wieder ganz gut?" fragte Hilmar, der hinzutrat, weil der Alte sich wieder niedergesetzt hatte, und ihm die Hand reichte.

Degenhardt strich sich von rückwärts her über den Kopf. „Eine verfluchte Schwäche," kam es zwischen seinen Zähnen hervor. „Hab' freilich auch 'was durchgemacht heute, — und bei meiner elendiglichen Gesundheit — Ich glaube, ich hätte da vorher bald draufgehen können, — der jämmerliche Blasebalg wollte nicht mehr — Fertig war's. Teufel — Teufel" —

Der Unfall, der ihn betroffen, machte ihn offenbar so nachdenklich und beschäftigte ihn so eingehend, daß er darüber völlig vergaß, wo er sich befand und weshalb er hierher gekommen war. „Es ist ja nun wieder vorüber," sagte Hilmar mit leichter Ungeduld, da der Alte völlig wie in sich versunken dasaß.

„Ja, ja," machte Degenhardt nickend, in spöttischem Ton, „vorüber ist es wohl. Aber bis wie lange? Und was bleibt Alles nach? Der Gevatter mit der Sense hat sich angemeldet. Schau'! Schau'! Nun, eigentlich ist es garnicht zu verwundern. Ist vielmehr ein Wunder, daß es so lange gedauert hat. Bin immer ein Schwindsuchtskandidat gewesen."

„Das haben Sie schon vor dreißig Jahren gesagt, Herr Degenhardt," fiel die Kranich hier trockenen Tones ein. Auch Hilmar mußte lächeln.

„Na?" machte der Alte. „Und etwa nicht mit Recht? Bin ich denn überhaupt aus einem anderen Grunde nach Italien gekommen, als um mir mein bischen Blasebalg noch eine Weile hier zu konserviren? Aber nun geht's los, nun ist nichts mehr zum Konserviren da. Hilft Alles nichts. Blos das verdammte Krankſein! Wenn das nicht wär'! Sonst ist am Ende nicht viel an dieser erzlumpigen, dreifach verrückten Welt verloren."

„Na, Gott sei Dank!" sagte die Kranich, wie aus voller Brust aufathmend.

Degenhardt hob den großen Kopf etwas in die Höhe und blinzelte von der Seite zu ihr herüber. „Wie meinten Sie, Fräulein Kranich?"

„Oh, ich freue mich nur, daß Sie wieder schimpfen, Herr Degenhardt. Nun ist Alles wieder gut, denk' ich."

Degenhardt fuhr jetzt mit einem energischen Entschluß auf und machte eine ironische Verbeugung gegen sie. „Danke!" Dann schien er sich plötzlich zu besinnen, rieb sich mit der feinen Hand mehrmals über die Stirn hin

und brummte nach längerem Räuspern: „Jetzt hätt' ich, alter Esel, noch am Ende ganz über dieser verdammten Geschichte vergessen, weshalb ich eigentlich gekommen war und was mir diesen Stoß versetzt hat — O ja, das ist auch ein Zeichen, daß es nun aus ist. Der Anfang vom Ende. Na, ist gut, ist recht." Er zog den Wollenshawl enger zusammen, als ob ihn fröstele, hustete, kauerte sich wieder auf seinen früheren Sitz nieder und murmelte: „Pardon!"

„Bitte!" sagte die Kranich etwas genirt, „da Herr Berndt jetzt hier ist, wird es ja keinen Anstoß erregen, selbst wenn Jemand — Aber Sie sollten wirklich ein Glas Marsaletta nehmen, Herr Degenhardt. Es steht schon bereit."

„Nein, nein, tante grazie. Es würde mich nur abermals echauffiren. Denken Sie, daß man mit meinem Leiden alkoholische Getränke zu sich nehmen darf? Unmöglich. Ich muß mir das ganz abgewöhnen. Oh, ich muß überhaupt diese letzte, kurze Lebenszeit hindurch ganz anders vegetiren, ganz anders —" Er hustete wieder, blickte elegisch vor sich nieder, die Stirn in der Hand, und sagte endlich: „Daß ich nur einmal zum Ziel komme, lieber Herr Berndt! Also: Sie haben sich ja um Joachim Timm soviel bemüht. Und da war ich gekommen, Ihnen zu sagen, daß er gefunden ist."

„Wie?" Hilmar war aufgefahren. „Joachim Timm? Wo? Durch wen?"

Der Alte nickte, räusperte sich eine halbe Minute lang, versteckte seine Hände in den Rockärmeln, zog die Schultern hoch und knurrte: „Sie brauchen's nicht so

beſonders freudig aufzunehmen, wiſſen Sie. Mit einem Wort: gefunden iſt er, aber mehr todt, als lebendig. Und ob er durchkommt, ſteht dahin.“

„Das war zu erwarten,“ ſagte Hilmar düſter.

„Nicht ſo ganz,“ krächzte der Alte, „nicht ſo ganz. Sie denken natürlich an's Delirium. Na, das wird ja denn auch wohl bis zu 'nem gewiſſen Grade mit dabei im Spiel ſein und zugleich die Heilung mehr, als ſonſt der Fall wäre, in Frage ſtellen. Aber das iſt nicht das Einzige. Er hat verſucht, ſich die Pulsadern aufzuſchneiden.“

„Ah!“ machte Hilmar, dem es war, als hörte er eine traurige Ahnung beſtätigt, die auf ihm gelegen hatte. „Und man hat ihn dabei überraſcht, — ihn gehindert, das Vernichtungswerk an ſich zu vollenden —?“

„Nein,“ ſagte Degenhardt brüsk. „Man hat ihn in ſeinem Blute ſchwimmend gefunden, — bewußtlos, — ſcheinbar todt — Dann hat ſich herausgeſtellt, daß er ſein Geſchäft ſchlecht verſtanden hatte. Die Hand war ſchon zu zittrig geweſen, um ordentlich an der richtigen Stelle zuſchneiden zu können, es war die Hand eines Trunkenbolds geweſen. Und das Meſſer — ein ganz gewöhnliches, ſchartiges Brodmeſſer, wie man's in den Spelunken findet, war zu ſtumpf geweſen. Er war nicht hinübergelangt. Im Grunde wäre es wohl das Geſcheidteſte für ihn geweſen, — es war ſeit Langem das Einzige, was er gethan, ohne ſich deſſen ſchämen zu müſſen. So aber war er ſelbſt *damit* nicht zu Stande gekommen. Er hat eben nie im Leben etwas fertig gebracht, immer Alles halb vollendet ſtehen laſſen — Und

deshalb glaub' ich auch, daß er davonkommen wird. Weiß der Himmel, ob man's ihm wünschen soll, — jetzt noch wünschen soll." Er huſtete wüthend.

„Wie haben Sie es erfahren?" fragte Hilmar erſchüttert nach einer Weile.

„Durch Zufall," knurrte der Alte. „Ich nehm' Abends mein Pranzo in einem Lokal in der Via della Croce — Ich weiß nicht, warum Sie lachen, Fräulein Kranich!"

Die Kranich hatte in der That die Mundwinkel verzogen. „Nur weil Sie das ein Lokal nennen, Herr Degenhardt," ſagte ſie mit einer Art von bittrem Hohn.

„Wieſo? Kennen Sie es denn etwa?" fragte er, ihr einen Zornblick zuſchleudernd.

„Ich habe das zweifelhafte Vergnügen. Ich nehme wenigſtens an, daß es noch daſſelbe iſt, wo Sie ſeit zwanzig Jahren Ihr — Pranzo nehmen. Ich würde das aber kein Lokal nennen, Herr Degenhardt!"

„Sondern —?" knurrte er grimmig.

„Eine ſchmutzige Höhle, wo nur Kohlenträger verkehren außer Ihnen! Die Droſchkenkutſcher finden es da nicht anſtändig genug, das weiß ich ganz beſtimmt. Und daß Sie bei dem — Pranzo ſich noch immer bis heute das Leben erhalten haben, Herr Degenhardt, das iſt in der That ein Wunder und zeugt von Ihrer im Grunde doch Gottlob recht günſtigen Geſundheit!" Es war, als ob ſie wider ihren Willen dazu gekommen ſei, einem Jahrzehnte lang in ihr kochenden Groll durch einen einzigen, gewaltſamen Ausbruch Luft zu machen, und daß ſie daran erſtickt wäre, hätte ſie ihn auch jetzt

niedergezwungen. Ihre Worte waren wie getränkt in Gift und Galle. Gleichzeitig aber sah sie ein, daß die Gelegenheit zu diesem Ausbruch nicht schlechter hätte gewählt werden können, und sie schämte sich. Feuerroth im Gesicht setzte sie stammelnd hinzu: „Bitte, fahren Sie nur fort, Herr Degenhardt! Es war blos so eine Parenthese.“

Der Alte war einige Augenblicke ganz starr gewesen. Jetzt räusperte und krächzte er nur, zuckte mit seiner schiefen Schulter, ließ ein kurzes, verächtliches Lachen hören und fuhr dann mit heiserer Stimme fort: „So gut man das hier eine herrschaftliche Wohnung nennen könnte, Fräulein Kranich — Und was Ihre Mahlzeiten übrigens angeht, — na, wir wollen das nicht weiter untersuchen. Kann jeder vor seiner eigenen Thür fegen. Und wenn Sie an meinen leidenden Zustand nicht glauben wollen“ — Er fing wieder an, sich zu erhitzen, winkte aber dann mit der Hand in die Luft, als wollt' er sich selber zur Ruhe sprechen, und athmete eine kleine Zeit hindurch, wie ein Fisch, der aus dem Wasser genommen ist, kurz und rasch, um endlich zu sagen: „Also in meiner schmutzigen Höhle bei den Kohlenträgern, wo ich das einnahm, was Fräulein Kranich nicht als Pranzo ansehen kann, kommt heute Abend ein Mann zu mir heran, ein Ausläufer von einem Gemüshändler aus Mario de' Fiori, der mich kennt und auch weiß, daß ich ein deutscher Maler bin: ich sollt' doch einmal kommen, bei ihnen im Hause sei ein Unglück passirt und sie wüßten nicht, was thun und an wen sich wenden. Ich ging also mit und ließ mir

erzählen, denn er hatte mir gleich gesagt, der, um den sich's handelte, wär' ein Maler, und er hätt' ihn schon einmal bei mir gesehen, ich kennte ihn ganz gut. Daß es Timm sein würde, dacht' ich mir gleich. Und unterwegs dacht' ich mir nebenbei: wenn es mit ihm aus ist, um so besser."

„Pfui!" sagte die Kranich.

Diesmal achtete der Alte garnicht auf sie. „Ich erfuhr da nicht viel Erbauliches," knurrte er. „In dem Hause des Gemüshändlers wohnte hoch oben unter'm Dach ein Frauenzimmer, — hm, na, — 'n Modellmädchen, — aber keins von außerhalb, kein Kostümmodell, in einer miserablen Mansarde mit 'ner Küche dabei. Und seit ein paar Tagen nicht mehr allein. Es war Einer zu ihr gezogen, — na, eben dieser Mensch, den man bei mir gesehen hatte und der auch ein deutscher Maler sein sollte. Blos daß man ihn kaum wiedererkennen konnte, so verwahrlost und verkommen sah er aus. Völlig wie einer, der auf der Straße zu leben gewohnt ist, wüst und wild. Und dazu wie ein Trunkenbold. Und der war er auch, wie man sich bald überzeugte. Er war eigentlich immer betrunken, wenn er nicht schlief. Vertragen konnt' er ja nichts mehr. Und dann hat dieser Unselige immer die greulichsten Reden geführt und manchmal getobt, wie ein wildes Thier, und mit den Fäusten die paar armseligen Möbel zerschlagen; und einmal ist er mit einem Messer auf das Mädchen losgegangen, — kein Mensch kann sagen, warum? Denn sie hat ihn doch blos aus Gnad' und Barmherzigkeit bei sich gehabt, weil er sonst auf der Straße irgendwo

verhungert wäre, — und hat ſie erſtechen wollen unter ſchrecklichen Flüchen und Drohungen. Seitdem hat ſie ihn nicht mehr bei ſich behalten wollen, was man ihr ja nicht gerade verdenken kann, ſondern ihm das Gaſtrecht ſehr unzweideutig gekündigt. Wenn ſie heut Abend nach Hauſe käm', ſollte er fort ſein, ſonſt hat ſie die Polizei holen wollen, um ihn auszutreiben. Und als ſie nun nach Hauſe gekommen iſt, war er zwar noch da, aber in ſeinem Blut gebadet hat er auf dem Bett gelegen und keinen Laut mehr von ſich gegeben. Na, den Aufſtand kann man ſich denken, der nun entſtanden war. Zunächſt hatten natürlich alle blos geſchrieen und debattirt, während das ganze Haus zuſammengelaufen war. Zugegriffen hatte kein Menſch. Schließlich war der Eine hierhin und der Andere dorthin gelaufen. Der Hauswirth hatte an mich gedacht. Ich ſollte beſtimmen, was mit dem Menſchen werden ſollte, ich würde wiſſen, wie er hieße, ob er Angehörige beſäße, wohin er eigentlich gehörte. Da war ich nun alſo. Heiliger Gott, war das ein Anblick! Und dieſe Umgebung! Und all' das gaffende, lamentirende und ſchreiende Volk droben in der ſchmierigen Bodenkammer, wo es nach Verkommenheit, nach Blutdunſt und nach dem Knoblauchathem all' dieſer Leute roch, daß man gleich hätte umſinken können!"

Der Alte unterbrach ſich, weil die Kranich mit ihrem Schemel, auf dem ſie ſaß, ein ſchurrendes Geräuſch gemacht hatte. „Ja, thut mir leid," knurrte er giftig, „aber Glacéehandſchuhe kann ich mir nicht anziehen, wenn ich ſo etwas erzähle. Sie müſſen ſich ſchon lieber die Ohren zuſtopfen, Fräulein Kranich."

„Danke," sagte die Kranich trocken, „ich bin nicht so zimperlich."

„Na, ich drücke mich auch so zart aus, wie ein lyrischer Goldschnittband, im Verhältniß zu dem, was da vorgefallen ist. Uebrigens bin ich ja so ziemlich zu Ende. Die Questurini waren schon da, als ich kam, und ich konnte ihnen nur beistimmen, daß man den Halbtodten, den der Polizeiarzt nothdürftig verbunden hatte, in das Hospital bringen sollte. Die Frage war nur die, ob er nicht eigentlich in's Irrenhaus gehörte. Denn, wenn er wieder leidlich zu Kräften kam, konnte der Säuferwahnsinn in aller Form bei ihm ausbrechen, und im Hospital konnte er dann Gott weiß, welchen Schaden anrichten. Zum Glück brachte ich aber den Arzt darauf, daß der Aderlaß dem armen, verkommenen Menschen vermuthlich die innere Hitze und die Tobluft gründlich würde genommen haben, und so ist er denn in's Hospital gekommen und ich habe mich für alle Unkosten verbürgt. Als sie ihn im Krankenkorb wegtrugen, war er noch nicht wieder zu sich gekommen. Der Polizeiarzt zuckte die Achseln und wollte sich auf keine Prophezeihungen einlassen. Ich meinerseits glaube fast, daß er es bei seiner riesenstarken Natur noch einmal wieder durchholen wird, so wenig ich es im Grunde wünschen kann, trotz all' seiner Exzesse und trotzdem der Alkohol ihm alles Mark schon aus den Knochen gebrannt hat. Aber dann — was dann?"

„Vielleicht war es die Krisis," sagte Hilmar ergriffen. „Und nun wird er wieder genesen und ein neuer Mensch werden."

„In Rom nicht“, brummte der Alte. „Und ob man ihn je von hier fortbringen wird, — jetzt noch, — steht sehr dahin. Rom hält die zähe fest, die ihm einmal verfallen sind. Aber das sind spätere Sorgen. Ich bin gekommen, Ihnen das Alles zu melden, damit Sie sich nicht weiter um den Verlorenen bemühen. Und Sie können es ja wohl weiter herumbringen. Fräulein Kranich auch. Damit das Gerede ein Ende kriegt.“

„Sie scheinen mich für eine besoldete Klatschbase zu halten, Herr Degenhardt“, sagte die Kranich pikirt. „Das ist nicht mein Gewerbe.“

Der Alte war aufgestanden, schien sich aber immer noch nicht ganz sicher auf seinen Füßen zu fühlen, denn er stützte sich mit der Hand schwer auf eine Kommode, die darunter ein verdächtiges Krachen hören ließ. „Donnerwetter, sind Sie jetzt aber empfindlich geworden, Fräulein Kranich!“ brummte er. „Na, denn sagen Sie es also nicht weiter! Auch gut. Womit ich denn die Ehre habe — Und nochmals: ich bitte um Entschuldigung. Meine Absicht war es nicht, so mit der Thür in's Haus zu fallen. Aber es hatte mich eben doch stark mitgenommen. Ich hielt viel von dem Jungen. Und nun so vor die Hunde gegangen! Sie hätten ihn sehen sollen, wie er da lag, — die verwilderte Mähne um das verwüstete, aschfahle Gesicht, das garkein jugendliches Gesicht mehr war, sondern alt und müde und verfallen aussah, und Alles mit geronnenem Blut verklebt, — und die zerrissene, schäbige Kleidung, — seien Sie nur ruhig, ich sage nichts weiter, es braucht Ihnen nicht schlimm zu werden! Und der Junge konnte malen, — verstehen

Sie, wirklich malen, — das können heutzutage die Allerwenigsten. Kurz und gut: es hätte auch einen Stärkeren umwerfen können. Solch' ein alter Krüppel aber, wie ich —"

„Sie kokettiren ja blos, Herr Degenhardt," fiel die Kranich ein. „Sie wollen gern das Gegentheil hören. Ich thue Ihnen aber den Gefallen nicht."

„Na, da hört doch Alles auf," knurrte er. „Wenn Sie eine Ahnung davon hätten, wie schauderhaft es sich in meiner Haut steckt, mein Fräulein, und daß ich als schwindsüchtiger Mensch hierher gekommen bin" —

„Vor vierzig Jahren!" fiel die Kranich ein.

Degenhardt hustete. „Na, ist gut, ist gut. Wenn ich bei der Cestiuspyramide liege, werden Sie mich wohl nicht mehr auslachen, mein Fräulein. Glauben Sie denn, daß man mit solchem Husten alt werden kann?" Er schien im gleichen Augenblick, wo er die letztere Frage im Ton entrüsteter Ueberlegenheit hervorkrächzte, auch das Komische derselben schon zu begreifen, fuhr sich mit der Hand durch den Bart und schlurrte gegen die Thüre zu. „Also ich habe die Ehre!"

Hilmar bot sich ihm zur Begleitung an. Aber nun wurde der Alte wüthend. „Warum nicht gar? Bin ich ein solcher Stacker? Unterstehen Sie sich! Wenn ich erst gichtbrüchig bin, können Sie mich nur gleich mit Keulen todtschlagen, verstanden? Vorläufig finde ich meinen Weg noch allein. Guten Abend, mein Fräulein." Und er warf die Thür hinter sich zu.

„Soll ich ihm nicht doch lieber nachgehen?" fragte Hilmar.

Die Kranich zuckte die Achſeln, ſetzte ſich und zog ihre Matroſenpfeife aus ihrer Kleidertaſche. „Wozu? Wenn er Sie zu ſehen bekommt, dürfen Sie ſich Zeitlebens nicht mehr vor ihm blicken laſſen. Laſſen Sie ihn nur in ſeinem gottverdammten Eigenſinn zu Grunde gehen!“ Sie zitterte zu Hilmar's Erſtaunen am ganzen Leibe vor Aufregung. Es ſchüttelte ſie förmlich. Dann bezwang ſie ſich und ſteckte ihre Pfeife in Brand. Nach ein paar Zügen ſchien ſie ganz ruhig zu werden. „Es iſt nicht ſo ſchlimm,“ murmelte ſie, „er kommt ſchon allein nach Hauſe.“

Hilmar wollte noch über die ſichtlich übertriebene Aengſtlichkeit Degenhardt's mit ſeiner Geſundheit und die peſſimiſtiſche Auffaſſung des Alten, die nun ſchon längſt durch ſein Alter Lügen geſtraft worden, mit der Kranich weiter reden, aber ſie war plötzlich wieder in ihre frühere Schweigſamkeit in Betreff Degenhardt's verfallen und antwortete kaum mehr. So ließ Hilmar das Thema fallen und, während die Kranich ſich in blaue Dampfwolken hüllte, fragte er nach Saſcha Petrowna, die er über dem Neuen, was auf ihn eingeſtürmt, faſt vergeſſen hatte.

„Fort!“ ſagte die Kranich, die auch jetzt ihre Einſilbigkeit beibehalten zu wollen ſchien.

„Wann?“ fragte Hilmar.

„Dieſen Nachmittag.“

„Warum?“ Es lag etwas Grollendes in dem Ton ſeiner Frage.

Hinter den Dampfwolken hervor, die ihr Geſicht verſteckten, kam es aus dem Munde der Kranich, halb wüthend, halb ſpöttiſch: „Thun Sie doch man nicht ſo!

Es ist nicht fein, davon zu reden. Gesagt habe ich es Ihnen ja immer: Sie sollten nicht soviel zu ihr laufen und sie zu sich hereinholen. Aber Sie haben mich ausgehöhnt. Natürlich. Wenn die Kranich etwas sagt — Was weiß so eine alte Jungfer von so 'was? Pfeife rauchen, ja, und die Cenci nachpinseln und den Leuten Grobheiten sagen, à la bonne heure. Aber wenn es sich um etwas Zartfühlendes handelt, — „nicht in die Hand," wie der dicke Max sagen würde. Denn also nicht! Das Meinige habe ich in jedem Fall gethan." Und sie qualmte mit wahrer Empörung

Hilmar hatte eine peinvolle Empfindung überlaufen. Die Ahnung, die leise in ihm aufgedämmert war und die er doch mit aller Gewalt von sich zurückgedrängt hatte, schien sich also bestätigen zu wollen. War das nicht wieder der alte Fluch, der auf ihm lag? Denn welche Schuld hätte ihn dabei treffen können? Er hatte Mühe, ein bitteres, heißes Hohnlachen niederzuhalten, das ihm aus der Kehle quellen wollte. Mit auf dem Rücken verschränkten Händen schritt er eine Zeitlang gesenkten Kopfes hin und wider durch den engen Raum.

Die Kranich mochte die Gedanken, die ihn durchzuckten, errathen, zum Wenigsten einige davon. Sie quälte, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, hervor: „Sie konnten es nicht glauben, weil es eine arme, verwachsene Kreatur war, nicht wahr? Begreife ich. Kein Mann denkt bei so Einer an dergleichen. Guter Kamerad, Freundschaft, — vortrefflich. Aber wen die Natur so stiefmütterlich behandelt hat, der muß es sich schon begeben, zu denken und zu fühlen, wie ein

anderer Menſch. Daß da in ſolcher niederträchtig vernachläſſigten und mißhandelten Außenhülle auch ſo etwas wie eine Seele ſitzen kann, daß da ein heißes, wildes Herz d'rin ſchlagen kann, daß es da rothes, warmes Blut d'rin giebt und ein ſehnſüchtiges, zärtliches, begehrliches Empfinden, — davon laßt ihr Herren mit geraden Gliedern und hübſchen Larven euch nichts träumen. Als euresgleichen behandelt ihr uns, aber auf unſer Geſchlecht nehmt ihr keine Rückſicht, Weiber ſind wir für euch nicht. Das iſt unter Umſtänden ja höchſt ehrenvoll, aber unter Umſtänden auch höchſt ſchmerzlich und kann einen zur Verzweiflung bringen, — verſtehen Sie? Schuld? Nein. Schuld liegt da meiſtens nicht vor. Bei Ihnen gewiß nicht. Nur daß Sie ſie hätten ſchonen können. Aber Sie glaubten ja natürlich nicht daran. Wann glaubt ein Mann ſo etwas bei ſo einer? Und nun kann ich Ihnen erzählen, daß ſie neulich auf dem beſten Wege war, ihrem ganzen armſeligen Leben Fahrwohl zu ſagen, weil ſie ſich ſchämte, vor ſich ſelber und vor ihrer unſinnigen, zweckloſen Verliebtheit. Ja, ja, ſehen Sie mich nur ſo groß an, Herr! So weit kann eine kommen, bei der es zwiſchen Aeußerem und Innerem am gehörigen Gleichgewicht fehlt. Gott ſchütze jeden davor! Und wiſſen Sie, was ſie vorhatte? Am Blumenduft wollte ſie ſterben, langſam ſich betäuben und dann leiſe hinüberſchlafen. Sie hat es mir nicht eingeſtanden, aber ich will d'rauf ſchwören, daß es ſo war. Und es wäre auch ſo geworden, wenn ich nicht darüber zu gekommen wäre. Bis zu mir herüber hörte ich ſie röcheln. Da bin ich hingelaufen und, als ich die Thür aufreiße, ſchlägt mir

ein Blüthengeruch entgegen, wie ich nie etwas ähnliches in meinem Leben für möglich gehalten habe, — gleich auf den ersten Augenblick betäubend, als bekäme man einen Schlag vor den Kopf. Es wogte und braute nur so in den Zimmern von Gerüchen, — noch ganz, ganz anders, als sonst. Und was stand da auch nicht alles von Blumen herum: Tazetten, Tuberosen, japanische Lilien, Flieder, Mispelblüthe, — was man sich nur denken kann! Und dazwischen, bei fest verschlossenem Fenster, lag sie in ihrem Korbsessel, ganz mit Rosen überstreut, im Schooß einen Korb voll Parmaveilchen, — ohnmächtig, nach Athem ringend. Ich begriff die Situation so ungefähr. Wenn man dreißig Jahre lang mitten in dem Elend des römischen Künstler-Proletariats gelebt hat, begreift man allerlei. Und es wäre ja auch soweit ein schöner Tod gewesen, ein sehr poetischer Tod, könnte man sagen. Blos daß die alte Kranich garkeinen Sinn für solche Art Poesie hat. Dazu ist sie zu derbknochig. Also habe ich nicht lange gefragt oder gefackelt oder lamentirt, sondern die Fenster aufgerissen und ihr Wasser in's Gesicht gespritzt und sie nebenan in ihre Kammer auf's Bett getragen. Und sie kam auch sehr bald wieder zu sich. Und dann wollte sie natürlich von nichts wissen. Sie wäre beim Ordnen ihrer Blumen, die sie in die Vasen hätte vertheilen wollen, eingeschlafen, müde, wie sie vom vielen Malen heute gewesen, — und so weiter. Aber ansehen konnte sie mich nicht dabei und weiß war sie, wie die Kalkwand neben ihr. Ich habe mich auch gehütet, zu fragen oder zu schimpfen. Nur kurz und bündig habe ich ihr gesagt: „Wissen Sie 'was, Sascha?

Sie brauchen Luftveränderung. Aber nothwendig! Reiſen Sie ab. Und raſch und ohne alles Lebewohl.“ Und da hat ſie genickt und mir die Hand gegeben und erwidert: „Ja, Sie haben ganz Recht, Kranich.“ Weiter nichts. Aber meine Hand hat ſie gehörig gedrückt. Und verſtanden haben wir uns vortrefflich. Als ſie dann dieſen Nachmittag abfuhr, — Ihnen ſagte ich natürlich von Allem kein Wort, das war wie eine ſtillſchweigende Verabredung zwiſchen uns, — rief ich ihr zu: „Aber keine Blumen mehr ordnen wollen, wenn man müde iſt, nicht wahr, Saſcha?“ „Nein“, erwiderte ſie, „ganz gewiß nicht, ich verſpreche es Ihnen.“ Und feſt in die Augen hat ſie mir dabei zum erſten Male geſehen, das arme Wurm. Sonſt haben wir garnichts über die Sache geredet. Und wann ſie wiederkommen würde, wüßte ſie noch nicht; vielleicht garnicht mehr, je nachdem. Ihre Sachen ſchicke ich ihr nach. Und damit aus und vorbei. So, nun wiſſen Sie die Geſchichte. Eigentlich wollte ich ſie Ihnen garnicht erzählen. Aber es kann Ihnen vielleicht zur Lehre dienen. Man kann nicht vorſichtig genug ſein mit den Weibsleuten und Häßlichkeit ſchützt gegen Verliebtheit nicht. Im Allgemeinen habe ich mit den altjüngferlichen Johannistrieben ja nicht viel Mitleid, — es ſteckt meiſt etwas Krankhaftes dahinter, und wenn ich an Röschen oder an die Miß denke — Aber bei dieſem armen Geſchöpf iſt das gekommen wie ein Blumenduft, der ſie betäubt hat, und ſie hat auch einmal glauben wollen, ſie wäre auf Erden, um da zu leben, wie andere Menſchenkinder. Na, fertig. Und meine Pfeife iſt mir auch ausgegangen über all'

dem Schwatzen. Essen Sie mit mir Abendbrot, Berndt? Ich hab' einen cacio a cavallo heut, — wollte mir auch einmal ein Bene thun. Es macht im Leben nichts besser, wenn man hungert."

VIII.

Degenhardt's Prophezeihung, daß Joachim Timm durch den bedeutenden Blutverlust, den er erlitten, zu schwach geworden sei, um auf's Neue in Tobsucht zu verfallen, schien sich nicht zu bewahrheiten. Wenigstens fand ihn der Krankenwärter im S. Spirito-Hospital, wohin man ihn gebracht hatte, eines Tages am Boden vor seinem Bett liegen, Schaum vor dem Munde und mit gewaltsam abgerissenen Verbänden, sodaß die Wunden, die er sich beigebracht, abermals zu bluten begonnen hatten. Man mußte also auf einen neuen Anfall von Selbstvernichtungswuth schließen, der bei ihm zum Durchbruch gekommen war, nachdem er bis dahin stumpf und apathisch dagelegen hatte und man ihm sogar die Nahrung hatte künstlich zuführen müssen. Gesprochen hatte er kein Wort und ob er überhaupt sein Bewußtsein zurückerlangt, wußte man nicht.

Jetzt blieb nichts übrig, als ihn der Irrenanstalt von S. Onofrio zu überweisen. Er mußte ständig überwacht werden und man konnte nur dort seinen geistigen Zustand untersuchen und eine Heilung in Angriff nehmen. Als Hilmar in das Hospital auf dem Aventin kam, erfuhr er, daß Joachim Timm, den er hatte besuchen

wollen, nicht mehr dort sei. Er mußte im Irrenhause nach ihm fragen. Auf dem weiten Wege dorthin überlief ihn einmal über das andere ein eisiger Schauer. Mitten in der hellen Nachmittagssonne des Tages, die schon etwas Frühlingshaftes ausströmte, fröstelte ihn. Manchmal blickte er mit verstörten Augen hinter sich. Es war ihm immer, als schreite Jemand hinter ihm drein. Wenn er sich aber umsah, gewahrte er keinen. Doch die geheimnißvollen Schritte dauerten fort. „Wer geht denn da mit mir?“ dachte er, „der Tod oder der Irrsinn?“ Er schüttelte sich.

Aber das Grausen, das in ihm war, vermochte er nicht abzuschütteln. Seit wann es ihn angeflogen hatte, wußte er nicht. Es mußte seit dem Tage gewesen sein, wo er von Joachim Timm's Selbstmordversuch im Irrsinn und von Sascha Petrowna's Abreise erfahren hatte. Es war seither etwas in ihm erstorben, — er hätte ihm keinen Namen zu geben gewußt, — in ihm erfroren, hätte er lieber gesagt. Eine dumpfe Traurigkeit, ein erkältendes Einsamkeitsgefühl lag auf ihm. Und doch — was hatte er im Grunde verloren? Innerlich nahe gestanden hatte ihm Keiner von den Beiden, so, daß nun eine unausfüllbare Lücke in seinem Leben eingetreten wäre, aber ihm war es trotzdem, als sei in jedem von ihnen ein Stück seines Selbst heimisch gewesen. Und immer brachte er denen Unheil, die ihn liebten! Der lähmende Druck auf seinem Kopfe war heute unerträglicher, als je. Er hatte keinen Sinn für das Erwachen des jungen Frühlings um sich her.

In der Irrenanstalt wollte man ihn nicht vorlassen.

Man sei sich über den Zustand des Patienten noch nicht ganz klar und wisse nicht, ob der Besuch nicht eine neue, unheilvolle Aufregung für ihn bedeuten könne; es scheine eine Art von Verfolgungswahnsinn vorzuliegen, denn der Patient habe schon mehrfache Versuche gemacht, zum Fenster hinaus zu entfliehen, woran das Eisengitter draußen ihn verhinderte, und rufe manchmal in schmerzlichem Flehen nach Hülfe, ohne daß Jemand bei ihm sei oder er körperlichen Schmerz irgendwelcher Art empfinde. Hilmar erreichte nach längerem Parlamentiren wenigstens soviel, daß sein Besuch dem Kranken gemeldet werden sollte. Aus der Art, wie jener die Meldung aufnehmen würde, wollte man schließen, ob der Besuch ohne Gefährdung des Kranken vorgelassen werden könne oder nicht. Der Arzt, der Joachim Timm behandelte, ging selber, um die Meldung zu überbringen.

Hilmar mußte lange warten. Er stand in der Vorhalle und blickte von dort in den Innenhof der Anstalt hinüber, wo eben jetzt eine Reihe von Patienten in Begleitung ihrer Wärter auf- und niederwanderte. Es waren Gesichter darunter, die Hilmar mit einer von Grausen durchmischten Neugier, wie gebannt, betrachten mußte. Es redete soviel daraus. Was müssen die Alles durchgemacht haben, ehe die Nacht über sie kam, — die wohlthätige Nacht! dachte er. Er bohrte sich förmlich in diese Vorstellung hinein. Man beklagt diese Unglückseligen, dachte er weiter; aber ist es nicht oft besser so für sie, als wenn sie bewußt das Unerhörte, das Unausdenkbare weiter leiden müßten, Tag um Tag und Stunde um Stunde? Wahrscheinlich würde es sie ja

doch nur früher oder ſpäter zum Selbſtmord treiben, — und das iſt etwas ſo Unmoraliſches, ſagen die Menſchen, etwas ſo Sündhaftes. Nicht einmal ein ehrliches Begräbniß gönnt man den Selbſtmördern; und die Irren werden ſo warm bemitleidet, ſie haben ein ſoviel glücklicheres Loos. Und todt ſind ſie doch auch. Oder ſind ſie es nicht? Wiſſen ſie etwas von der Nacht, die über ihnen liegt?

Ein Grauen durchrüttelte ihn. Und während er immer noch, wie von unſichtbarer Macht feſtgehalten, ſtand und ſtarrte, ohne ein Auge von den unheimlichen Spaziergängern abwenden zu können, war es ihm plötzlich, als ſähe er ſich ſelber dort mitten unter ihnen, mit erloſchenen Augen, mit erdfahlem, ſtumpfen, leeren Geſicht auf und nieder wandern, immer auf und nieder. Ganz deutlich ſah er ſich und ein angſtvoller, verzweifelter Schrei wollte von ſeinen Lippen brechen. Er wollte fliehen und vermochte ſich doch nicht von der Stelle zu rühren. Ein gräßliches Bangen ſtieg in ihm auf.

Da legte ſich ihm von rückwärts eine Hand auf die Schulter. „Was haben Sie denn?“ fragte der Arzt, der in ein völlig entgeiſtertes Geſicht blickte. Dann ging ein Lächeln um ſeinen Mund. „Ja ſo, Sie haben ſich erſchrecken laſſen durch den Anblick da. Nun, man wird es gewohnt. Und wenn Sie mich zu Ihrem Freunde begleiten wollen, ſo kommen Sie jetzt. Ich glaube, wir können es wagen. Er hat die Ankündigung Ihres Beſuches zuerſt völlig gleichgültig hingenommen, ſchien ſich dann aber auf Ihren Namen allmälich zu beſinnen und legte ſogar etwas wie Freude an den Tag über die Aus-

ſicht, Sie zu ſehen. Sie müſſen ſich meine Gegenwart freilich dabei gefallen laſſen, denn ich habe dieſem Patienten gegenüber ein merkwürdiges Gefühl der Unſicherheit. Auch verlaſſe ich mich auf Sie, daß Sie in Ihrer Unterhaltung ſtrenge Alles vermeiden werden, was ihn erregen könnte. Ich ſelbſt verſtehe kein Wort deutſch. Bitte, folgen Sie mir!"

Hilmar hatte Mühe, ſich zu faſſen. Zum Glück war der Weg durch die Korridore und über die Treppen bis an die Zellenthür, hinter der er Joachim Timm finden ſollte, weit. Der Anblick, der ſich ihm beim Eintreten bot, war freilich dann wieder geeignet, ſeine Selbſtbeherrſchung zu erſchüttern, obgleich der Arzt ihn unterwegs darauf vorbereitet hatte, daß er ſeinen Freund vorausſichtlich ſehr verändert finden werde. So, wie er ihn nun fand, hatte er ſich dieſe Veränderung denn doch nicht gedacht. Auf dem Bett der Zelle lag ein bleicher, hagerer Mann, den er nicht kannte. Man hatte ihm den mächtigen Vollbart ſtark geſtutzt, die Haare faſt kahl raſirt. Er trug die Anſtaltskleidung, die ihm um die erſchreckend abgemagerten Glieder ſchlotterte, dazu Verbände um beide Handgelenke und um die Stirn. Das Geſicht war aſchfahl, wie völlig blutleer, das Kinn hing herab, und in den Augen ſchien jeder Strahl von ehemals erloſchen zu ſein; kaum daß die Augdeckel ſich müde aufhoben, als Hilmar mit dem Arzte eintrat. Es war ein völlig gebrochener Mann, der ſich jetzt mühſam halb vom Lager aufrichtete und Hilmar die zitterige, abgemagerte Hand entgegenſtreckte. Er ſchien ihn ſofort zu erkennen. Aber ſprechen konnte er nicht. Die Thränen liefen ihm plötzlich ſtromweiſe über die eingeſunkenen Backen.

Der Arzt hatte Hilmar darauf aufmerksam gemacht, daß es überaus schwierig sei, den Patienten allmälich dem Alkoholgenuß zu entwöhnen, was doch die Vorbedingung jeder Heilung sei, und daß er bei dieser Kur immer schwächer und hinfälliger werde; trotzdem müsse dies Stadium mit grausamer Konsequenz durchgeführt werden. Hilmar sagte sich also, daß Joachim's Weinen nur ein Ausdruck seiner Schwäche und jener rührseligen Stimmung sei, in welche Trunkenbolde verfallen, wenn ihnen der Alkoholgenuß versagt wird; dennoch erschütterte es ihn.

„Fassen Sie sich, lieber Timm!" sagte er, ihm warm die Hand drückend, „nun wird ja Alles besser, Alles wieder gut. Das Schlimmste ist jetzt überstanden. Es geht aufwärts."

Schluchzend hing der Kranke ihm am Halse. „Nicht einmal mehr zu trinken wollen sie mir geben," lallte er. „Heute haben sie mir Wasser angeboten, wahrhaftig: klares, reines Wasser. Um aller Heiligen willen, lieber Herr Berndt, sorgen Sie doch dafür, daß ich etwas zu trinken bekomme. Wenn ich schon einmal im Gefängniß sitzen muß, — zu trinken sollte man mir doch geben."

Hilmar hatte Mühe, ihn zu beruhigen. Er ließ ihn sich wieder auf den Bettrand niedersetzen, rückte sich einen Schemel ihm gegenüber und redete begütigend auf ihn ein. Aber es war schwierig, ihm klar zu machen, daß er garnicht im Gefängniß sei. Diese Einbildung hatte sich nach Allem bei Joachim Timm festgesetzt und das, was vor seinem Selbstmordversuch geschehen war, hatte er ebenso vergessen, wie diesen letzteren selbst. Man hatte ihm gesagt, daß er sich seine Wunden bei einem Sturz

zugezogen habe, — die an der Stirn hatte er in der That bei einem Fluchtverſuch davongetragen, — und er beruhigte ſich dabei. Bis auf die Lücke in ſeinem Gedächtniß, die der Arzt durch die im Gehirn entſtandene Blutleere erklärte, und die fixe Idee, gefangen zu ſitzen, ſchien er ganz klar zu ſein. Das Letztere aber wollte er ſich nicht ausreden laſſen. Wozu ſonſt die vergitterten Fenſter? Und weshalb ließ man ihn nicht heraus? Weshalb vor Allem bekam er keinen Wein zu trinken? Im Gefängniß gab es natürlich keinen Wein. Er wußte nur nicht recht, weshalb man ihn eingeſperrt hatte. Aber wahrſcheinlich hatte er in ſeiner Betrunkenheit irgendwelchen Straßenunfug verübt oder einen Poliziſten beleidigt oder dergleichen; denn betrunken war er in der letzten Zeit viel geweſen, Gott ſei es geklagt, eigentlich immer, das wußte er noch ganz gut. Das durfte man aber doch nicht ſo ſchwer nehmen. Und vor Allem war das kein genügender Grund, ihn fortwährend unter ſo erſchwerenden Umſtänden gefangen zu halten, ihn zu verfolgen und zu überwachen, wie nun geſchah. Kein Wunder, wenn er jede Gelegenheit benutze, um zu entfliehen.

„Und wenn ſie mir nur wenigſtens etwas zu trinken gäben!“ ſchloß er ſeine Klagen.

Hilmar hielt es für angebracht, dem Kranken zu erklären, daß man ihm den Wein nur entziehe, um ihn wieder geſund und kräftig zu machen. Er ſolle nicht wieder in ſein altes Laſter zurückfallen, das ihn ſo tief heruntergebracht habe, und müſſe deshalb verzichten lernen. Auch befinde er ſich hier keineswegs in einem Gefängniß,

da er nichts begangen habe, ſondern in einem Krankenhaus, wohin ſeine Freunde, Hilmar ſelbſt darunter, ihn gebracht, wo jeder es gut mit ihm meine, von Ueberwachung auch nur inſoweit die Rede ſei, als man ihn nicht eher herauslaſſen wolle, bis er völlig geneſen ſei, zu ſeinem eigenen Beſten. An ihm ſelber ſei es, ſich durch ruhiges Benehmen, Fügſamkeit und Enthaltung aller geiſtigen Getränke die Freiheit wieder zu erwerben, ſobald er wolle; man werde aber nur einen Geheilten von hier entlaſſen.

Dieſe Eröffnungen machten auf Joachim Timm ſichtlich einen tiefgehenden Eindruck. Er weinte wieder herzbrechend, ſchlug ſich die Hände vor das Geſicht und brachte endlich unter dauerndem Schluchzen heraus: „Ja, ja, ja, — ich weiß Alles. Sie haben Recht, tauſendmal Recht. Ich bin ein Elender. Ich habe all' das Mitleid garnicht verdient, das man mit mir hat. Und es ſoll anders werden, es ſoll beſſer werden. Geben Sie Acht, es ſoll! Wenn ich einmal erſt etwas will" — Er machte heftige, rudernde Armbewegungen durch die Luft. „Sie werden ſehen, — Sie werden ſehen." Er umarmte Hilmar zärtlich. „Nicht mehr trinken," murmelte er dabei, „nein, nein, nicht mehr trinken, ich verſpreche es Ihnen. Obgleich es ſchwer iſt, — ſehr ſchwer" — Er ließ den Kopf müde auf die Bruſt ſinken. „Garnichts zu trinken," kam es nur noch wie ein leiſes Aechzen über ſeine Lippen, während die Lider ihm zufielen. Der Mund blieb halboffen ſtehen, die Arme ſanken ihm ſchlaff herab. Er ſah aus wie ein Sterbender.

„Sie werden bald wieder malen können," ſagte

Hilmar tröſtend. „Dann werden Sie Alles vergeſſen, was früher war, und der Welt zeigen, was Sie können und wer Sie ſind.“

Der Kranke ſtierte ihn mit trüben, blöden Augen, die ſich nur halb öffneten, verſtändnißlos an. „Malen?“ wiederholte er, während ſich ſeine Lippen kaum regten, „ich — malen? Wie kommen Sie darauf? Ich — Ich habe“ — Er rieb ſich mit der Hand über die Stirn hin immer heftiger und leidenſchaftlicher, wie wenn er durchaus etwas dort hervortreiben wollte, und ſeine Mienen nahmen dabei einen immer geſpannteren, ängſtlicheren, verzweifelteren Ausdruck an. Hülfeflehend blickte er auf Hilmar. Dann ſtotterte er plötzlich: „Ja ſo — ich habe — ja, ich habe früher manchmal gemalt — Was habe ich doch gemalt? Häuſer, — Bäume, — Menſchen — Ich weiß nicht mehr genau. Aber ich werde wieder malen, — ja, gewiß, natürlich werde ich — Wer ſagt, daß ich nicht malen werde? Ich — ich werde malen!“

Er hatte ſich in die Bruſt geworfen und ſtraff emporgerichtet, fiel aber ſchon im nächſten Augenblick wieder kraftlos zuſammen. Der Arzt, der geſpannt jede Bewegung des Kranken beobachtet hatte, gab Hilmar einen Wink, es für heute genug ſein zu laſſen. Hilmar erhob ſich. Er ergriff Joachim's Hand und ſagte mit bewegter Stimme: „Für heute verlaſſe ich Sie, lieber Freund. Sie ſind angegriffen. Das nächſte Mal werde ich Sie ſchon friſcher finden. Und dann geht's immer weiter aufwärts. Alſo friſchen Muth und den Kopf hoch! Ihre Freunde verlaſſen Sie nicht, verlaſſen Sie ſich auch ſelber nicht. Seien Sie ſtark, bleiben Sie feſt. Auf Wiederſehen!“

Joachim Timm küßte ihn weinend. Als Hilmar hinausging, sah er noch, wie der Kranke in einem heftigen Ausbruch schluchzend auf seinem Lager zusammensank. Zu Hilmar's Ueberraschung war der Arzt mit dem Erfolg dieses Besuches zufrieden. Seine Erwartungen seien weit übertroffen, versicherte er, diese Schwächezustände hätten nichts zu bedeuten, sie seien in dem jetzigen Uebergangsstadium nur natürlich und sogar ein gutes Zeichen für die spätere, allmäliche Besserung. Der mehrmalige Aderlaß habe eine wohlthätige Krise herbeigeführt und, wenn der Kranke nur wirklich den Muth und die Thatkraft noch besitze, seinem Laster ganz zu entsagen, — und in seinem Alter sei das sehr wahrscheinlich, — stehe seiner völligen Genesung und seiner Arbeitsfähigkeit nichts im Wege.

„Kommen Sie öfter", schloß der Arzt, „und schicken Sie auch Andere, die ihm in gleicher Weise zureden und sein Vertrauen besitzen. Sie Alle können mir viel helfen."

Hilmar verließ die Irrenanstalt mit ganz anderen, gehobenen Empfindungen, als er sie betreten hatte. Der Besuch hatte ihn tief erschüttert, aber er gab sich den neuen Hoffnungen hin, die der Arzt in ihm geweckt hatte. Vielleicht gab es hier wirklich noch ein „Empor!" Er schlug den Weg zu Max Höhnert ein, dem er Bericht erstatten wollte, um ihn dann selber zu einem Besuche bei Joachim Timm zu veranlassen. Auch über ihn und seine jetzige Lebensweise hätte er gern wieder einmal Näheres erfahren.

In dem großen Atelierhause der Via Margutta wurde ihm aber nicht aufgethan, als er an Max Höh-

nert's Atelierthür klopfte. Aus einer der Nachbarthüren ſtreckte ſich ein Kopf hervor und eine Stimme rief: „Nicht mehr da! Abgereiſt!“

Hilmar nahm an, daß es ſich um eine Verwechſelung handle, und ſtieg zum alten Degenhardt empor, den er, in Decken eingewickelt, in ſeinem Roccocoſtuhl kauernd fand, die Katze auf ſeinem Schooß ſchnurrend und buckelnd. Es war faſt dunkel im Atelier. Der Ofen mußte geraucht haben, denn ein unangenehmer Kohlendunſt vermiſchte ſich mit den Gerüchen von Speiſen und brenzlichem Fett, die aus dem Nebenraum herüberquollen. Der Alte räuſperte und krächzte mehr, als je. Er erſchien grämlich und verbittert.

Als Hilmar ihn nach ſeiner Geſundheit fragte, ließ er nur grunzende Töne hören, bis er achſelzuckend erwiderte: „Wozu ſoll ich das immer wiederkäuen? Sie werden ja von Fräulein Kranich wohl Alles beſſer hören. Die verſteht ſich darauf. Was mich betrifft, ſo bin ich feſter, als je, davon überzeugt, daß ich daran glauben muß. Eine verdammte Exiſtenz. Und dies Klima von Rom iſt mörderiſch. Ich habe das immer geglaubt, aber die Leute haben mich ausgelacht. Entnervend — ja, das wollen ſie zur Noth zugeben. Aber ich ſage: es tödtet. Alle Häuſer in Rom ſind im katarrhaliſchen Bauſtil errichtet. Ueberall Zug. Man iſt hier zu Lande noch geradezu ſtolz auf den Zug. Ein Heilmittel ſoll das ſein. Iſt es auch. Aber es heilt Einen gleich vom ganzen Leben, was freilich die ſchlimmſte Krankheit iſt. Und dann draußen! In einem einzigen Tage macht man manchmal alle vier Jahreszeiten durch. Dieſer Wechſel! Kein Bär kann das ertragen. Man geht zu Grunde.“

„Sie ertragen es doch nun schon so lange, Herr Degenhardt!“ sagte Hilmar.

Der Alte wurde giftig. „Ist es Ihnen zu lange? Wissen Sie denn etwas davon, wie ich es ertrage? Seh' mir 'mal Einer an! Was wollen Sie übrigens? Weshalb sind Sie gekommen? Doch nicht behufs theilnahmsvoller Erkundigung? He? Was?“

Hilmar berichtete von seinem Besuch im Irrenhause und fragte dann nach Max Höhnert. Degenhardt hatte aufmerksam zugehört, nur hin und wieder einen grunzenden Ton dazwischen schaltend, der Katze über das weiche Fell streichend und leise zusammenfröstelnd. Dann sagte er: „Sollte mich freuen, wenn er es noch einmal durchholte, der Junge! Will nächster Tage selber zu ihm. Hätte es ja längst gethan, wenn ich nicht elend wäre zum Gotterbarmen.“ Er hustete. „Und das Thier da ist auch nicht wohl,“ fuhr er leiser, in zärtlichen Tönen fort, den Kopf in das Fell der Katze drückend, die zu miauen begann, „wer weiß, was dem fehlt! Wenn das Thier noch vor mir eingehen sollte —! Und dann ganz einsam hier, ohne jede Pflege, ein alter Mann, bresthaft und siech, — das wäre ein übler Spaß!“

„Man wird Sie nicht im Stiche lassen, Herr Degenhardt,“ warf Hilmar ein.

„Was? Wie?“ Der Alte ließ ein kurzes, heiseres Lachen hören, dem ein mehrere Minuten andauerndes Räuspern und Kratzen folgte. „Auch noch Dank erwarten? Von den Menschen? Ach, du lieber Himmel! Eine göttlich grüne Idee. Na, lassen wir das! Ich habe es ja so gewollt. Meistens wird es den Menschen so,

wie ſie es gewollt haben. Und meiſtens war es etwas Dummes, was ſie wollten. Baſta! — Nach Max haben Sie gefragt? Auf den hat das Schickſal des armen Kerls, des Joachim, wohlthätig eingewirkt, ſcheint es. Er hat einen heilſamen Schrecken davongetragen und ſich lieber bei Zeiten ſalvirt, ehe es mit ihm ſelber ſo ähnlich wurde. Geſtern iſt er fort, nach Tivoli hinauf. Will dort malen, wie er ſagt. Er. hätte einen heißen Kopf und da unten in der Neptunsgrotte würde es kühl ſein. Na, Sie verſtehen: die Luft thut ihm hier nicht mehr gut. Ich habe ihm Glückauf gewünſcht. Er ſoll nachher weiter in's Gebirg, nach Anticoli und Saracinesco. Man verlernt da oben mancherlei Dummheiten. Der Himmel von Rom drückt manchmal ein bischen zu ſchwer."

„Und das Mädchen?" fragte Hilmar.

„Die hat er hier gelaſſen. Gott Lob! Sonſt — Ja, dieſe Teufelsdirnen! Was der Wein und der Scirocco noch übrig laſſen, das richten ſie zu Grunde." Er huſtete und fuhr dann mit zwei Fingern ſeiner Hand taſtend an ſeiner Bruſt entlang. „Wie das da raſſelt!" Dann wieder ſtreichelte er die Katze und redete leiſe Schmeichelworte zu ihr. „Ja, ja, wir Beide, Alterchen! Wir müſſen nun bald daran glauben. Um dich iſt es mehr ſchade, als um mich. Altes Eiſen, mein Katzel, altes Eiſen!"

„Wollen Sie nicht einen Arzt konſultiren, Herr Degenhardt?" fragte Hilmar, der aufgeſtanden war, da der Alte ſeine Anweſenheit völlig vergeſſen zu haben ſchien.

Degenhardt lachte hämiſch. „Wegen meiner oder wegen meines alten Kameraden da?" fragte er. „Meine

eigne Gesundheit ist keinen Soldo für so einen Pflasterschmierer mehr werth. Sie wollen gehen?" Er ergriff Hilmar's dargebotene Hand, die heiß und mit klopfenden Adern in der seinen lag, welche kühl und ruhig war. Seine Augen hoben sich auf, um sich mit prüfendem Ausdruck durch das Dunkel des Gemaches auf Hilmar's Gesicht zu heften. „Junger Mann," sagte er plötzlich mit veränderter Stimme, „mir scheint," — und er ließ Hilmar's Hand nicht los — „mir scheint, Sie brauchten einen Arzt nöthiger, als ich. Sie haben eine heiße Hand. Und Ihre Augen gefallen mir nicht. Die römische Luft ist nicht gut für Sie. Ich habe mir's gleich gedacht. Nehmen Sie sich in Acht! Machen Sie sich bei Zeiten davon! Es giebt nur einen einzigen, guten Arzt, das ist jeder für sich selbst. Konsultiren Sie den! Aber seien Sie nicht feig gegen sich selber. Ein Arzt muß streng und entschieden sein bis zur Grausamkeit. Adieu!"

Als Hilmar die endlosen Treppen in dem Atelierhause hinabstieg, dachte er: „Er mag Recht haben, daß die Luft hier für mich nicht taugt. Aber gerade, wenn ich nicht feig gegen mich selber sein soll, muß ich bleiben. Wenn ich ginge, wäre es Feigheit. Und ich darf nicht von hier fort, ohne erreicht zu haben, was ich wollte, — ich darf nicht. Ich könnte die Augen zu keinem Menschen mehr aufschlagen vor Scham. Also arbeiten! Arbeiten! Das ist die einzige Arzenei, die mein Arzt mir verschreibt." Und vorüber an allen diesen Thüren, hinter denen mit Pinsel und Meißel gearbeitet wurde, schritt er in's Freie hinaus. —

Auch an den Tagen, die folgten, klang es ihm immer

auf's Neue wieder in den Ohren, wie an diesem Abend: Arbeiten! Arbeiten! Darüber vergißt man alles Andere, das allein rettet, das allein verleiht dem Leben Werth und Inhalt. Und mit neuen Kräften, mit neuem Ungestüm ging er an sein Bild. Sich gesund arbeiten, — das war es, das wollte er. Narrheit das mit dem Schonen, Narrheit das überhaupt mit seiner Krankheit. Er wollte ihnen allen zeigen, wie gesund er war und was ein gesunder Mann zu leisten vermag! Er warf sich förmlich wieder in seine Arbeit.

Wenn man ihm nur nicht so viel guten Rath gegeben hätte! Nun wollte er es Allen recht machen und gerieth dadurch in immer neue Schwierigkeiten. Vielleicht *hatten* sie ja Recht. Sie sahen sein Bild mit ganz anderen, mit frischen, unbefangenen Augen an, sie konnten eher wissen, als er, wo es fehlte. Er selbst war eingenommen, war in seiner Idee gefangen gehalten, ihm fehlte der klare, objektive Blick. Zuviel von ihm selber war in dem Bilde. Und schließlich kam es ja nicht darauf an, ob sein Bild ihm gefiel, sondern ob es auf die Anderen wirkte, denn der großen Menge sollte es gefallen. Er durfte also nicht achtlos an den Stimmen vorübergehen, die ihm von dort aus herüberklangen. Nur daß sie ihn bald hierhin, bald dorthin lockten und er schließlich aus diesem Labyrinth keinen Ausweg mehr wußte!

Als Otto Berwick das Bild wiedersah, an dem Hilmar eifrig nach allerlei Rathschlägen der Genossen herumgebessert hatte, ohne die Arbeit selber dabei zu fördern, sagte er trocken: „Nun, das Einzige, was gut an

dem Dinge war, haben Sie ja nun glücklich wieder herausgebracht.“ Und Hilmar hatte ungefähr die gleiche Empfindung.

Inzwiſchen wurde es Frühling draußen. Die weiten Raſenflächen oben in der Villa Pamfili waren von vielfarbigen Anemonen überdeckt, in der Villa Borgheſe duftete es überall nach Veilchen. In der Campagna hob ein Grünen und Blühen an, das dem einförmigen, melancholiſchen Grau der trümmerüberſäten Steppe, welches die Maler ſo lieben, ein jähes Ende bereitete, in den Ruinen war Alles blau von Veilchen. Auf dem Pincio trieben Platanen, Pappeln und Kaſtanien junge Blätter, die Judasbäume ſtanden mit blutrothen Blüthen überſchüttet, die gelben Blüthenkügelchen der Mimoſen ſchaukelten ſich im Winde.

Und in den Straßen tobte der übermüthige Lärm des Karnevals. Maskenzüge, Coriandoli- und Blumenwerfen, Pferderennen in der großen, neu erbauten Arena der Piazza Popolo, die Veglioni im Coſtanzi-Theater — Alles das jagte ſich. Und Rom wurde nie müde im Feiern. Täglich ergoß ſich die Menge mit brauſenderem Jubel durch die geſchmückten Straßen.

Hilmar hatte ſich von alledem abgeſchloſſen. Er wollte nichts ſehen oder hören. All' der tolle Jubel ſchmerzte ihn in den Ohren und in der Seele. Nur arbeiten, immer nur arbeiten. Und wenn er draußen war, überfiel es ihn mit einer furchtbaren Angſt, er könne nicht fertig werden; ein Grauen vor der Stunde, wo er arbeitsunfähig ſein würde, packte ihn. Er ſah dann ſein Bild immer wieder als Torſo vor ſich. Aber

es waren nur die Hallucinationen der düſteren, gedrückten Stimmung, in die ſein immer wieder trotz aller Betäubungsmittel auftauchender Kopfſchmerz ihn verſetzte. Es gab dazwiſchen Tage, an denen er von Ruhm träumte, von jenem Ruhm, nach dem er mit allen Faſern ſeines Seins rang, an denen er wieder an ſich ſelber glaubte. Unbeſtimmte Vorſtellungen von etwas Ungeheurem, das ihm aufbehalten war und das ihm zu leiſten gelingen würde, wogten dann in ſeiner Seele. Wie ein Rauſch benebelten ſie ihn. Er wußte dann, daß ihm der große Wurf gerathen würde, von dem für ihn Alles abhing.

Die Kranich kam jetzt öfters zu ihm. Manchmal malte ſie ſogar in ſeinem Atelier. Und ſie ſtörte ihn nicht, obgleich er überzeugt war, daß ſie eigentlich beabſichtigte, ihn zu ſtören, — nur, damit er ſich nicht überarbeitete. Hin und wieder trieb ſie ihn auch mit Schimpfreden hinaus. Dazwiſchen wollte ſie immer etwas von ihm hören, ohne ihn zu fragen, — dieſen Eindruck machte es wenigſtens auf ihn. Und ſchließlich kam er dahinter, daß ſie über Degenhardt etwas von ihm erfahren wollte, obſchon ſie das ſicherlich niemals eingeſtanden haben würde. Es ging jedesmal ein eigenthümlicher Ausdruck von Befriedigung durch ihre kleinen, ſchrägen Augen hin, wenn er von ihm ſprach, auch nur ſeinen Namen erwähnte, und der geſpannte Zug in ihrem Geſicht, mit welchem ſie ihn von Zeit zu Zeit betrachtet hatte, wich. Es kam ihm ſogar vor, als erröthete ſie leiſe. Sie ſelbſt erwähnte ſeinen Namen nicht und redete auch kaum ein paar Worte über ihn mit, aber alle möglichen Empfindungen: Beſorgniß, Zorn, Angſt, Spott malten ſich je nachdem bei Hilmar's Berichten in ihren Mienen.

Zuletzt that ihr Hilmar den Gefallen, jedesmal, wenn sie kam, von Degenhardt zu sprechen, auch wenn er inzwischen den Alten nicht wiedergesehen hatte. Und einmal sagte er ihr geradezu: „Wissen Sie 'was, Kranich? Mir ist ein Gedanke gekommen. Degenhardt braucht eine Frau. Er muß gepflegt werden und die Grillen müssen ihm ausgetrieben werden. Vor Allem muß er auch besser essen. Seine grämliche Aengstlichkeit — das ist seine Hauptkrankheit. Wenn er eine Frau hätte" — Er sah, daß die Kranich unruhig auf ihrem Malschemelchen hin- und herrückte und der dick mit Cremserweiß gefüllte Pinsel in ihren Fingern zitterte, als sie das Kopftuch der Cenci untermalen wollte. Dennoch fuhr er ganz ruhig, hoch oben auf der Leiter vor seiner Staffelei stehend und seine Farbentuben auf die Palette ausdrückend, den Malstock unter dem Arm, einen Pinselstiel im Munde haltend, fort: „Ich muß sagen, daß für diesen Posten kein weibliches Wesen auf der Welt geeigneter wäre, als Sie, Kranich."

Der Pinsel schwankte in den Fingern der Kranich und fiel endlich zu Boden, ein weißes Farbenhäufchen dort ausschüttend. Die Kranich tupfte es mit dem Zeigefinger auf und schmierte es an ihre aus Sackleinwand geschnittene Schürze, die schon in allen Regenbogenfarben schillerte und von der Max Höhnert immer behauptet hatte, sie repräsentire den Werth eines ganzen Farbenladens. „Schändlich!" zischelte sie dabei. Kein Wort weiter. Und es blieb völlig unaufgeklärt, ob sie ihr Ungeschick oder Hilmar's Zumuthung damit bezeichnen wollte. Wahrscheinlich aber die letztere, denn sie stand alsbald

auf, räumte lärmend ihre Sachen zusammen und ging fort. Seinen Fragen von der Leiter herab stand sie weiter nicht Rede. Ehe er noch herabsteigen konnte, war sie schon hinaus.

Als er Abends bei ihr eintrat, um sie zu fragen, ob er sie beleidigt habe, fand er sie in einer merkwürdig rührseligen Stimmung. Sie schüttelte aber nur mit einer Art von stummer Verbissenheit den Kopf. „Sie werden also wiederkommen? fragte er."

„Niemals," war ihre Antwort.

Sie kam aber doch wieder. Schon nach wenigen Tagen. Diesmal in einer besonderen Angelegenheit. Sie verlangte nämlich von Hilmar, daß er sich an dem großen Kostümfest des Künstlervereins betheiligen solle, das für die nächste Woche als Abschluß der Karnevalsfestlichkeiten geplant war.

Hilmar hatte das gleiche Ansinnen bereits Otto Berwick gegenüber verweigert, er war erstaunt, daß die Kranich darauf zurückkam. Er war auch gerade in der Stimmung, sich für dergleicheu zu interessiren! Man sollte ihn ungeschoren lassen. Ohnehin hatte er es noch fast jedesmal ledern im Künstlerverein gefunden. Das war beinahe die Ressource einer guten, deutschen Provinzstadt, aber keine Vereinigung von lebensfrohen, voll Lust und Laune sprudelnden Künstlern. Er hatte sich das Alles ganz anders gedacht. Allen diesen Menschen schien der Humor ausgegangen zu sein, — natürlich genug, wenn Nahrungssorgen sie drückten. Es war weniger ein Hauch von genialischer Ungebundenheit in diesen Versammlungen und Festen, als eine dunstige, spieß-

bürgerliche Atmoſphäre die darüber lagerte. Alles war ſteif, triſt und gequält. Ihm wenigſtens war es ſo vorgekommen. Um zu trinken und ſich Cigarrenrauch in's Geſicht blaſen zu laſſen, brauchte man im Grunde keinen Künſtlerverein zu beſuchen. Dieſe ganze deutſche Vereinsmeierei war ihm ohnehin ein Gräuel. Und nun gar ſich in eine Narrenjacke ſtecken und mit der Schellenkappe klingeln, — das hätte ihm fehlen ſollen! Zu weſſen Vergnügen auch? Ihm ſelbſt gewährte es keins und die Anderen würden ſich ſicherlich auch ohne ihn behelfen.

Die Kranich ließ dieſen ganzen wortreichen Ausbruch über ſich ergehen, ohne ihn zu unterbrechen. „Thut mir leid," ſagte ſie dann phlegmatiſch, „aber ich habe es nun 'mal verſprochen. Und wenn die Kranich ſich dafür verbürgt, Sie herumzukriegen, ſo werden Sie ſie noch lange nicht im Stiche laſſen. Dafür kenne ich Sie viel zu gut. Im Uebrigen mögen Sie mit Ihren Schimpfereien ja mehr oder weniger Recht haben. Diesmal wird es aber wirklich hübſch. Und daß ein Malerauge an dem bunten Gewühl von echten Trachten und ſchönen Geſtalten keine Freude haben ſollte, machen Sie *mir* doch nicht weis. Weshalb Sie zu blaſirt oder zu peſſimiſtiſch geſtimmt ſein wollen, um an ſolchem Firlefanz theilzunehmen, — Sie, junger Mann, der ohnehin viel zu viel hinter der Staffelei hockt und ſich garnichts gönnt, — iſt ebenſo wenig einzuſehen. Und kurz und gut: Sie müſſen d'ran, es hilft Ihnen Alles nichts. Und Sie ſollten ſich ſchämen, daß Sie ſich erſt von ſo einem alten Weſen müſſen die Sporen einſtemmen laſſen, ehe Sie ſich in Trab ſetzen."

Hilmar war ungehalten trotz all' ihres Zuredens.

„Was haben Sie eigentlich davon, mich zu quälen?“ ſagte er. „Uebernehmen Sie doch, bitte, keine ſolche Garantien wieder! Was kann Ihnen denn daran liegen, mich im Harlekinkoſtüm zu ſehen? Ich bin ein ſehr ſpaßloſer Narr, kann ich Ihnen ſagen. Und Sie hätte ich für viel zu vernünftig gehalten, um mir ſolch' eine Suppe einzubrocken. Ich habe wahrhaftig Beſſeres zu thun, als den Spaßmacher für Andere zu ſpielen. Und wer ſind denn dieſe Anderen eigentlich? Wieſo iſt man gerade auf mich verfallen?“ Er konnte ſich garnicht beruhigen.

Die Kranich fing eine lange Auseinanderſetzung an. In allen Nöthen wandte man ſich nun einmal an ſie, ſie mußte immer aushelfen, ſelbſt da, wo die Dinge von ihrem eigentlichen Reſſort himmelweit ablagen. Für Herſtellung von Koſtümen aus billigen Stoffen war ſie übrigens berühmt, da die nachher ſogar immer nach etwas ausſahen. Ihre Wohnung hätte man einmal „Zum billigen Dekorateur“ genannt und darauf wäre ſie ſtolz.

Die Sache war nun die, daß man im Künſtlerverein ein Feſtſpiel aufführen wollte. „Der Sieg des Frühlings“ hieß es und war von Günther Dahlmann gedichtet worden, dem offiziellen Vereinsdichter, der ſeine Sache übrigens recht brav gemacht haben ſollte. Der Winter mit ſeinen Trabanten kam, um den Frühling mit ſeinen Blumen zu bekämpfen, bis die ſieghafte Schönheit der letzteren Alle bezwang und ſie gedemüthigt Frieden ſchloſſen. Eine Quadrille beendete das Kampfſpiel, in dem Blüthen als Geſchoſſe dienten und ſchöne Mädchenaugen unheilbare Wunden ſchlugen. Die Säle im Vereinshaus waren mit

Blumenguirlanden feſtlich und geſchmackvoll dekorirt. Das Ganze ſollte wie ein einziger Garten erſcheinen. Nun fehlte es an einem geeigneten Darſteller des Winters, nachdem der Bildhauer Schwärtzer, der die Rolle übernommen, plötzlich erkrankt war. Ohnehin war es ſchwer genug geweſen, die genügende Anzahl von Mitſpielenden aufzutreiben. Hilmar kannte ja dieſe Herren Künſtler. Entweder waren ſie zu bequem, um ſich auf ſolche Dinge einzulaſſen, oder zu ſteif und plump, um ſich für ſo ein gefälliges Schäfer- und Minne-Spiel zu eignen und nun gar eine — übrigens äußerſt kunſtvolle — Quadrille zu tanzen! Die Meiſten waren überhaupt mit dieſem ganzen Hokuspokus begreiflicherweiſe nicht einverſtanden, — eine ſolenne Kneiperei wäre ihnen lieber geweſen, — diesmal aber hatten die künſtleriſchen Elemente im Verein den Sieg davongetragen, in erſter Linie Günther Dahlmann, der ganz Feuer und Flamme für ſeine Idee ſei. Ihm gegenüber hätte ſie, die Kranich, da er über Schwärtzer's Erkrankung in Verzweiflung gerathen ſei, denn auch ſich verbürgt, ihm einen paſſenden Erſatz zu verſchaffen. Und es gab keinen geeigneteren, ja, überhaupt garkeinen anderen, der ernſtlich in Frage kam, als Hilmar. Es war überdies ein gutes Werk, Günther Dahlmann zu unterſtützen; der arme Kerl ging ja in ſeiner häuslichen Miſère — eine ſchlampige, italieniſche Wirthſchaft, ein immer unzufriedenes, ungebildetes, keifendes Weib und zum Ueberfluß Nahrungsſorgen und ein paar kleine Kinder, — völlig zu Grunde, ſodaß ihm ein Triumph wohl zu gönnen war. Er würde auch ſelber noch kommen, um Hilmar, den er ſchwärmeriſch liebe, zu beſtürmen. Eine

Abweisung sei wirklich unmöglich, zumal sich auch durchaus kein Grund dafür erfinden lasse. Die Blumen würden durch allerliebste Mädchen repräsentirt und nun gar der Frühling, mit dem er, als Winter, vornehmlich zu thun haben werde —

„Na, die Ueberraschung will ich Ihnen nicht verkümmern," sagte die Kranich. „Und Ihre Rolle lernen Sie in ein paar Stunden und das bischen Tanzen muß für einen Künstler, der doch wissen kann, was Rhythmus ist, keine Schwierigkeiten machen. Und für Ihr Kostüm lassen Sie man die Kranich sorgen, die richtet es Ihnen schon ein. Also abgemacht!" Und damit ging sie.

Hilmar's Entrüstung über die Ueberrumpelnng, der er zum Opfer gefallen, hielt gegenüber all' diesen Argumenten, zu denen sich noch Günther Dahlmann's persönliche Ueberredungsversuche gesellten, nur ein paar Tage lang Stand. Dann fügte er sich. Auch das würde vorübergehen. Nur daß er wahrlich nicht in der Karnevalslaune war, nicht einmal begriff, daß Andere davon beseelt sein konnten. Als er seine Rolle gelernt hatte, verlangte Günther Dahlmann eine Probe; eine einzige würde vielleicht genügen, die Anderen müßten natürlich alle Tage herhalten und er sei selbst dann noch nicht sicher, daß sie ihre Sache halbwegs ordentlich zu Stande brächten. Der kleine Journalist war in einer Aufregung, als ob es sich um die Première einer seiner Tragödien handelte, die Jahr aus Jahr ein heimathlos von Intendanz zu Direktion und von Direktion zu Intendanz irrten.

„Und einen „Frühling" habe ich für Dich, Bruderherz," sagte er, „na, ich will weiter nichts sagen, aber so

etwas ist überhaupt noch nicht dagewesen. Wenn Dich die nicht inspirirt — Donnerwetter, Kerl, die könnte Einen verrückt machen. Man müßte nur nicht an diesen ehelichen Felsen geschmiedet sein, ein moderner Prometheus, wie ich, und alle Gluth frei ausströmen dürfen, gleich Dir — Mensch, was bist Du glücklich! Und das hat übrigens erst Mühe gekostet, die zu gewinnen! Dagegen war das mit Dir ein reines Kinderspiel. Wie eine Beschimpfung nahm sie es so ungefähr auf, was wir ihr zugedacht hatten und wonach zwanzig Andere sich die schlanken Hälslein ausreckten. Noch ganz zuletzt fuhr sie mit dem schwersten Geschütz vor: sie sei nichts weniger als eine Frühlingsgöttin, viel zu alt und vor Allem viel zu kolossal dazu, — als Riesendame sollte man sie verwenden, sie würde ja alle Blumen todtdrücken; und was das für ein Winter sein müßte, der so aussähe, als wäre er ihr überlegen; so Einen gäbe es garnicht und die Sache würde einfach komisch wirken. — und so weiter. Es war eine Heidenwirthschaft. Kein Theaterregisseur kann mit rebellischen Primadonnen und Balletteusen einen schwereren Stand haben. Und der dicke Max wäre am Ende wirklich noch imposanter gewesen, als Du, Bruderherz, — aber dem pfeife einmal Einer nach! Und Du wirst Dich famos machen, Du hast so etwas, was man bei Frauen Chic nennen würde. O Du glücklicher Mensch! Wenn ich zwei Köpfe größer wäre und keine Frau hätte — Siehst Du, das wäre mein Schicksal, dieses Weib!"

Hilmar ahnte nach diesen Schilderungen, wen er als seine Partnerin in dem Festspiel finden würde, als er zur Probe ging. Sie konnten nur auf eine Einzige

paſſen. Und doch begriff er nicht, daß ſie ſich dazu hergab, ſich zur Schau zu ſtellen. Es widerſprach ſo ganz Allem, was ſie ihm geſagt. Freilich mochte es ihr gegangen ſein, wie ihm ſelber. Aber ein paar fröhliche Feſtſpielgenoſſen würden ſie ſein! dachte er mit bitterem Humor.

Im Saal des Vereinshauſes in der Via del Seminario herrſchte eine furchtbare Verwirrung, als Hilmar zur Probe kam. Der kleine Günther Dahlmann lief umher, mit den Händen ſein blondes Kraushaar zerraufend, wie ein Verzweifelter. Der Angſtſchweiß perlte auf ſeiner Stirn. Mania von Holmen hatte eben wegen Erkrankung ihrer Mutter die Probe abgeſagt und es als zweifelhaft hingeſtellt, ob ſie übermorgen zur Aufführung würde abkommen können. Jedenfalls möge man den Fall ihres Nichterſcheinens in's Auge faſſen und danach Vorſorge treffen. Günther hüpfte von einem Bein auf's andere, während er Hilmar, Mania's Brief, wie eine Fahne, in der Hand ſchwenkend, den Fall auseinanderſetzte.

„Eine Stellvertreterin finden! Als ob das ſo ſich nur kommandiren ließe. Uns im letzten Moment doch noch im Stich laſſen! Dieſe Schlange, die in jedem Weibe wohnt! Krankheit der Mutter — man kennt das. Larifari! Die Mutter iſt immer krank. Frauenzimmerlaunen, nichts weiter. Und Sie ſollen ſehen, meine Herrſchaften, ſie kommt nicht. Alles fällt in's Waſſer. Eine Andere iſt nicht da. Iſt ja auch Alles viel zu ſpät. Man ſoll mir meinen Sarg beſtellen. Ich überlebe die Sache nicht. Und die Botſchafter und Geſandten ſind eingeladen, — begreifen Sie? Die Sache iſt offiziell.

Die Zeitungen berichten darüber. Ich bin um meine Stelle, wenn ich mich in dieser haarsträubenden Weise blamire. Meine Kinder werden verhungern. Ich muß mich todtschießen, was bleibt mir denn sonst übrig? Ein kompromittirter Zeitungsschreiber, der Exzellenzen an der Nase herumgeführt hat, — das geht doch nicht, das ist ein Unding. Wer von Ihnen kann mir einen Revolver borgen?"

Und in all' dies Lamento hinein kicherten und schwatzten die jungen Mädchen, die in Gruppen zusammenstanden und sich von ihren Partnern, jungen Archäologen und Bildhauern, den Hof machen ließen; am Klavier wurde die Tanzmelodie geprobt; auf Stehleitern kletterten die Dekorateure auf und ab, um die Guirlanden zu arrangiren, die sich von der Mitte der Decke zu den Wandecken hinüberspannen sollten, um den ganzen Saal wie eine einzige Blüthenlaube erscheinen zu lassen; Kostüme wurden herumgezeigt und besprochen, ein lebhaftes Hin und Her erfüllte die Räume.

Hilmar fühlte sich nicht hierher gehörig. Selbst der Sinn für den Humor der Situation fehlte ihm. Man schlug zwar vor, daß er mit einer anderen Dame, welche die Rolle des Frühlings ablesen sollte, Probe halten möge, aber Günther Dahlmann erklärte das für völlig nutzlos. „Die Worte wird er ja können," jammerte er, „und die Stellungen, die Gesten, — Alles das kann nur die Inspiration geben, wenn die Königin der Blumen schön und sieghaft ihm gegenüber thront. Nein, nein! Laß nur Alles, Bruderherz, es fällt doch in's Wasser."

Hilmar kam ein rettender Gedanke. Er wollte zu

Mania gehen und, wenn der Zustand der alten Baronin es erlaubte, überhaupt die Aussicht auf Mania's Mitwirkung bestehen blieb, dort die Rolle mit ihr durchgehen.

Günther schloß ihn daraufhin in die Arme, wirkliche Thränen standen ihm in den Augen. Bruderherz, wenn Du es erreichtest, wenn Du Schmach und Lächerlichkeit von mir abwendetest, — ich mache Dich unsterblich. Ich lasse keinen Tag vorübergehen, an dem ich nicht eine Reklamenotiz über Dich in die Blätter lancire. Ich schreibe ein Dutzend Feuilletons über Dein Bild. Ich verbreite die abenteuerlichsten Gerüchte über Dich, blos damit man von Dir spricht und auf Dich aufmerksam wird. Sarah Bernhardt soll auf Dich neidisch werden. Barnum soll sich noch im Grabe umdrehen. Kurz: Du sollst belohnt werden. Aber halte Wort! Thue Dein Aeußerstes!" Und er küßte ihn auf beide Backen.

Hilmar hatte Mühe, sich unter dem Gelächter der Uebrigen endlich loszumachen.

Er ging geradeswegs zu Mania. Im Hotel wollte man ihn nicht vorlassen, die Frau Baronin sei krank. Hilmar setzte es durch, daß man wenigstens seine Karte hereintrug, und wenige Minuten darauf durfte er eintreten. Mania kam vom Nebenzimmer her. Sie sah blaß aus, was bei dem einfachen, schwarzen Kleide, das sie trug, noch besonders hervortrat. Ihr herrlich geschnittenes Profil, die schlanke Anmuth und doch wieder Fülle ihrer Glieder hatten Hilmar nie so berauscht, wie in diesem Augenblick, wo sie lautlos über den dicken Teppich des Zimmers auf ihn zuschritt und ihm die

weiße, ſchmale Hand reichte, die er ſo gern einmal in Marmor nachgebildet hätte. Wie ſchön dies Mädchen iſt! Er konnte jetzt keinen anderen Gedanken hegen, als dieſen. So ſchön hatte er ſie garnicht in der Erinnerung gehabt. Daß es ſoviel Schönheit überhaupt gab!

Hilmar war ſo betreten, daß er garnicht ſprechen konnte, beinahe vergeſſen hatte, weshalb er hier war. Ihre ſtrahlende Schönheit ging ihm wie eine Offenbarung auf.

Mania mochte etwas von dem ahnen, was in ihm vorging. Ein wehmüthiges Lächeln umglitt ihre feinen, ſtolz geſchwungenen Lippen. Dann bedeutete ſie ihm, ſich zu ſetzen und ſagte, ſich gegenüber in einen Seſſel lehnend: „Ich kann mir denken, weshalb Sie kommen. Es iſt dieſes Feſtes wegen, nicht wahr?“ Und als Hilmar eine zuſtimmende Bewegung machte, fuhr ſie fort: „Ich habe mich dazu überreden laſſen, ſo wenig das ſonſt mit meinen Wünſchen und Anſichten auch übereinſtimmt“ — eine flüchtige Röthe ging über ihre Stirn hin und ſie ſah ihn nicht an, während ſie ſprach, — „und ich hätte Wort gehalten. Nun iſt meine Mutter ſchwer erkrankt. Sie hatte heute Nacht einen ſo heftigen Lähmungsanfall, daß man das Schlimmſte befürchten konnte. Jetzt ſcheint es wieder beſſer, aber ich war nicht in der Stimmung, zur Probe zu gehen, überhaupt das Haus zu verlaſſen. Ich weiß auch nicht, wie es weiter werden wird, ob ich übermorgen fort kann. Meine Mutter, die übrigens jetzt bei klarer Beſinnung iſt, wünſcht es dringend. Aber Sie begreifen“ — Ihre dunkle, tiefe Stimme klang ſeltſam matt und weich.

„Wie spricht sich der Arzt aus?“ fragte Hilmar, als sie schwieg und vor sich hinblickte.

Sie zog mit einem gleichzeitigen Achselzucken die Brauen in die Höhe. „Er möchte trösten und kann doch nicht. Was wissen die Aerzte auch? Wenn sich ein ähnlicher Anfall wiederholt, wie heute Nacht, kann das Herz für immer stillestehen, das giebt er zu. Daß er sich nicht wiederholt, — wenigstens in der nächsten Zeit nicht, — dafür vermag er nicht zu bürgen. So werde ich trotz all' seiner vorbeugenden Mittel, an denen er es nicht fehlen läßt, nun in der steten Sorge leben müssen. Und dabei vor fremden, gleichgültigen Menschen Komödie spielen und sich zur Schau stellen, — Sie sehen ein, daß mir das widerstreben muß; selbst wenn bis dahin Alles gut steht. Trotzdem ist es möglich, daß meine Mutter es von mir verlangen wird, daß ich spiele. Und es sieht ihr ähnlich. Dann werde ich mich natürlich fügen. So stehen die Dinge heut. Hat man keine Vertreterin gefunden?“

Hilmar schilderte mit ein paar Worten die Situation, die er im Künstlerhause vorgefunden. Ein Lächeln glitt um Mania's Lippen. „Wollen Sie morgen wiederkommen?“ fragte sie. „Dann werde ich klarer sehen können. Muß ich mich entschließen, so ist morgen noch Zeit genug zu einer Probe. Von der Quadrille schließe ich mich in jedem Falle aus. Bringen Sie dem Dichter diesen schwachen Trost!“ Da Hilmar aufstand, fügte sie hinzu: „Das sollte keine Verabschiedung sein.“

„Ich verstehe trotzdem, daß Sie jetzt allein sein wollen.“

„Nein, nein," fiel sie rasch ein. „Allein? Das ist es ja gerade, was jetzt zum ersten Male über mich gekommen ist, diese furchtbare Angst vor dem Alleinsein. Bis heute Nacht habe ich nichts davon gewußt in meinem Leben, — selbst damals nicht — Sie wissen, was ich meine. Und nun" — Es schüttelte sie wie ein Fieberfrost.

„Sie sind krank," sagte er, „Sie müssen Ruhe haben. Morgen spreche ich wieder vor. Leben Sie wohl!"

Während ihre Hände sich in kurzem Druck umschlossen, begegneten ihre Augen sich zum ersten Male. In denen Mania's war etwas Irres, Suchendes, Fieberisches, was er vorher nie bemerkt. Ein Bangen lag darin. Die selbstsichere Haltung des Mädchens schien ihr in dieser einen Nacht verloren gegangen zu sein. Es sah aus, als bedürfte sie einer Stütze, als sei sie sich plötzlich ihrer Schwäche, ihrer hülflosen Weiblichkeit bewußt geworden. Wenn er ihr diese Stütze hätte sein können! Ein heißes Begehren, ein wilder Zorn waren in ihm. Fast rauh verließ er sie. —

Als er am nächsten Tage wiederkam, fand er sie verändert. Sie hatte sich gefaßt, wenigstens einen Theil ihrer sonstigen Ruhe zurückgewonnen. Die Dame der vornehmen Welt stand vor ihm, während er gestern nur die sorgenvoll vergrämte Tochter einer kranken Mutter gesehen hatte. Vielleicht schämte sie sich sogar der Schwäche, die sie ihm gezeigt.

Ihn selber verstimmte das. Sie war ihm gestern menschlich soviel näher gewesen. Oder spielte sie nur mit ihm? War das heute nur eine Maske, wie denn alle

Menſchen eine Maske in dieſem albernen Karneval des Lebens trugen und man vor ihnen erſchrak oder erſtaunte, wenn die Stunde geſchlagen hatte, wo die Demaskirung zur Pflicht wurde? Aber warum eine Maske vor ihm? Hatte er nichts beſſeres verdient, als alle Anderen? Wodurch freilich auch? Bitter wallte es in ihm empor. Und doch hätte er ſie auch wieder an ſeine Bruſt reißen mögen, bis unter ſeinen Küſſen ihre Maske hingeſchmolzen wäre, daß nichts zurückblieb, als ein ſchwaches, beſiegtes, leidenſchaftglühendes Weib. War ſie das nicht im tiefſten Grunde ihres Weſens? Damals am Koloſſeum, als ſie ihn zornig gefragt, weshalb er ſie fliehe, war es ihm ſo erſchienen. Nur daß er nicht der Sieger ſein durfte!

Die alte Baronin hatte den Anfall glücklich wieder verwunden. Sie ſaß in ihrem Rollſtuhl, wie ſonſt, vielleicht noch blaſſer und eingefallener, aber mit ihrem freundlichen Lächeln in dem von grauen Locken umrahmten, welken Geſicht und den klugen, ruhigen, grauen Augen, die Alles ſahen und ſich über nichts wunderten. Sie hatte darauf beſtanden, daß Mania ihr Verſprechen einlöſe, und wollte heute vom Nebenzimmer aus, zu dem die Flügelthüren offen ſtanden, der Probe beiwohnen.

Mania erhob keinen Widerſpruch mehr. Sie nahm den Weiſungen des Dichters gemäß, deſſen Manuſkript ſie in der Hand hielt, auf einem Seſſel Platz und verſuchte, ſich eine träumeriſch-nachläſſige Haltung zu geben. Hilmar mußte von links her mit gezücktem Schwert, für das er heute die Feuerzange des Kamins verwandte, hereindringen, um die ihm nachſtürmenden Trabanten zum Kampf und Mädchenraub anzuſpornen. Ein längeres Zwiegeſpräch zwiſchen den beiden Widerſachern folgte.

Mania ſprach ihre Rolle matt und eintönig. Man ſah, daß ſie nicht bei der Sache war, ſie markirte nur. So fühlte auch Hilmar ſich nicht angeregt, Günther Dahlmann's ſchwungvolle Verſe mit Feuer vorzutragen. Der kleine Dichter wäre ſicherlich entſetzt geweſen, wenn er dieſer farbloſen Probe beigewohnt hätte, in welche die alte Baronin von ihrem Stuhl aus vergebens ermunternd und beflügelnd hineinredete. Uebrigens beherrſchten Beide ihre Rollen lückenlos.

„Nun, das wird ein recht lebhafter Kampf werden," meinte die alte Dame zuletzt in gutmüthiger Ironie, „ich bin doch recht froh, daß ich ihm nicht beizuwohnen brauche. Und dabei hat der Dichter durchaus ſeine Schuldigkeit gethan. Es iſt kein Feuer mehr in der heutigen Jugend."

„Morgen wird Alles beſſer gehen," tröſtete Mania. „Aber ich habe zur Komödiantin wirklich noch weniger Talent, als ich dachte."

Hilmar ſah ſie durchdringend an, aber ſie wich ſeinem Blick aus. Als er ſich verabſchiedete, ſagte ſie: „Ich hatte heute einen Brief von Saſcha aus Palermo, — den erſten, ſeit ſie fort iſt. Es ſtehen Grüße für Sie darin. Aber ſonſt klingt der Brief traurig, merkwürdig traurig. Der ſtürmiſch erwachende Frühling des Südens und der Ueberſchwang von Blüthen ſtimmen freilich traurig, wenn man ſich ausgeſchloſſen vorkommen muß. Aber ſie war ſonſt ſo in ſich gefeſtet, ſo ruhig, — ich hätte ſie für viel zu ſtolz gehalten für einen ſo traurigen Brief. Selbſt mir gegenüber."

„Auch das war vielleicht Alles nur Maske," ſagte Hilmar ſcharf.

Sie sah mit einem seltsamen Blick, wie von unten herauf, zu ihm hinüber. „Auch?“ wiederholte sie fragend.

Er zuckte die Achseln. Seine Zähne lagen fest aufeinander. „Ja,“ sagte er endlich brüsk, „denn wir machen es ja wohl alle nicht anders. Blos daß zuletzt unsere Maske uns so gewohnt wird, daß wir selber glauben, es wäre unser eigentliches Gesicht. Nur manchmal kommt dann doch eine Stunde im Leben, wo wir sie herabreißen, und dann wundern sich die Menschen oder entsetzen sich auch gar oder lachen über uns. Das ist wohl das Gewöhnlichste. Und man mag nicht gern ausgelacht werden. Deshalb —“

Ihre Augen ruhten in steigender Verwunderung auf ihm. Verwirrt brach er ab. „Verzeihen Sie,“ sagte er und verneigte sich. „Auf morgen also! Sie werden noch viel mit Ihrem Kostüm zu thun haben. Und auch ich muß nach dem meinigen sehen und zugleich Günther Dahlmann aus seinen Zweifeln erlösen. Guten Abend.“ Wie ein Fremder verabschiedete er sich und ging. —

Am anderen Tage malte er bis zum Dunkelwerden. Er dachte kaum mehr an die Aufführung vom Abend. Nur daß Mania mit keinem Wort nach seinem Bild gefragt hatte, beschäftigte ihn. Auch sie glaubte wohl nicht mehr an ihn. Aber ihr zum Trotz wollte er das Bild fertig malen und sich die Anerkennung der Welt damit erzwingen. Es war einer von seinen immer wiederkehrenden Paroxysmen, in denen er sich dann mit fieberndem Ungestüm auf seine Arbeit warf und die doch nie lange Stand hielten, meist mit einer völligen, seelischen und körperlichen Erschlaffung endigten. Wie letzte, krampf-

hafte Zuckungen war es, ein verzweifeltes Anringen gegen die grauenhafte Vision eines ewigen Torso's, die ihm entgegengrinste.

Nur daß er eigentlich nie weiter kam, das längst Gemalte immer wieder neu malte in seiner Unbefriedigung. Und dann gelangte er zuletzt meistens zu dem Schlusse, früher sei es besser gewesen. Manchmal hielt er von der ganzen Idee nichts mehr, das Bild erschien ihm lächerlich, eine Ungeheuerlichkeit. Daß es zur römischen Ausstellung nicht fertig werden würde, stand nun schon fest. Aber auch der Gedanke, daß es überhaupt nie fertig werden würde, kam ihm immer wieder und ließ sich nicht mehr verscheuchen. Selbst das Bild für James Herloßsohn war nicht vollendet worden. Wahrscheinlich war er dazu bestimmt, nie ein Werk zu vollenden.

In solcher Stimmung kam er zum Kostümfest des Künstlervereins. Die Kranich hatte ihn nicht im Stiche gelassen. Sein Kostüm war fertig geworden; es bestand übrigens nur in einer silberschimmernden Sturmhaube, einem weißen Mantel über der Rüstung und einem schneeigen Bart, der bis über die Brust herabreichte. Aus welcher Requisitenkammer die Kranich sich das Alles verschafft hatte, mochte der Himmel wissen. Er hatte sie Nachmittags garnicht mehr zu sehen bekommen, denn sie wollte selbst im Kostüm erscheinen und Jedermann sollte überrascht werden.

In den Räumen des Künstlervereins wogte eine bunte, festliche Menge. Da eine Fracksteuer von Allen erhoben wurde, die ohne Kostüm erschienen, waren in dem farbigen Gewühl nur vereinzelte, schwarze Kleye zu

gewahren. Auch dieſe nicht ohne einige bunte Tupfen, denn die Befrackten waren zumeiſt ältere Herren, die über einige mehr oder minder angeſehene Orden zu verfügen hatten. Im Übrigen ſah man ein Durcheinander von Koſtümen aller Jahrhunderte und aller Nationen. Eine moderne Bulgarin promenirte am Arm eines mittelalterlichen Landsknechts, ein Beduinenſcheik, auf deſſen Echtheit man geſchworen hätte, wetteiferte mit einem in Stahl gehüllten Turnierritter um die Gunſt einer reizenden, kleinen Andaluſierin. Man ſah griechiſche Rhetoren neben oberbairiſchen Gemsjägern, eine ſchöne Tſcherkeſſin am Arm eines norwegiſchen Bauernmädchens und gefolgt von einem Grenadier aus der Friderician iſchen Zeit. Die Archäologen waren zumeiſt in der weißen Toga mit epheuumkränztem Haupt, die Kunſthiſtoriker in farbenprächtigen Renaiſſance-Koſtümen erſchienen. Alle Ateliers von Rom hatten die Truhen mit bunten Stoffen und alten Trachten geöffnet, die ſie bargen. Eine glanzvolle Verſammlung hatte ſich in den reich und geſchmackvoll dekorirten Sälen zuſammengefunden. Die Elite der in Rom anweſenden Fremden und die ganze deutſche Kolonie waren vertreten. Trotz aller Spaltungen und Rivalitäten im Einzelnen hatte ſich heute doch kaum Einer vom Feſte ausgeſchloſſen. Jeder wollte ſehen und geſehen werden.

Das geſammte Geſandtſchaftsperſonal war erſchienen, auch das der „ſchwarzen Geſandtſchaft“, wie die beim Vatikan beglaubigte Diplomatie genannt wurde. Der Botſchafter, eine hohe, diſtinguirte Erſcheinung mit dem preußiſch-militäriſchen Typus, war der Mittelpunkt des

allgemeinen Interesses. Daneben erregten besonders die wenigen Koryphäen der Kunst, die noch wie aus einer besseren Zeit in die neuen Tage herüberragten, die Aufmerksamkeit. Unter ihnen war vor Allem der um Haupteslänge die Anderen überblickende Nestor der deutschen Bildhauerkunst in Rom, ein schöner, edler Greisenkopf; neben ihm sah man das kluge, bebrillte, halb behaglich, halb ironisch lächelnde Gesicht seines jüngeren, aber nicht unberühmteren Kunstgenossen, der den rheinischen Dialekt des Ersteren in unverfälschter, schwäbischer Mundart erwiderte. Auch der immer jugendlich-elastische Heinz Lüders mit seinem scharf markirten Profil, dem grauen Zwickelbart und dem beweglichen Kneifer auf der schmalen, gebogenen Nase war erschienen; Stinding schob sich mit seinen ungeschlachten Bewegungen und den kleinen, tiefliegenden Augen in dem breiten, von kurzem, grauen Stoppelbart umstarrten Gesicht stumm und verlegen durch die Reihen; Jacques Bachler tänzelte im Kostüm eines spanischen Hidalgo, mehr als je einer Ziege ähnelnd, geziert und selbstbewußt in der Nähe der reizvollsten Damen umher.

Auch James Herloßsohn fehlte nicht. Breitspurig, mit seinem von Jovialität strahlenden Vollmondsgesicht, die Füße beängstigend weit nach auswärts setzend, schritt er mit seiner Ehehälfte am Arm durch den Saal. Eine Atmosphäre von Wohlwollen und Sattheit strömte von ihm aus, obgleich ihm der Schweiß von der Stirn lief und seine Frau ihm bei jedem Schritte auf die Zehen trat. Ein Orden, den Niemand kannte, der aber sehr breit war und an einem knallrothen Bande

hing, ſchmückte die Klappe ſeines Fracks. Man flüſterte ſich zu, die Republik Honduras habe ihm denſelben für Beförderung von Künſten und Wiſſenſchaften verliehen, unter der wahrſcheinlich die Maſſeneinfuhr von wohlfeilen Bildern, die er in Rom erhandelt, zu verſtehen ſei. Nach allen Seiten grüßend und lächelnd, während ſeine Frau ſteif aufgerichtet und ſich mit einem Rieſenfächer Kühlung zuwehend, neben ihm unbeweglich einherſchritt, hielt er ſich immer in der Nähe der Spitzen der Geſellſchaft und hatte ebenſo devote Diener vor allen offiziellen Perſönlichkeiten, wie einen gnädig-herablaſſenden Handwink für „ſeine“ Künſtler zur Verfügung, während ſeine Frau ſcheinbar die Deckendekoration nie genug betrachten konnte.

Dem Paar als Adjudant folgte der ſchöne Karl Hellwig im Koſtüm eines Sioux-Indianers, durch das er bei all' ſeinen Verehrerinnen ebenſoviel Entſetzen wie Bewunderung erregte. Man begriff nicht recht, wie er ſich ſo hatte entſtellen können. Nur Eingeweihte behaupteten, daß ſo ſeine Beine, auf die er am Stolzeſten war, in den ledernen Mocaſſins am Vortheilhafteſten hervortraten. Röschen und die Miß begleiteten ihn in reſpektvoller Entfernung. Die Letztere war im Koſtüm der Shakeſpeare-Zeit erſchienen, während Röschen, die wochenlang alle Ateliers von Rom unſicher gemacht hatte, ſchließlich einem ſchlechten Scherz Hellwig's zum Opfer gefallen war, der ihre dürre Hopfenſtangen-Geſtalt mit den Eisbärfellen ſeines Wohnzimmers umhüllt hatte und ſie als „germaniſche Jungfrau“ auftreten ließ.

Zu den gefeiertſten und umworbenſten Perſönlichkeiten des Feſtes gehörte neben all' dieſen auch der Maler

William Koch, ein Deutsch-Engländer mit dem Aussehen und den Manieren eines britischen Lords, der durch sein Raffinement in der Reklame und durch seinen Geschäftssinn ebenso berühmt war, wie durch sein übertünchtes Gentlemanthum und die offenkundige Praxis, die er seit Jahren in der Verwerthung seiner Bilder ausübte. Mit allen Fremdenführern, die ihm die Amerikaner schaarenweise in seine mit orientalischer Ueppigkeit ausgestatteten Ateliers führten, in engster Verbindung, hatte er soviel Bilder und Skizzen zu liefern, daß er, der von Hause aus bedeutendes Talent besaß, aber längst zu bequem geworden war, um es auszuüben, eine Reihe von jungen, mittellosen Anfängern mit zehn Lire pro Tag besoldete, um seine einmal vorhandenen Originale immer auf's Neue kopiren zu lassen und unter diese handwerksmäßigen Nachbildungen seinen Namen dann in der weltbekannten, flotten, rothen Pinselschrift setzte. So gingen sie als seine Werke reißend ab; kaum ein vornehmer Fremder oder reicher Yankee wagte Rom zu verlassen, ohne eins davon zu erwerben. Die Ciceroni versicherten, daß das ebenso nothwendig sei, wie den Papst gesehen zu haben. Alle Fürstlichkeiten und sonstigen Notabilitäten, die nach Rom kamen, besuchten die Ateliers von William Koch, der dann Notizen darüber in die Blätter brachte und so aus jeder dieser Visiten Kapital schlug. Seine „Tagelöhner", wie man sie in Künstlerkreisen nannte, konnten oft nicht schnell genug „Das Forum bei Sonnenuntergang", „Campagna im November" und das berühmte „Römische Straßenleben" herstellen. Dabei wurde er von Allen, denen seine Machinationen bekannt waren, ebenso im Stillen verachtet, wie man ihm öffentlich den

Hof machte. Trotzdem seine Rücksichtslosigkeit gegen alle nicht reichen und nicht einflußvollen Personen sprichwörtlich war, bückte man sich doch überall vor ihm und die verarmten Künstler drängten sich insgeheim dazu, unter seine besoldeten Kopisten aufgenommen zu werden.

Ein feines, verächtliches Lächeln um die dünnen, bartlosen Lippen, das randlose Monocle im Auge, an den Seidenaufschlägen seines Fracks ein Dutzend Ordensbänder, bildete er mit den Diplomaten und dem „Mäcen von Rom" zusammen den gefeiertsten Mittelpunkt der Gesellschaft, ohne die Hände je aus den Hosentaschen zu nehmen, was die Miß als durchaus „distinguished" und „gentlemanlike" gegen alle Andersdenkenden vertheidigte. Sie selbst sonnte sich so bewunderungsvoll an den Ausstrahlungen dieses falschen Engländerthums, gleichzeitig hin und wieder eifrig ihre Notizen für die nothwendige Berichterstattung in ein Taschenbuch kritzelnd, daß Röschen ungestört ihre Eisbärfelle hinter dem Indianer Hellwig herschleppen konnte. Ihr selbst lag das Berichterstatten heute ganz fern, ein verklärtes Lächeln, ein Ausdruck der Weltfremdheit spiegelte sich in ihren zerknitterten Zügen. Sie hatte heute etwas von wiedergewonnener, jüngferlicher Schämigkeit in Wesen und Ausdruck.

Keiner betrachtete den Halb-Engländer aber mit so feindseligen Blicken, wie Herr von Wyssel, der im rothen Jagd-Frack erschienen war und seinen mächtigen Schnurrbart fast zerzupfte, während er sich ihm in herausfordernder Stellung gegenüber aufpflanzte. Die Beiden waren in der Ausnutzung brachliegender, künstlerischer Kräfte zu ihren egoistischen Zwecken, die sie mit brutaler Konsequenz ver-

folgten, erbitterte Nebenbuhler. Nur daß Herr von Wyssel mit den Preisen, die William Koch bot, nicht konkurriren konnte. Er spielte seine Todfeindschaft gegen diesen seither auf die instinktive, nationale Abneigung gegen den „Mischling“ heraus und trug dem nonchalanten Sichgehenlassen William Koch's gegenüber die steifen, preußischen Lieutenants-Manieren ostentativ zur Schau.

Und mitten durch den bunten Schwarm, der lachend und schwatzend die Säle füllte, — Otto Berwick war zu allgemeinem Entsetzen in seinem verschossenen, olivgrünen Sammetjacket erschienen, noch dazu, ohne Frack-Steuer erlegen zu müssen, — bewegte sich die Kranich, die als Tanagra-Figur erschienen war und mit unwiderstehlicher Komik wirkte. Obgleich das ursprünglich keineswegs in ihrer Absicht gelegen hatte, stimmte sie schließlich doch gutmüthig in die allgemeine Heiterkeit ein, die ihren Rundgang begleitete.

Aus der deutschen Künstlerkolonie vermißte man nur Joachim Timm, Max Höhnert und den alten Degenhardt. Der Letztere zog grundsätzlich nie einen Frack an und daß er sich in ein Maskenkostüm vermummte, wagte selbst der ausgelassenste Kunstjünger ihm nicht zuzumuthen.

Endlich ertönte das Klingelzeichen für den Beginn des Festspiels und Alles drängte dem Hauptsaal zu. Günther Dahlmann stand im Nebenraum hinter der Portière; die Haare klebten ihm an den Schläfen, auf seiner Nase perlte der Schweiß. Der weiße Shlips war heruntergerutscht, seine Handschuhe in allen Nähten geplatzt. Hoffnung, Angst, Verzweiflung, Triumph, — das Alles malte sich in jähem Wechsel auf seinen verstörten

Zügen. Er zitterte, trocknete ſich die Stirn, rang nach Athem, wie ein Ertrinkender. Seit einer halben Stunde hielt er die Glocke in der Hand. Und man wurde nicht fertig. Immer hatten dieſe Damen noch irgendeine Blume feſtzuſtecken, irgendeine Schleife zurechtzurücken, immer gab es noch etwas im Haar zu ordnen. Es war eine unſägliche Marter. Und doch reichte der Poet, ohne ein Wort zu äußern, nur mit einem Seufzer, der jedesmal tiefer wurde, in der linken Hand Uhr und Klingel, mit der Rechten aus ſeinem Etui immer eine Stecknadel nach der andern herüber. Einmal würde ja doch Alles feſtgeſteckt ſein.

Aber als die Damen mit ihren Anſprüchen verſtummten, kamen die Herren an die Reihe. Die unmöglichſten Anforderungen wurden an Günther Dahlmann geſtellt, der Dichter, Regiſſeur, Garderobier und Vertrauter — Alles in Einem ſein ſollte. Und er ließ keinen Laut des Unmuths oder der Verzweiflung hören. Allen half er, Allen gab er Recht, Allen fügte er ſich. Nur der Blick, den er manchmal zur Höhe emporrichtete, redete von dem Jammer ſeines Inneren. Wenn er erſt einmal angefangen hätte, ſeiner zornigen Empörung Luft zu machen, — auch nur mit einem einzigen Wort, — ſo würde Alles zu Ende ſein; das fühlte er, denn dann gab es kein Aufhören mehr. Und zu guterletzt erklärte der Kunſthiſtoriker Doktor Helden, den man überhaupt nur als Nothbehelf zugelaſſen hatte, — denn er war ſteif zum Gotteserbarmen, tanzte ſchrecklich und wollte durchaus ſeine Brille nicht abnehmen, — er habe ſich den Knöchel vorher auf der Treppe verſtaucht und könne kaum auftreten vor Schmerzen, geſchweige denn tanzen. Damit war Alles in Frage geſtellt.

Und hier war endlich der Punkt, wo Günther Dahlmann's Geduld riß. „Herr!“ schrie er, während er die Klingel wie wahnsinnig schwenkte, „tanzen können Sie überhaupt nicht. Hopsen Sie also nur gerade so herum, wie auf den Proben, meinetwegen auf einem einzigen Bein! Aber ich erwürge Sie mit diesen meinen Händen, wenn Sie zurückbleiben, so wahr ich Günther Dahlmann heiße und der unseligste und geschundenste Mensch auf Gottes Erdboden bin. Vorwärts!“

Das wirkte. Sekundenlang standen Alle starr vor diesem Ausbruch. Dann ging der Vorhang nebenan auseinander, und der Herold sprach seinen Prolog. Die Vorstellung hatte begonnen.

Hilmar hatte Mania noch nicht zu Gesichte bekommen. Als der Vorhang, hinter dem sich inzwischen die Blumenkönigin mit all' ihren Gespielinnen aufgereiht, zum zweiten Male sich theilte und er nun hereinstürmend sie auf ihrem mit Blüthen verschwenderisch geschmückten und überstreuten Thronsessel lehnen sah, die jungen Genossinnen, von denen jede eine besondere Blume repräsentirte, auf den Stufen zur Rechten und zur Linken gelagert, konnte er kaum einen Ausruf des Entzückens zurückdrängen und es vergingen Sekunden, ehe er zu sprechen begann. Dann aber wußte er in seinen Worten auch seine bewundernde Ueberraschung so feurig, so überzeugend zum Ausdruck zu bringen und Mienen und Bewegungen standen bei ihm in so gewinnendem Einklang damit, daß sein stürmischer Aufruf an die ihm nachfolgenden Trabanten, diese schönen Kinder als willkommene Beute davonzutragen, im Zuschauerraum als Echo einen brausenden Beifall weckte, zu dem Seine

Exzellenz, der Botschafter, selber mit gnädigem Lächeln das erste Zeichen gab.

Mania's Schönheit hatte wie verblendend auf Hilmar gewirkt. Jetzt riß sie ihn fort. Er war plötzlich nicht nur ganz in seiner Rolle, er wuchs sogar über sie hinaus, er gestaltete sie nach den Empfindungen, die ihn in dieser Stunde durchwogten. Man erhielt den Eindruck des Echten und er wirkte ansteckend mit seinem Enthusiasmus ebenso, wie in seinem leidenschaftlichen Begehren. Das Alles war garnicht gemacht, es war mehr, als ein flüchtiges Komödienspielen.

Und Mania ließ sich auch ihrerseits dadurch stacheln, ganz neue, eigenartige Töne in ihre Rolle zu legen. Sie war anfangs die erschreckte und zürnende Gegnerin, dann die strahlende Herrin, zuletzt die mit sieghaftem Lächeln gnädig triumphirende und im Bewußtsein ihrer Allmacht mild verzeihende Fürstin des Lebens. Das Eine wie das Andere kam bei ihr zu bezwingendem Ausdruck. Es war, als sei sie sich selber all' ihrer Reize und unwiderstehlichen Kampfmittel bewußt und als bäte sie gleichzeitig immer mit einem halb verlegenen, halb demüthigen und doch auch wieder dankbaren Lächeln um Verzeihung dafür, daß sie dieselben geltend mache. Eine Verkörperung des Frühlings im landläufigen Sinne war sie sicherlich nicht. Es war eigentlich nichts Liebliches in ihrer Erscheinung und in ihrem Wesen. Alles war machtvoll und sieghaft. Sie war die Königin des Lebens, die selbst den starren Trotz und die wilde, wüthende Begehrlichkeit des zerstörenden Winters hoheitsvoll niederzwang.

Wie sie zuletzt, hoch aufgerichtet, die Linke leicht auf

die Lehne des Thronsessels gestützt, vor ihm stand, während die Blüthen aus ihren gelösten Haaren, von den Falten des Schleiers und der Gewänder niederrieselten, erschien sie Hilmar so berückend schön, daß es ihn keinerlei Ueberwindung kostete, sich auf ein Knie vor ihr niederzulassen und sich für überwunden zu erklären. Klirrend entsank ihm das Schwert und er beugte demüthig das trotzige Greisenhaupt. Dazu sprach er die Worte:

„Vergeblich war's, mir meine Macht zu retten,
Du fesselst mich mit Deinen Blumenketten,
Als Sklave Dir zu Füßen sink' ich hin.
So übe Gnade, schöne Siegerin!
Mit Deinen Waffen: Duft und Licht und Sonne
Wird mir die Niederlage noch zur Wonne,
Ich grolle nicht, ich jauchze Dir entgegen,
Dir zu erliegen schon ist Glück und Segen.
Die Pfeile küss' ich, die mich tödtlich trafen, —
Nun schalte, wie Du willst, mit Deinem Sklaven!"

Inzwischen hatten die Blumen-Jungfrauen einen graziösen Wurfkampf mit Blüthengeschossen gegen die Trabanten des Winters unternommen, die einer nach dem anderen besiegt in's Knie sanken, um dann begnadigt zu werden, und die Blumen-Quadrille, der die Königin lächelnd von ihrem Thron zuschaute, den mit blühenden Ketten gefesselten Winter zu ihren Füßen, konnte beginnen. Als auch sie vorüber war, erscholl nicht enden wollender Beifall und das Schlußbild bei bengalischer Beleuchtung mußte immer auf's Neue gezeigt werden. Die Begeisterung hatte ihren Höhepunkt erreicht.

In der Garderobe schloß Günther Dahlmann Hilmar weinend in die Arme. Ein Krampf rüttelte an ihm.

„Wenn ich Dir das je vergesse, Bruderherz", lallte er, denn er hatte, um seiner Angst und Erregung Herr zu werden, eine Flasche italienischen Sekt während der Aufführung ausgetrunken, „wenn ich Dir das je vergesse, Lebensretter!"

Er konnte nur mit Mühe zurückgehalten werden auch Mania in seiner begeisterungsvollen Rührung um den Hals zu fallen. Dann kam der große Moment, wo Seine Exzellenz sich den glücklichen Dichter vorführen ließ und dieser, der sich kaum auf seinen Füßen hielt, unter unaufhörlichen Bücklingen stammelte: „Die große Ehre — trotzdem ich der Vertreter liberaler Zeitungen bin, — die große Ehre, Exzellenz — Und meine Gesinnungen schließen nicht aus, daß ich zu Ihrer Huldigung speziell" —

Zum Glück war Seine Exzellenz nicht sehr geneigt, zuzuhören, wenn man zu ihr sprach, und so ging die kurze Unterredung folgenlos vorüber; Günther Dahlmann wurde mit einem gnädigen Lächeln entlassen. Dann kam Hilmar an die Reihe. Künstler standen für Seine Exzellenz schon eine Stufe höher, als Zeitungsschreiber, von denen Exzellenz nicht viel hielt. Die Ansprache war daher überaus huldvoll. Exzellenz erkundigte sich eingehend nach Namen, Herkunft und Thätigkeit des jungen Malers, der ein so offenkundiges Bühnentalent an den Tag gelegt habe, versprach demnächst einen Atelierbesuch und machte ein paar liebenswürdige Andeutungen auf die Möglichkeit eines Bilderankaufs. Die gesammte Diplomatie stand im Halbkreis dabei umher und des Lorgnettirens und Lächelns war kein Ende. Hilmar schien

plötzlich zum Mittelpunkt des allgemeinen Interesses geworden zu sein. Man erkundigte sich nach ihm, man legte Theilnahme für seine Arbeiten an den Tag, man behandelte ihn beinahe wie Seinesgleichen.

Während die Herren dann Mania ihre bewundernde Anerkennung aussprachen, — alle diese hohen Gardes du Corps-Gestalten überragten kaum ihren Scheitel, — wurde Hilmar schon von einzelnen seiner Kunstgenossen beglückwünscht. Nicht zum Wenigsten sprach Neid aus den Worten, mit denen sie ihn umdrängten. Sein Glück sei ja nun gemacht, hieß es, Exzellenz werde über ihn nach Berlin berichten, der Staat werde Bilder von ihm ankaufen; jetzt gälte es nur, das Eisen zu schmieden, solange es warm sei.

Hilmar hatte Mühe, dieser zudringlichen Rathschläge sich zu erwehren. Ihn ekelte all' dies schale Treiben an. Eine tiefe Niedergeschlagenheit hatte ihn überfallen, obgleich sein Blut immer noch fieberte. Wenn er zu Mania hinüberblickte, die stolz und königlich inmitten der sie umdrängenden Männerwelt stand, schlug sein Herz athemraubend.

Indeß hatte der Ball begonnen und, da der offizielle Theil des Festes vorüber war, hielt Exzellenz es für angebracht, sich zurückzuziehen. Damit war natürlich auch das Signal für die übrige Diplomatie und alle diejenigen gegeben, die sich außerdem zu den Spitzen der Gesellschaft rechneten. Keiner von Allen blieb. Selbst James Herloßsohn ging, obgleich er für sein Theil sich gern einmal „populär gezeigt hätte"; seine Frau duldete das nicht. Sie hatte ihm auch wegen seiner zu großen

Leutseligkeit schon so oft auf die Füße getreten, daß sie ihn schmerzten.

Uebrigens hatte bei einem großen Theil der Festgäste die animirte Stimmung bereits einen derartigen Höhegrad erreicht, daß der Rückzug der offiziellen Persönlichkeiten zur rechten Zeit stattfand. In der kleinen, bildergeschmückten, altdeutschen Trinkstube war bereits fleißig gebechert worden, zumal von den Künstlern viele nicht tanzten und das Festspiel nicht nach ihrem Geschmack gewesen war. Karl Hellwig hatte darüber sogar den Anschluß an Herloßsohn's versäumt. Wie gewöhnlich, ließ er sich nach dem ersten Fiaschetto gehen, seine Bauernnatur kam dann manchmal bis zur Rohheit zum Vorschein. Heute war er erst bis auf die Staffel ungebundener Heiterkeit gelangt und drehte sich mit einem Sessel im Arm vor den jubelnden Genossen nach den bis hierher dringenden Walzerklängen aus dem großen Saal umher, um zu beweisen, daß er tanzen könne und nur mit Frauenzimmern nicht tanzen möge. Röschen, die auf der Thürschwelle des Nebengemachs stand, hielt sich die Seiten vor Lachen. Weder sie noch die zimperliche Miß nahmen jemals Anstoß an Karl Hellwig's „genialen Exzentrizitäten." Nur als er nachher durchaus mit brennender Cigarre in den Ballsaal gehen wollte, mußte man ihn mit Gewalt zurückhalten. Die Unterhaltung in der Trinkstube wurde allmälich immer weniger für Damenohren geeignet.

Hilmar tanzte nicht. Er sah auch, daß Mania alle Aufforderungen zum Tanz ablehnte, aber er fand sie nicht einen Augenblick allein. Sie war so umschwärmt, als

ob man sie jetzt überhaupt erst entdeckt hätte. Er hörte sie sprechen, manchmal sogar lachen, sie schien angeregt und heiter. Und doch hatte er die Empfindung, daß sie nur ihm gehöre, daß jeder Andere, der sich in ihre Nähe drängte, sie ihm raube, ohne doch irgendwie Theil an ihr zu haben. Und plötzlich kam ihm ein stürmisches Verlangen, er wußte nicht, wie? Das Herz klopfte ihm wild bis zum Halse hinauf und er schritt quer durch den Saal auf Mania zu. Die Musik hatte eben einen Galopp intonirt.

„Fräuleiu von Holmen," sagte er, ohne die Herren neben ihr zu beachten, mit bebender Stimme, „Sie sind mir einen Tanz schuldig. Nach den Intentionen des Dichters hätten wir vorher uns an der Quadrille betheiligen müssen. Ich bitte jetzt um mein Recht, das Versäumte nachholen zu dürfen."

Mania warf ihm einen erstaunten Blick zu, sie wußte offenbar nicht gleich, was sie antworten sollte. Es blieb ihr auch keine Zeit dazu. Er hatte den Arm schon um ihren Leib gelegt und im nächsten Augenblick raste er mit ihr durch den Saal. Denn das war kein Tanzen, — es war das Austoben einer wilden Leidenschaft, das Begehren nach Ermüdung in einem Sturm von unerfüllbaren Wünschen. Er athmete all' den Blüthenduft ein, der ihren Kleidern und Haaren entströmte, er berauschte sich daran. Diese wogenden Glieder zu fühlen, durchbrauste ihn wie ein Frühlingswind des Entzückens. Er hätte das Alles gierig in sich trinken mögen: ihren Odem, diesen heißen Strom jungen, unberührten Lebens, der in ihr fluthete. Und alle seine Pulse bebten, zuckten. „Mein! Mein!"

hätt' er ſchreien mögen. Dann war es vorüber, — ein Taumel, ein Irrſal.

„Führen Sie mich zurück!“ klang Mania's Stimme an ſeinem Ohr, nicht befehlend, eher wie eine nur mühſam gehauchte, flehentliche Bitte. Ihr Athem ging ſtürmiſch, eine Strähne ihres Goldhaars hatte ſich gelöſt und wehte um ihre glühende Wange. Als er ſie bis an ihren Platz gebrachte hatte und ſie ſich auſathmend dort in einem Seſſel niederließ, blickten ihre Augen ihn an. Es lag eine ungeheure Verwunderung und zugleich ein banges Erſchrecken in dieſem Blick.

„Verzeihen Sie,“ murmelte er.

Sie erwiderte nichts, ſondern ſah ihn nur immer an; es war, als ob ſie ihn zum erſten Mal ſähe. Ihre Lippen hatten ſich leicht geöffnet, ſodaß die Zähne dazwiſchen hindurchſchimmerten, ihr Kopf lehnte ſich hintenüber, ihre Augen ſchloſſen ſich zur Hälfte. Aber es war nicht Müdigkeit, was über ſie kam, immer nur war dies große, faſſungsloſe Erſtaunen in ihr, das ſie plötzlich wie außer ſich ſelbſt brachte und etwas Lähmendes für ſie hatte.

Und er begriff das. Mit dem inſtinktiven Selbſtbewußtſein des Mannes begriff er die Macht, die er über ſie ausübte, von dieſer Stunde an ausüben würde. „Laſſen Sie uns gehen!“ ſagte er. Es war wie ein erſter Befehl und einer, der keinen Widerſpruch duldete. Er mochte ſich ſelber nicht klar darüber ſein. Er hatte immer dieſe merkwürdige Gewalt über die Frauen gehabt, ſelbſt wo er nichts davon ahnte, geſchweige denn ſie nutzte. Und nun gar, wenn es ihm darauf ankam! Es war wie eine Sug-

geſtion, die er ausübte. Sein Wille ſchien auf die Frauen überzuſtrömen, die in nähere Berührung mit ihm traten, und dann am Nachhaltigſten, wenn er über ſich ſelbſt am Wenigſten Gewalt mehr hatte.

Mania war aufgeſtanden, ohne ein Wort einzuwenden, als verſtehe es ſich von ſelbſt, daß er darüber zu beſtimmen hatte, wann ſie gehen wollten und daß ſie zuſammen gingen. Ohnehin mochte es in ihrer Abſicht gelegen haben, das Feſt jetzt zu verlaſſen, ſie wußte ſelber kaum, warum ſie ſo lange geblieben war.

Eine Viertelſtunde danach ſtanden ſie draußen. Der Wind pfiff durch die Gaſſe, die Gasflammen in den Laternen flackerten. Hinter jagenden Wolkenfetzen trat hin und wider das Mondlicht hervor und hob eine Mauerecke, einen Hauswinkel in's Helle. Es war ganz ſtill; die Straßen ſchliefen.

„Das iſt nun vorüber," ſagte Hilmar, als ſie ſchweigend im Winde nebeneinander hergegangen waren. Und als ſie keine Antwort gab: „Wollen wir wieder in's Koloſſeum? Es iſt Mondſchein. Und es war ſchön damals. Wiſſen Sie es noch? Oder nach Piazza Navona? Dort tanzt man heute. Es iſt der Kehraus des Karnevals. Man wird gewiß recht luſtig ſein, denn morgen iſt Aſchermittwoch. Luſtiger, als da oben. Das ſind ja Alles nur Puppen. Sie trinken ſich ihren Frohſinn erſt an und ihre Heiterkeit iſt erzwungen. Ich finde, alle dieſe Leute ſind Fremde für uns. Die könnten ebenſo gut von einem anderen Welttheil ſtammen, als wir. Und wir müſſen ihnen gegenüber, ob wir wollen oder nicht, eine Maske aufſetzen, ſie zwingen uns dazu; wir müſſen uns ſo mas-

836661

kiren, daß wir ihnen bis zu einem gewiſſen Grade ähnlich erſcheinen, wenigſtens ſolange wir mit ihnen zuſammen ſind und uns mit ihnen unterhalten. Was ſollte ſonſt werden? Wir würden uns gegenſeitig anſtarren, wie die Menagerierthiere, oder uns anfallen, wie die Beſtien in der Wildniß. Und wir ſind doch civiliſirte Menſchen oder wollen es wenigſtens ſein — Wozu ich Ihnen das Alles ſage? Denken Sie nicht, daß ich auch zuviel getrunken habe oder etwas wirr im Kopfe bin. Nein, es iſt auch keine momentane Stimmung, keine Laune. Ich wollte Ihnen bloß ſagen, daß wir Narren oder Verbrecher ſind, wenn wir uns einmal bei der Demaskirung erkannt haben und dann doch wieder die Maske vornehmen wollen. Man hat genug zu thun mit der Maskirung vor den Anderen."

Hilmar wußte nicht, ob ſie etwas erwidert hatte und was es geweſen war. Sie kamen über den Colonna-Platz und die Marc Aurel-Säule ragte im weißen Licht der elektriſchen Flammen vor ihnen auf. Hier regte ſich noch etwas vom römiſchen Nachtleben. Auch im Café Aragno, an dem ſie vorüberkamen, war Alles noch hell und drinnen ein lärmendes Getöſe der nächtlichen Gäſte. Auf der Steinſchwelle einer der Eingangsthüren hockte eins von den zerlumpten Ciociarenbürſchchen, die an einem hölzernen Tragkaſten die bunten Streichholzſchachteln feilbieten. Der Schlaf hatte ihn überwältigt. Unter dem zurückgeſchobenen, verwaſchenen Filz quollen die braunen Locken in das bronzefarbige Geſicht, das auf die Schulter geſunken war. Das Mondlicht lag darauf, ohne den Schläfer zu wecken. Hilmar hatte ein Frankſtück hervor-

gezogen, um es dem Burschen in die Finger zu stecken. „Der wird noch an Wunder glauben und an gütige Feen," sagte er im Weitergehen. Er war heiter geworden, wie ein Kind.

Und plötzlich wurde er wieder tiefernst. Er redete von sich selbst. Wie er dazu kam, wußte er kaum, auch nicht, wie es angefangen hatte. Aber dann kam es beredt von seinen Lippen. Er sagte ihr, daß er garkein Maler sei.

„Ich glaube, ich bin einer von jenen Kollektivmenschen, die von allen Künstlernaturen dazu berufen sind, die glücklichsten oder die unglücklichsten zu werden je nachdem die Verhältnisse sich gestalten. Vielleicht ist das Wort nicht gut gewählt. Aber auch Universalmensch sagt nicht das Richtige; zugleich liegt etwas darin, was an Größenwahn grenzt. Freilich: ganz weit ab von Größenwahn liegt auch das nicht, was Alles in jenem Begriffe enthalten ist. Es ist etwas Uebermenschliches. Wenn man Goethe einen großen Dichter nennt, so ist das komisch, denn er war ja unendlich viel mehr, als das; daß er der größte, deutsche Dichter war, war doch nur eine einzige Seite seines Wesens. Und Michelangelo war kein Bildhauer, Lionardo und Raphael waren keine Maler, — sie waren mehr, weit mehr. Sie waren Kollektivmenschen. Warum sollte diese Race heute ausgestorben sein? Ich glaube nicht daran. Ich fühle mich als einer von ihnen. Damit ist nicht gesagt, daß ich mich mit ihnen vergleichen will, gewiß nicht. Von all' den Myriaden Sternen am Himmel darf keiner sich der Sonne gleichstellen. Aber ich bin von ihrem

Stamme. Es ist das immer Gleiche, was jene Großen getrieben hat, zu werden, was sie geworden sind, — alle Künste, die Kunst als ein Gesammtes zu umfassen. Wie man das nennen will, weiß ich nicht. Vielleicht giebt es keinen Namen dafür; jedenfalls besagt er nichts. Es ist ein rastloses, unbefriedigtes Suchen, ein ewiges Grübeln, ein stachelnder Drang nach Vervollkommnung. Es fragt sich dann nur, ob das Alles zur Harmonie wird oder zum Wahnsinn führt. Bei jenen Großen wurde es Harmonie. Aber wie einsame Menschen müssen sie bei alledem gewesen sein! Denken Sie sich diese furchtbare Einsamkeit! Es muß sie kalt angeschauert haben bis in's innerste Mark da oben auf ihrer Höhe."

Hilmar redete allmälich wie zu sich selber und als hätte er Mania's Nähe vergessen. Es war etwas Nachtwandlerisches in seinem Wesen und Benehmen. Sie hatten durch die Via Frattina den spanischen Platz erreicht, aber er schien vergessen zu haben, daß sie hier am Ziel waren. Immer noch redete er weiter. Es war, als ob das Alles einmal, wie ein Strom, hervorbrechen müsse.

Er sprach von seinen Bildhauerarbeiten. Das Entzücken an der Form habe ihn dazu getrieben. Und er traue sich zu, in Thon und Marmor etwas zu leisten. Während sie auf dem stillen Platz immer hin und wider schritten, entwickelte er ihr plötzlich seine hochfliegenden Pläne, die ihm überhaupt erst in dieser Stunde zu kommen schienen. Wenn er nur das passende Modell fände, würde er etwas Großes schaffen können, das die Welt zur Anerkennung zwingen würde. Aber freilich:

dies Modell — daran könne Alles scheitern. Und dazwischen citirte er lange Strophen aus seinen Gedichten, um endlich wieder darauf zurückzukommen, daß das Künstlergeschlecht, zu dem er gehöre, zu grauenvoller Einsamkeit verdammt zu sein pflege. Wenn man es davor rette, gingen die Größten daraus hervor.

Dann blieb er plötzlich stehen, sah sie eine kleine Weile mit seinen ihr heute seltsam faszinirend erscheinenden Augen an und sagte, wie sich erinnernd: „Sie sind auch allein, Fräulein von Holmen. Und fürchten sich vor dem Alleinsein. Ich habe es neulich gemerkt, als Sie um das Leben Ihrer Mutter bangten. Ihnen graute vor der Einsamkeit. Und immer tragen wir noch unsere Masken! Wozu?“ Er stieß ein kurzes, gutmüthiges Lachen aus. Dann setzte er ruhig hinzu: „Gute Nacht, Fräulein von Holmen. Ich habe Ihnen da viel vorgeredet und Sie müssen endlich Ruhe haben. Auch ist der Karneval ja nun zu Ende. Gute Nacht.“

Er drückte ihre Hand fest und sie spürte die brennende Hitze der seinigen durch ihren Handschuh. Sie ließ ihm lange die Hand. Ein eigenthümliches, von Bangen und aufschauernder Wonne gemischtes Gefühl war in ihr, wie sie es nie empfunden hatte, so lange sie denken konnte. Auch damals nicht, als sie sich jenem Anderen angelobt hatte. Es war etwas, wie das Ahnen eines Schicksals. Sie fühlte ganz deutlich in diesen Sekunden, daß sie keinen Widerstand mehr gehabt hätte, wenn er sie jetzt plötzlich an sein heißes Herz gerissen hätte, dessen Gluth bis in die Pulse seiner Hand hinauf klopfte. Und diese Erkenntniß erfüllte sie mit

Entſetzen, mit Scham, mit Angſt. Sie bebte davor, daß er wußte, wie es um ſie ſtand. Er wußte ja Alles. Ihre Schwäche kam ihr wie eine Selbſterniedrigung vor. Und ſo ſchwankte ſie in's Haus, während es ihr war, als hielten ſeine Augen ſie immer noch im Bann.

Hilmar ſetzte langſam ſeinen Heimweg fort. Er hielt den Kopf geſenkt, eine gewaltige Müdigkeit hatte ihn überfallen. Dabei lag aber ein Lächeln auf ſeinem Geſicht. Mania täuſchte ſich nicht: er wußte wirklich ganz deutlich, ſie ſei nun ſein, ihm verfallen. Er konnte ſich auch garnicht mehr vorſtellen, daß das anders hätte werden können.

Dann, als er die endloſen Treppen in ſeinem Hauſe emporſtieg, wurde ſein Schritt immer langſamer und das träumeriſch-verklärte Lächeln ſchwand völlig aus ſeinen Zügen. Todtmatt kam er oben an. Ein breiter Streifen Mondlicht fiel in ſein Atelier. Draußen lagen die Reflexlichter in all' den ineinandergeſchachtelten Höfen, von deren ſteilen Häuſermauern ſie zurückfielen, ſo märchenhaft, wie er nie Aehnliches geſehen. Und eine breitäſtige Pinie drüben in einem dieſer kleinen, zwiſchen Häuſern klebenden Gärten, die kaum je von einem Sonnenſtrahl erreicht werden, trank mit dem dunklen Nadelgezweig die magiſche Lichtfluth förmlich in ſich.

Hilmar warf ſeinen großen Mantel ab, unter dem er die ſchimmernde Rüſtung ſeines Koſtüms noch trug, während er Bart und Perrücke ſchon in der Garderobe nach der Vorſtellung abgenommen hatte. Er ſetzte ſich rittlings auf einen Holzſchemel, die Arme über der Lehne deſſelben verſchränkt, gerade vor ſein Bild, das hie und

da mit hellen Lichttupfen überstreut war. Er sah es an in dieser geisterhaften Beleuchtung und es erschien ihm wie etwas Fremdes, das drohend zu ihm herniederblickte. Immer trauriger, immer düstrer, immer verzweiflungsvoller wurde ihm dabei zu Sinne. Und nun stiegen die Schatten seiner Vergangenheit vor ihm auf, einer nach dem andern, und sein Kopf sank in die aufgestützten Arme. Ein mattes Stöhnen brach von seinen Lippen — — —

IX.

— Meister Habrecht hatte Thränen in den Augen, als er seinem Pflegesohn Hilmar Berndt sagte, er solle es nun endlich mit seinem Gewerbe ernster nehmen und die Allotria lassen; das Zeichnen und Tuschen führe zu nichts und das viele Sitzen über den Büchern, die der Antiquar von nebenan ihm sehr wider seinen, des Meisters, Willen ausleihe, sei sogar vom Uebel. Man lerne nur lauter Verschrobenheiten daraus und werde vom rechten Wege abgelenkt. Es ging ihm nahe, daß Hilmar nicht so gedieh und anschlug, wie er es gehofft hatte, als er den bettelarmen Waisenknaben in sein Haus genommen, aus reiner Zuneigung und echter Barmherzigkeit, gegen den Wunsch und Willen seiner Frau, die ihm immer prophezeit hatte, daß es mit dem Sündenkind, dem Sohn der verlotterten Theaterprinzeß und halben Zigeunerin, ganz gewiß nicht gehen werde und daß man sich damit das Unglück zum Hausgenossen einlade.

Meiſter Habrecht hatte es nicht geglaubt. Was konnte der arme Burſche, der aus ſo hellen, klugen Augen in die Welt blickte und ſchön war, wie dem Meiſter noch nie ein Kind vorgekommen, dafür, daß er zu Unrecht auf die Welt gekommen war und daß ſeine Mutter nicht gerade das Gott wohlgefälligſte Leben geführt hatte und in Schande und bitterem Elend verkommen war? Ihre Strafe war ihr ja wahrlich in reichlichem Maße geworden. Und das Kind war unſchuldig. Man mußte nur um ſo mehr Mitleid mit ihm haben, weil es aus ſolchem Jammer und ſolcher Verworfenheit hervorgegangen war.

So hatte Meiſter Habrecht gedacht und den klugen, menſchenſcheuen, eigenartigen Knaben zu ſich genommen. Er ſelbſt hatte keinen Erben. Dieſer Knabe, zu dem er eine ſeltſame Zärtlichkeit gefaßt, konnte ſein Erbe werden. Anfangs war auch Alles ſo gut gegangen, wie man es ſich nur hatte wünſchen können. Hilmar lernte leicht und raſch, er war geſchickt, wie kein Anderer, und Jeder mußte ihn lieb haben. Es war eine wunderliche Anmuth in Allem, was er that. Man konnte ſich keinen Augenblick unklar darüber bleiben, daß dies zarte, fein organiſirte Kind, das etwas ſo Vornehmes an ſich hatte und gleichzeitig unverkennbar einen fremdländiſchen Typus aufwies, in das Haus des ehrſamen Meiſters Habrecht nicht gehörte, ſondern ihm, wie ein Kuckucksjunges, in das Neſt gelegt worden war. Weder die Nachbarskinder noch die guten Bürgersleute, mit denen das Habrecht'ſche Ehepaar in Verkehr ſtand, getrauten ſich, mit dem Kinde, wie mit Ihresgleichen, umzugehn.

Nur Hilmar ſelbſt ſchien nichts von dem Allen zu

wiſſen. Er war das lenkſamſte Kind, das man ſich denken konnte, weichherzig und ein bischen verträumt. Er blieb nicht nngern für ſich allein und wußte ſich immer zu beſchäftigen. Als der Meiſter ihn aus der Schule nahm, zeigte er ſich im Geſchäft, in das er nun eintrat, gleich willig und verſtändig. So ließ ſich Alles vortrefflich an. Die altbewährte, lithographiſche Anſtalt von Traugott Habrecht würde in Hilmar, der die Firma fortführen ſollte, einmal einen umſichtigen und rührigen Leiter haben, ja, es erſchien dem alten Meiſter nicht unwahrſcheinlich, daß ſein Pflegeſohn, der „einen Stich in's Künſtleriſche“ hatte und ſich auch eher, als er ſelbſt, mit den modernen Verbeſſerungen und Verfeinerungen des Betriebs einlaſſen konnte, das Geſchäft zu neuer Blüthe und ungeahntem Aufſchwung bringen werde.

Da war Hilmar's unglückſelige Neigung zum Zeichnen und zu den alten Büchern erwacht. Wahrſcheinlich, weil er zuviel Freiſtunden hatte und zu wenig Verkehr mit Altersgenoſſen. Anfangs hatte der Meiſter, der nun einmal einen Narren an dem Jungen gefreſſen hatte, das hingehen laſſen. Aber allmälich nahm es überhand. Hilmar fing an, ſeine geſchäftliche Thätigkeit zu vernachläſſigen. Bis tief in die Nacht hinein ſaß er über den Büchern. Er wurde zerſtreut und eigenwillig. Wenn er ſeine Arbeitsſtunden einhalten ſollte, ertappte der Alte ihn darüber, daß er zeichnete. Neuerlich hatte er angefangen, auch mit Farben zu hantiren. Gott mochte wiſſen, woher er das hatte und wie er darauf verfallen war. Eine Zeitlang hatte der Meiſter das Alles gehen laſſen, zumal er immer noch an einen Zuſammenhang zwiſchen der Lieb-

lingsthätigkeit des jungen Mannes und seinem Gewerbe glaubte. Als er aber dahinter gekommen war, daß davon keine Rede mehr sein konnte, Hilmar vielmehr Menschen, Häuser und Bäume zeichnete, ohne sich überhaupt mehr um die Lithographie zu kümmern, redete er ihm ernstlich und dringlich in's Gewissen. Aber er brachte keinen Wandel in dem hervor, was einmal eingerissen war. Hilmar's Liebhaberei ließ sich nicht mehr ausrotten. Es kam zu Vorwürfen, zu Thränen, zu bitteren Zerwürfnissen. Meister Habrecht weinte über die Undankbarkeit und Verwahrlosung seines Pflegesohnes und die Meisterin triumphirte.

Da machte ein Zufall diesem unhaltbar gewordenen Zustande mit einem Mal ein Ende. Eine vornehme Kundin der Anstalt, die Hilmar dort gesehen hatte, fragte den Meister nach ihm aus. Der schöne, junge Mensch, mit den schwermüthigen Augen und dem verdüsterten, menschenscheuen Wesen hatte ihre Aufmerksamkeit erregt. Daß er nicht dorthin gehörte, wo er sich befand, erkannte ihr Scharfblick ohne Weiteres. Meister Habrecht gab die nöthigen Aufschlüsse, ein Wort gab das andere, und er klagte sich über seinen undankbaren Pflegling aus. Nun wollte die Dame etwas von Hilmar's Zeichnungen sehen und, als der Alte sie ihr seufzend und kopfschüttelnd vorlegte, war sie sichtlich erstaunt und interessirt.

„Wissen Sie auch, daß derjenige, der das gemacht hat, ein Genie ist, lieber Herr Habrecht?“ fragte sie. „Da muß etwas geschehen.“

Und es geschah etwas. Schon am nächsten Tage erschienen zwei Herren in der lithographischen Anstalt Trau-

gott Habrecht's, um sich ebenfalls die Zeichnungen Hilmar's vorlegen zu lassen. Der Eine war der Gatte der Dame vom vorigen Tage, der Andere ein Professor der Kunstakademie. Sie wurden nicht müde, Alles zu betrachten, was Hilmar gezeichnet und gemalt hatte. Dann besprachen sie sich eine kleine Weile leise miteinander, wobei die Blicke des Kommerzienraths mit gespannter Aufmerksamkeit an denen des Professors hingen, und der Schluß war, daß der Erstere Hilmar rufen ließ und ihm ohne lange Vorreden den Vorschlag machte, sich auf seine, des Kommerzienraths, Kosten zum Maler auszubilden. Professor Brecher habe die Ueberzeugung gewonnen, daß er es bei fleißigem Studium zu etwas Großem bringen könne und er, der Kommerzienrath, halte es für seine Pflicht, ihm die Hand dazu zu bieten. Da er selbst kinderlos sei und in guten Verhältnissen lebe, — der Kommerzienrath lächelte hierbei, — brauche man ihm nicht einmal ein besonderes Verdienst hieraus zu machen.

Meister Habrecht, welcher der Unterredung beiwohnte, glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Alles Blut schoß ihm in das Gesicht und er fingerte in der Luft umher, wie ein Erstickender. Hilmar aber, auf dessen Gesicht die Farbe jählings gewechselt hatte, besann sich nicht lange. Sein Blut wogte, seine Augen flammten. Er hätte dem Manne zu Füßen sinken mögen, der ihm eine Botschaft verkündigte, die wie die Verheißung alles Erdenglücks, wie die Erfüllung aller verschwiegen gehegten, himmelstürmenden Träume an sein Ohr klang. Was er sich selber kaum als das Endziel aller Erdenwünsche zu gestehen gewagt, warf man ihm jetzt lächelnd

in den Schooß. Auch nicht einen Augenblick dachte er an Meister Habrecht's Enttäuschung, an den Schlag, den er ihm und seinen lange Jahre genährten, durch tausend Wohlthaten befestigten Hoffnungen versetzte, er blickte garnicht zu ihm hin; der rücksichtslose Egoismus des Künstlers war in ihm wach geworden. Mit Handschlag und ein paar wirren, gestammelten Worten nahm er an, was man ihm bot.

Als die Herren gegangen waren, kam Traugott Habrecht mit ausgebreiteten Armen, zitternd, mit blutlosem Gesicht, mit groß aufgeweiteten Augen auf ihn zu. „Du" — stotterte er, „Du — willst mich verlassen, — mir Alles vor die Füße werfen, — mir, — nachdem ich das an Dir gethan habe, — das? Und mich alten Mann — um solch' eine Narretei, solche bunte Seifenblase — mein altes, renommirtes Geschäft — Du, der Du ein Betteljunge warst, — ein Sündenkind, — ein — den man auf die Straße geworfen hätte und der im Schmutz zu Grunde gegangen wäre, wenn nicht ich — Ich habe dich gehalten, wie einen eigenen Sohn, besser, als einen eigenen Sohn — Du solltest mein Erbe, mein Nachfolger — und nun" —

Er konnte nicht weiter, die Stimme versagte ihm, die Kräfte verließen ihn. Er brach in einem Sessel zusammen, keuchend, ächzend, Schaum vor dem Munde. Hilmar aber betrachtete ihn ruhig, theilnahmlos, ohne eine Regung von Erbarmen oder Reue. „Ich habe Dich um das Alles nicht gebeten", sagte er, „Du hast es freiwillig gethan. Aber Du hattest selbstsüchtige Absichten dabei, und was kann ich dafür, daß Du Dich in mir

irrteſt? Ich war nicht Der, für den Du mich nahmſt. Ich wäre nicht hier geblieben, wäre Dein Nachfolger nie geworden, auch wenn das da nicht gekommen wäre! Täuſche Dich darüber nicht! In die Welt wäre ich hinausgelaufen, früher oder ſpäter. Ich hatte es lange vor. Ich konnte hier nicht bleiben, zu Grunde gegangen wäre ich hier. Ich bin kein Handwerker, ein Künſtler bin ich. Es thut mir leid, daß Du an den Unrechten gekommen biſt. Aber kann ich es ändern? Wenn ich dieſes Anerbieten jetzt ausſchlüge, wär' ich ein Narr oder ein Verbrecher. Und morgen gehe ich. Das iſt mein letztes Wort."

Und er ging anderen Tages wirklich. Ohne ein Dankwort, mit einem flüchtigen Abſchiedsgruß. Er pfiff ein Lied vor ſich hin, als er aus dem Hauſe trat. Die Welt lag vor ihm und der Ruhm. Was kümmerte ihn dieſer alte Mann, der Vaterſtelle an ihm vertreten hatte? Ein neues Leben lockte ihn mit tauſend gaukelnden Reizen. Was er hinter ſich zurückließ, war nicht mehr für ihn da. Vorwärts! hieß ſeine Loſung. Und weniger wie ein Gnadengeſchenk, als vielmehr wie ein Recht empfand er, was ihm geworden.

Mit der Vollkraft ſchäumender Jugend, die ſich ihrer ſelbſt bewußt iſt, ſtürzte er ſich in den Strudel eines neuen Daſeins, warf er ſich auf die Arbeit. Die Akademie hatte nie einen fleißigeren, nie einen energiſcher ſeinem Ziele zuſtrebenden Schüler geſehen. Die Lehrer waren erſtaunt und prophezeiten eine glänzende Zukunft, ſelbſt die Nörgler und grundſätzlichen Skeptiker unter ihnen glaubten an die Entfaltung eines ungewöhnlichen,

eigene Wege einschlagenden Talents. Es galt immer nur zu dämpfen und zu mildern, nie zu stacheln und zu ermahnen. Vor einem Zuviel hatte Professor Brecher zu warnen. Er fürchtete eine Ueberhastung, der eine jähe Ermattung folgen würde, einen zu ungestümen Ansturm, der eine Enttäuschung, vielleicht auch eine Zersplitterung hervorrufen konnte, wenn nicht Alles gleich auf den ersten Wurf gelang. Er war der Einzige, der dieser nervösen, feurigen, in erglühendem Ehrgeiz sich verzehrenden Künstlernatur mißtraute.

„Das ist nicht das Holz, aus dem man die wirklich großen Maler schnitzt", sagte er, „seine Augen sehen zu viel auf einmal. Das ist Material für die Legion derer, die Alles wollen und deshalb nachher nichts können." Aber Professor Brecher war als „gerichtlich vereidigter Schwarzseher" an der Akademie berühmt.

Fast täglich kam Hilmar in das Haus seiner Wohlthäter. Der Kommerzienrath Wollheim hätte am Liebsten gesehen, wenn er ganz bei ihm gewohnt hätte; — er hatte Räume genug in seinem Hause draußen in der Victoriastraße, sogar einen, der sich vortrefflich zum Atelier umbauen ließ; und seit der junge Akademieschüler so berechtigtes Aufsehen erregte, hätte es seiner — übrigens gutmüthigen — Eitelkeit geschmeichelt, ihn ganz an sein Haus gefesselt zu sehen, gleichsam als lebenden und sichtbaren Zeugen seiner Großmuth und seines uneigennützigen Mäcenatenthums; aber gerade um deswillen hatte Myra Wollheim seinem Wunsche sich entschieden widersetzt.

„Es würde aussehen, als ob wir mit ihm renommiren wollten, mein Lieber," sagte sie. Und Ludwig Wollheim

wußte, daß er sich in allen Fragen des Taktes auf seine Frau verlassen konnte.

Es war eine glückliche Ehe zwischen den Beiden. Nicht nur die Welt nannte sie so, auch sie selber glaubten daran. Es waren niemals irgendwelche Stürme in dieser Ehe vorgekommen. Man lebte friedlich und harmonisch miteinander. Ludwig Wollheim that eigentlich immer, was seine Frau wollte. Das war keine Schwäche; er gefiel sich darin, es gab ihm ein Gefühl der Selbstbefriedigung und er kam sich dann immer besonders gut und edel vor. Als Myra bei der Bestellung von Einladungskarten zu einem der berühmten Wollheim'schen Diners in der lithographischen Anstalt von Traugott Habrecht Hilmar gesehen und dann in seine Zeichenbücher und Skizzenmappen einen Blick geworfen hatte, stand es fest bei ihr, daß man einem im Dunklen schmachtenden Genie Erlösung bringen müsse.

Und Ludwig Wollheim hatte nicht widerstrebt. Als praktischer Geschäftsmann hatte er sich nur vorher durch den anspruchsvollsten und am Peinlichsten prüfenden aller akademischen Lehrer amtlich bestätigen lassen, daß es sich hier wirklich um ein Genie oder doch etwas dem Ähnliches handelte und die Ausbildung desselben der Mühe werth sei. Diese Ausbildung war ein bescheidener Luxus, den er sich gewähren konnte; seine Verhältnisse hätten ihm ganz andere Dinge unbedenklich gestattet. Ueberdies fiel dabei ein besonderer Nimbus auf ihn und er that Myra einen Gefallen. Myra hatte manchmal etwas sentimentale Anwandlungen und Einfälle. Ihr Kinderlosigkeit machte sie zu Zeiten traurig.

Die Beiden hatten eine Neigungsheirath geſchloſſen. Wenigſtens ſprach nichts dagegen, dies anzunehmen, weder bei ihnen ſelbſt, noch bei den Anderen. Denn Myra von Velten ſtammte zwar aus einer verarmten Offiziersfamilie, aber zu einer Geldheirath, um ſich oder Andere vor dem Untergange zu retten, hatte kein Zwang für ſie vorgelegen. Sie hätte andere Partien machen können. Ludwig Wollheim hatte ihr gefallen. Wahrſcheinlich hätte ſie ihn auch geheirathet, wenn er nicht über Reichthümer zu verfügen gehabt hätte; ganz arm hätte er freilich auch wieder nicht ſein dürfen. Er war ein flotter Geſellſchaftsheld, ein bewährter Geſchäftsmann, ein angeſehener, zu allen möglichen Ehrenämtern berufener Bürger der Hauptſtadt; man kannte ihn, Niemand ſprach anders von ihm, als mit Hochachtung. Und Myra war ſchön. Als ſie heirathete, war ſie nicht mehr ganz jung, aber immer noch ungemein anziehend. Sie galt als Schöngeiſt.

Ludwig Wollheim ſelber hätte auf ein ſolches Eigenſchaftswort keinen Anſpruch erheben können. Seine ungemein vielſeitige Thätigkeit hätte ihm auch garkeine Zeit dazu gelaſſen. Neuerlich hatte er ſogar angefangen, ſich am politiſchen und kommunalen Leben zu betheiligen. Seine Wahl zum Stadtverordneten ſtand bevor, die zum Abgeordnetenhauſe konnte ſchwerlich lange auf ſich warten laſſen. Es gab kaum ein Gebiet des öffentlichen Berliner Lebens, in dem der Name Ludwig Wollheim nicht genannt worden wäre. Ueberall ſah man den kleinen, beweglichen, ein wenig zur Korpulenz neigenden Herrn mit dem kurz gehaltenen, ſchwarzen Vollbart und den klugen, ſcharfen Augen hinter den Gläſern eines ſchnurloſen Zwickers, ein

gutmüthiges Lächeln um die behaglichen Lippen, und überall sah und hörte man ihn gern. Myra ihrerseits war die vollendete Weltdame. Sie repräsentirte, sie stand an der Spitze verschiedentlicher Vereine und Wohlthätigkeitsanstalten, sie fehlte in keiner Theater-Première, in keinem Symphonie-Konzert. Manchmal sahen sich die beiden Gatten tagelang kaum, weil ihre Interessen sie zwangen, anderswo zu sein.

Myra war groß, schlank, vielleicht etwas überschlank, und blond. In ihren grauen, mandelförmig geschnittenen Augen lag etwas Schmachtendes. Ihre Haltung war oft müde. Sie hatte vielleicht doch mehr auf ihre schmalen, abfallenden Schultern genommen, als ihre Kräfte ertrugen. Von der Herrenwelt wurde sie verehrt, sogar umschwärmt. Aber nie wäre Einem der Gedanke gekommen, sich ihr in unerlaubter Weise zu nähern, nie wurde auch nur der Verdacht einmal laut, daß dies geschehen sei, geschweige denn daß sich der Klatsch, der so Wenige verschonte, sich mit ihr beschäftigt hätte. Sie war offenbar eine kühle Natur und überdies eine glückliche Gattin. Man hatte garkeinen Grund, sie zu verdächtigen. Sie war eine so liebenswürdige Wirthin und die Wollheim'schen Diners waren so gut.

Hilmar Berndt's Protektion war eine Laune, ein Einfall Myra's gewesen. Sie hatte manchmal so ihre romantischen Ideen. Weshalb sollte man immer nur hungernde Proletarier unterstützen und verwaiste Arbeiterkinder unterbringen? Einen jungen Lithographen, der das Zeug zum Künstler in sich hatte, zum Maler aus-

bilden zu laſſen, einem Genie zum Licht und zur Anerkennung zu verhelfen, das war etwas Beſonderes. Myra Wollheim hatte immer gern etwas vor den Anderen voraus. Und übrigens war dieſer junge Mann auffallend hübſch und ſie hatte einen ſcharf ausgeprägten Schönheitsſinn; die künſtleriſch-geſchmackvolle Ausſtattung der Villa Wollheim, die ihr eigenſtes Verdienſt war, hatte ſchon die Anſpruchsvollſten zur Bewunderung hingeriſſen. Sie hatte dabei freilich unbeſchränkte Mittel zur Verfügung gehabt. Weil Myra nur in einer Umgebung von Schönheit athmen und ſich wohl fühlen konnte, ſah ſie auch ſchöne Menſchen gern. Ueberdies hatten es die melancholiſchen Augen des jungen Mannes ihr angethan. Wenn man die in freudigem Stolz und Glück aufleuchten ſehen konnte, — es ließ ſich ſchwerlich zu theuer erkaufen.

Es war auch nicht das leiſeſte, ſinnliche Element in der Regung des Mitleids und in dem Wunſch zu helfen, die Myra Wollheim beſeelt hatten. Selbſt, als Hilmar Berndt nun faſt täglich mit ihr zuſammen war, änderte ſich das nicht. Er flößte ihr wachſendes Intereſſe ein, ſie betrachtete ihn mit faſt mütterlichem Wohlwollen, ſie war ſtolz auf ihn. Ein wenig befriedigte Eitelkeit war gleichfalls mit dabei. Wenn Hilmar alle auf ihn geſetzten, glänzenden Hoffnungen ſo raſch, ſo ſpielend erfüllte, ſo war ſie es geweſen, die das vorausgeſehen und ſich dafür verbürgt hatte. Sie nahm ſeinen Zukunftsruhm im Voraus für ſich in Anſpruch, mehr oder weniger betrachtete ſie ihn als ihr Geſchöpf. Wehe dem, der ihm in den Weg getreten wäre! Mit Eiferſucht wachte ſie über ihm, über ſeinen Fortſchritten, über ſeiner Lebensweiſe.

Und Hilmar war voll rückhaltloſen Vertrauens zu ihr, er beichtete ihr Alles. Er, der nie einen Menſchen im Leben gehabt hatte, dem er ſich hätte eröffnen können, bei dem er Verſtändniß und Würdigung gefunden hätte, lechzte danach, ſein ganzes Inneres einer verwandten Seele auszuſtrömen. Es gab nichts, was er vor ihr verbarg, es war etwas Kindliches und Rührendes in ſeinen Geſtändniſſen. Allmälich blickte ſie in ſeine Seele, wie in einen klaren Spiegel. Und dieſer Frau der großen Welt leuchtete etwas daraus entgegen, was ſie bis dahin nie gekannt und was ſie auch nicht entbehrt hatte, weil ſie es nicht gekannt, — ſie ſelber hätte nicht gewußt, welchen Namen ſie dem beilegen ſollte, aber es war da, etwas Neues, etwas Mächtiges, etwas Glanzvolles. Und wie es langſam wuchs, überdrängte es mit der Zeit alles Uebrige, was in ihrem Inneren gewohnt hatte, und herrſchte über ſie mit der zwingenden Tyrannei eines Schickſals.

Myra wußte monatelang ſelber nicht, daß ſie Hilmar Berndt liebte. Der Gedanke einer ſolchen Möglichkeit kam ihr garnicht. Natürlich liebte ſie ihn, aber als ihren Sohn, ihren Schutzbefohlenen, ihren Pflegling, — als „ihren Künſtler“ liebte ſie ihn. Der Mann — was hatte ſie mit dem Mann zu thun? Doch nur ſoviel, als ſie ihn vor allen Verſuchungen des Lebens zu ſchützen bemüht ſein mußte, um ihm die Kraft und die Reinheit ſeines Künſtlerthums zu bewahren. Sie war ohnehin ſo viel älter, als er. Sie hatte gelebt, ſie war die Gattin eines Mannes, der ſie auf Händen trug und ihr jeden Wunſch erfüllte. Sie hatte nie ein Abenteuer gehabt, nie das Bedürfniß nach einer leidenſchaftlichen Erregung em-

pfunden. Weshalb hätte ihr gerade jetzt ein Mann gefährlich werden ſollen? Ludwig Wollheim ſetzte nicht umſonſt ſo felſenfeſtes Vertrauen in ſie. Nur daß eines Tages Hilmar Berndt ſich ihr zu Füßen warf, bebend, ſtammelnd, glühend, wie ein Trunkener, und daß von ſeinen Lippen Worte brachen, Worte, wie ſie noch nie im Leben ähnliche vernommen, Worte, die ſie erſchreckten, empörten, feſſelten, beſeligten, — Alles nacheinander. Und zuletzt ſie in Bann ſchlugen und hinriſſen und ſie zwangen, ſich zu ihm niederzubeugen und ihn emporzuziehen — in ihre Arme.

Damals war es geſchehen. Wie es eigentlich gekommen war, wußte nachher Keiner mehr von Beiden. Hilmar mußte berauſcht geweſen ſein, von ſeinem erſten Erfolge, den er ihr und nur ihr zu danken hatte, von einem Trinkgelage mit andern Akademiegenoſſen, von dem er heimkam, von der Frühlingsſtimmung draußen, die mit lauem Athem auch in's Gemach wehte, in dies traulich durchdämmerte Gemach, in welchem er ſie allein fand, die beſte, ſchönſte, liebſte Frau, träumeriſch im Seſſel lehnend, wie nach etwas ſchmachtend, mit halb geſchloſſenen Augen, mit halboffenem Munde, — berauſcht von dem Allen — Und ſeine Lippen hatten heiß und begehrend auf den ihren geglüht.

Es war nur ein Rauſch — für ihn. Nicht für ſie. Hilmar erwachte bald, ſchreckhaft ernüchtert. Zornig gegen ſich ſelber, von Ekel gegen ſich ſelber erfüllt. Aber für Myra hatte jene Stunde eine Offenbarung bedeutet und ſie nahm ſie hin, wie ein Verhängniß. Es war etwas Blind-Fanatiſches ſeitdem über ſie gekommen. Sie ſagte

ſich, daß das Alles ſo ſein müſſe, ihr ſo beſtimmt ſei und wagte, verſuchte garkeinen Widerſtand mehr. Für ſie war es kein Rauſch geweſen, ſondern ein jähes Erwachen. Es kam ihr jetzt ſo vor, daß ihr ganzes bisheriges Leben nur eine dumpfe Betäubung geweſen war, daß man ſie eingeſchläfert und eingelullt hatte, um ſie nicht die grauenvolle Oede gewahren zu laſſen, in der ſie gefangen gehalten wurde. Nun war ſie wach und auch in ihr war ein ungeheures Erſchrecken und ein tiefer Ekel — aber über das, was hinter ihr lag, was ſie Jahre ertragen hatte, ohne es zu ſpüren, ohne deſſen überdrüſſig zu werden, ohne es als eine Schmach zu empfinden. Wenn ſie ſo zurückblickte, welche Wanderung in der Wüſte! Wo war das, was des Lebens eigentlichſter Inhalt, ſein Werth und ſein Glanz war? Wann hatte ſie es je gekannt? Wann hatte ſie je geliebt?

Und über all' der Selbſttäuſchung und dem hohlen, äußeren Prunk war ſie gealtert, hingewelkt. Man hatte ſie betrogen um ihre Jugend. Nun kam ein ſtürmiſches, wahnſinniges Verlangen über ſie, das Alles nachzuholen, was ſie verſäumt und verloren hatte, nun jeden Tropfen, der noch blieb, auszuſchlürfen, ſchmachtend, verdurſtend. Eine Leidenſchaft, derer ſie ſich ſelbſt nie für fähig gehalten, eine tolle Liebesraſerei überfiel ſie. Dies kühle, müde, blonde Weib, das ein Jahrzehnt unangefochten inmitten aller Verführungen, alles Raffinements der modernen Geſellſchaft gelebt hatte und rein geblieben war, wie ein Kind, — aus mangelnder Neugier, aus Angſt, aus Blaſirtheit, aus Zufall, wer wußte es? — ſchwelgte jetzt in dem Genuß einer verbotenen, ſündigen Liebe, zwang

den Mann, der ſich voller Selbſtvorwürfe und im Gefühl ſeiner ehrloſen Erniedrigung von ihr wenden wollte, ihr anzugehören. Ein Taumel beherrſchte ſie, ein wilder Trotz war in ihr, eine heiße Lebensſehnſucht verzehrte ſie.

Dann kam die unausbleibliche Entſcheidung. Sie hatten beſchloſſen, zu fliehen, aus der Ferne erſt dem ahnungsloſen Gatten Alles zu geſtehen und eine geſetzliche Löſung der Ehe, dann eine Vereinigung anzuſtreben. Hilmar wagte nicht, dieſem Manne in's Geſicht zu blicken, dem er Alles verdankte, durch den allein er geworden war, was er war, um ihm zum Lohn dafür Alles zu rauben, was er beſaß, ihn zu betrügen und zu entehren.

Aber bevor es zu der geplanten Flucht kam, wurde Alles entdeckt. Ludwig Wollheim überraſchte die Beiden bei einem ihrer Stelldicheins. Sein ungeheures Erſtaunen ſchien den Zorn in ihm zu erſticken. Er ſtand wie vor einem unlösbaren Räthſel, er faßte das garnicht, was er mit ſeinen eigenen Augen ſah, er glaubte ſich ſelber nicht. Und auch nachher, als Erklärungen, Aufſchlüſſe und Geſtändniſſe gefolgt waren, brach kein Zorn, keine Empörung in ihm durch; das Alles wurde zurückgedämmt von dem Ekel, der ihn überfiel. Er wollte garnichts hören. Was ſollten ihm all' die leeren, hohlen Worte, die dieſe Schmach doch nicht wegwiſchen, dieſen Ekel nicht auslöſchen und tilgen konnten? Ein hergelaufener Bettler, den er von der Straße aufgeleſen hatte, um ihn zum Künſtler ausbilden zu laſſen, den er mit tauſend Gunſtbezeigungen überhäuft hatte, der ihm Alles verdankte, ohne ihn Zeitlebens im Handwerkerſtande ſich

hätte verbrauchen lassen müssen, während er jetzt der Sonnenhöhe seines jungen Ruhms zustreben durfte, frei und sorgenlos und selbstbewußt, — und der zum Lohn für Alles heimlich die Frau seines Wohlthäters umgarnte, welche er ihm blind und ahnungslos vertraute, und den guten Namen seiner Beschützer in den Staub trat! So stand es für Ludwig Wollheim und daneben war alles Uebrige für ihn Phrase und Heuchelei. Was unüberwindliche Naturmacht! Was geheime Bestimmung für einander! Was Unverstandensein, Unbefriedigung und die endliche Erkenntniß wahrer Liebe oder was man ihm sonst noch Alles zur Rechtfertigung, zur Entschuldigung weismachen wollte! Nichts, als tönende Worte aus empfindsamen Romanen, für eine That, die so ehrlos, niedrig und gemein war, daß man sich scheute, sie mit dem rechten Namen zu bezeichnen. Ludwig Wollheim konnte nicht zürnen, wo er so verachtete.

Als er dann ruhiger geworden war, schritt er unverzüglich zur Lösung der Aufgabe, die ihm blieb, immer mit der kühlen, verständigen Klarheit, die ihm von jeher eigen gewesen war, die ihn als Geschäftsmann in den verwickeltsten Fällen ausgezeichnet hatte und die ihn auch jetzt nicht im Stiche ließ. Keinen Augenblick dachte er an die Möglichkeit einer Versöhnung. Selbst wenn Myra zur Einsicht gekommen wäre, wenn sie fußfällig seine Verzeihung erfleht hätte, würde er sie verweigert haben. Die Schmach, die ihm angethan worden, ließ sich nicht mehr abwaschen, das Vertrauen, das sie so schnöde gemißbraucht, hätte nie mehr zurückkehren können. Aber auch Myra beharrte auf der Scheidung. Es konnte

alſo nur darauf ankommen, einen Skandal zu vermeiden, ſo weit es möglich war. Vor Allem mußte Hilmar aus Berlin fort. Dazu war er auch bereit. Nur wollte er das Geld nicht nehmen, das Ludwig Wollheim ihm aufdrängte. Statt deſſen redete er vielmehr davon, daß er dem Kommerzienrath ſpäter bei Heller und Pfennig Alles zurückzahlen werde, was dieſer je für ihn ausgegeben. Und es war ihm heiliger Ernſt damit, er glaubte daran, wie er an ſeine Zukunft glaubte, und es lag für ihn ein Troſt und ein Rettungsgedanke darin. Nur weil er ihn hegte, konnte er die Augen vor dieſem Manne noch aufſchlagen.

Ludwig Wollheim lächelte zu dieſen Verſicherungen mit kühler Ueberlegenheit. Es war gut, er wollte das gelten laſſen und annehmen. Immerhin würde Myra, ſolange ſie noch ſeinen, des Kommerzienraths, Namen trug, und überhaupt bis zu ihrer Wiederverheirathung ſtandesgemäß von ihm unterhalten werden, worauf ſie ſogar geſetzlichen Anſpruch habe; und da Hilmar ſchwerlich in der Lage ſei, ſich jetzt ganz auf eigene Füße zu ſtellen, — ſpäter werde ihm das ja zweifellos gelingen, ſodaß er an dem früheſten, geſetzlich zuläſſigen Termine Myra werde heimführen können, — ſo ſtehe wohl nichts im Wege, daß er vorläufig von ſeiner zukünftigen Frau die Mittel entlehne, die zu ſeinem Fortkommen jetzt erforderlich ſeien. Beſſer jedenfalls von ihr, als von irgendeinem Anderen. Und daß dieſe Mittel indirekt von ihm, dem Kommerzienrath, herrührten, könne ſchwerlich in's Gewicht dabei fallen, zumal auch dieſe Schuld ſpäter mit der anderen zugleich getilgt werden könne.

Hilmar sah zähneknirschend ein, daß er sich diesem Vorschlag, so entwürdigend er ihn dünkte, fügen müsse. Das Bewußtsein seiner Mittellosigkeit, die für ihn völlige Hülflosigkeit in diesem Augenblick bedeutete, drückte ihn beinahe zu Boden. Er mußte sich sagen, daß er seine Hände nach einer Frau ausgestreckt hatte, für die zu sorgen ihm unmöglich fiel, von der er selber vielmehr die Mittel zu seinem Lebensunterhalt annehmen mußte, um nicht zu verhungern. Und diese Mittel konnten nur aus der Großmuth desjenigen fließen, der ihn bis heute erhalten und erhoben hatte und den er zum Dank dafür betrogen und beraubt. Es war umsonst, sich dagegen zu sperren.

Und doch spürte er, wie ihn der Widerwille und das Gefühl der Schmach über das Alles am Halse würgten, gleich einem hungrigen Raubthier, das ihn angefallen. Aber in sich spürte er die Kräfte, Großes zu vollbringen, und außer dem leuchtenden Ruhm, der ihm winkte, auch den klingenden Lohn spielend einzuernten, mit dem die Welt so gern dem Künstler gegenüber geizt und kargt, als ob gerade er dessen nicht bedürftig sei. Er wollte sie zwingen, diese Welt, ihm ihr Theuerstes, ihm das herauszugeben, was sie so krampfhaft vor den danach greifenden Händen des Künstlers zu verschließen pflegte: ihr Geld. Berühmt werden und reich werden, — Hilmar begriff, daß das sein Ziel sein mußte, dem er, ohne die Augen je mehr weder rechts oder links zu wenden, mit allen Kräften entgegenstreben mußte, rücksichtslos, leidenschaftlich, stürmisch. Wehe ihm, wenn es ihm nicht gelang! Wenn er

nicht dieſem Manne, der ihn verachtete, dieſer Frau, die ihn anbetete, die wie zu einem Gotte zu ihm emporſah, wenn er nicht der Welt, die darauf warten würde, ihn als einen von Großmannsſucht und Eigendünkel beſeſſenen Stümper zu verdammen und zu verlachen, den leuchtenden Beweis lieferte, daß er ein großer, gottbegnadeter, alle Herzen und alle Sinne in ſeinen Bann zwingender Künſtler war. Mit einem Schlage, mit einem einzigen großen Wurf! Wehe ihm!

Denn ſie würden ihn umſchmeicheln und umwedeln, wenn es ihm gelang, ſie würden vor ihm kriechen und ihm Alles verzeihen, — was verzeiht man dem Genie nicht, wenn es ſich durch den Erfolg vor der Welt als Genie erweiſt! — ihm tauſendmal Recht geben in Allem, was er gethan; und ſie würden ihn verachten, wie dieſer Geldmenſch ihn verachtete, und rückhaltlos den Stab über ihn brechen, über ihn und jene Frau, die ihm vertraute, und über dem, was geſchehen war, wenn es ihm nicht gelang. Und Myra harrte auf ihn! Er hatte eine heilige Pflicht gegen ſie einzulöſen. Die Stunde mußte kommen, wo er dem Manne, den er betrogen, zum Mindeſten ſeine Schuld zurückzahlen konnte, bis auf den letzten Heller; wo er der Frau, die um ſeinetwillen Alles aufgab und hintanſetzte, was bisher ihr Leben ausgemacht hatte, dem Verdammungsurtheil der Welt trotzte und ihm ſelber in Armuth und Dunkelheit gefolgt ſein würde, die Hand bieten konnte, um ſie in ein neues Daſein zu führen. Wehe ihm, wenn dieſe Stunde nicht kam, wenn ſie nicht bald kam! Ludwig Wollheim glaubte ſichtlich nicht daran, daß ſie kommen würde, er gefiel ſich darin, es nicht zu

glauben, um desto schrankenloser verachten zu dürfen Er sollte glauben lernen. Es hätte zum Wahnsinn führen müssen, wenn Hilmar jetzt nicht triumphirte.

Mit solchen Empfindungen und Entschlüssen zog Hilmar Berndt nach Rom. Er wollte dort das Bild malen, das ihn berühmt machen sollte. Ueber seinen heißen, fieberhaften Wünschen kam ihm garnicht mehr der Gedanke daran, daß er Myra Wollheim nicht mehr liebte, wahrscheinlich nie geliebt hatte. Das galt ja jetzt auch gleich. Gekettet war er dennoch an sie mit einer Fessel, die heiliger und unauflöslicher war, als das Sakrament der Ehe. Sie wartete auf ihn, sie glaubte an ihn, sie sollte keine Täuschung erfahren. Sein Wort war verpfändet.

Bald nach ihm hatte Ludwig Wollheim die Hauptstadt verlassen, angeblich um persönlich den Vorarbeiten für das Projekt einer kleinasiatischen Eisenbahn an Ort und Stelle beizuwohnen, das von einem Konsortium von Geldmännern entworfen war, an deren Spitze er stand. Während seiner Abwesenheit, die auf ein Jahr geschätzt wurde, ging Myra zu ihren Eltern zurück, die in einem der Berliner Vororte wohnten. Von dort kamen die langen Briefe an Hilmar, die immer nur kurz beantwortet wurden. Es stand viel in ihnen von Sehnsucht und Liebe, von Bangen und Harren. Anfangs war auch Geld gekommen. Dann hatte Hilmar die Annahme desselben verweigert.

Inzwischen ging der Scheidungsprozeß seinen Gang in der Stille. Die Trennung der Ehe sollte wegen „unüberwindlicher, gegenseitiger Abneigung“ erfolgen. Im Frühjahr mußte Alles vorüber sein und im Herbst, zum

Zeitpunkt ja eintreten müssen und nun machte es keinen tieferen Eindruck mehr auf ihn. Eine Weile mußte er sich eben so forthelfen und dann würde der große Wurf gelingen der ihn reich machte, dann konnte er Alles mit Zins und Zinseszins zurückzahlen. Der Erste, an den er gedacht, war der alte Degenhardt. Als er die Treppen zu ihm emporstieg, erinnerte er sich seines ersten Besuches hier und wie der Alte ihn damals gleich mit der Frage empfangen hatte, ob er Geld brauche. Mit welcher verwunderten Entrüstung hatte er damals jene Vermuthung zurückgewiesen! Und heute — Wie lange war es denn her? Während seiner Berliner Zeit hatte er den Werth des Geldes garnicht schätzen gelernt; er hatte immer soviel gehabt, wie er brauchte, oder eigentlich noch viel mehr. Daß das etwas Besonderes war, war ihm garnicht zum Bewußtsein gekommen. Er hatte immer genommen, als ob das so sein müßte, als ob das garnichts bedeutete. Vielleicht hätte er das auch nachher in gleicher Gedankenlosigkeit fortgesetzt, wenn nicht ein Wort der Kranich ihn ohne ihr Wissen und Wollen über das Ehrlose und Entwürdigende seines Thuns aufgeklärt hätte.

Als er Otto Berwick bei Degenhardt getroffen, hatte er sein Anliegen nicht vorbringen mögen. Aber der Alte hatte es ihm wohl vom Gesicht abgelesen. Er verstand sich aus langjähriger Praxis auf die Physiognomie der römischen Künstler, wenn sie in Geldnöthen waren. Und von Hilmar Berndt mochte er es wohl von vornherein nicht anders erwartet haben, als daß der eines Tages kommen werde, um ein Darlehn zu erbitten. Er schickte

Otto Berwick in das Atelier hinüber, um dort etwas zu suchen, und reichte Hilmar inzwischen das Portemonnaie, das auf seinem Nachttischchen lag, einen alten, abgegriffenen Lederbeutel, den man sich anzufassen scheute und in den alle möglichen Geldscheine zusammengeknüllt hineingepfropft waren.

„Nehmen Sie!“ hatte er gesagt, „nehmen Sie. soviel Sie wollen!“ Und er hatte nicht hingesehen, sondern den Kopf gegen die Wand gekehrt, während Hilmar, blutroth im Gesicht und zitternd, wie ein Verbrecher, mit niedergeschlagenen Augen sich einen Kassenschein aus dem Beutel nahm, ohne selbst zu beachten, auf welche Summe er lautete. Er hatte dann noch etwas von Dank stottern wollen, aber da war der Alte wüthend herumgefahren. „Das verbitte ich mir! So etwas mag ich nicht hören. Ich bin kein Aspirant auf den himmlischen Lohn im Paradiese. Wollen Sie nicht auch noch gleich von Schuldschein, Zinsfuß und Rückzahlungstermin reden? Teufel, das fehlte auch noch!“

Hilmar hatte sich hinausgeschlichen mit einem Gefühl von brennender Scham in der Seele. Fast wie ein Dieb war er sich vorgekommen. Und dann hatte ihn ein tiefes Mitleid gepackt mit diesem alten Manne, der ersichtlich der Pflege dringend bedurfte und dabei doch keinen Arzt bei sich dulden wollte, — „blos aus schmutzigem Geiz nicht“, behauptete die Kranich, — und sich auch weigerte, sich in das deutsche Hospital aufnehmen zu lassen. Hilmar hatte zu der Kranich davon gesprochen. „Wenn Sie jetzt in der That ein vorurtheilsloses Frauenzimmer wären“, hatte er zu ihr gesagt, „wie Sie

immer von sich behaupten, und ein gutes, mitleidiges Herz in der Brust hätten, gingen Sie zu ihm und pflegten ihn — trotz Allem! Und trotzdem er auf Sie schimpfen und Sie herauswerfen würde, blieben Sie doch bei ihm. Das würde ich vorurtheilslos nennen und das sähe Ihnen auch im Grunde ähnlich."

Er hatte erwartet, daß die Kranich daraufhin zornig über ihn herfallen würde, aber zu seiner Verwunderung war sie ganz still und nachdenklich geworden, keine einzige ihrer spitzen Bemerkungen, mit denen sie sich sonst zu wehren wußte, war ihr zur Hand gewesen, und endlich hatte sie nur kopfschüttelnd gemurmelt: „Geht nicht. Das verstehen Sie nicht. Davon wissen Sie nichts. Geht nicht." Aber es war seitdem etwas merkwürdig Sinnendes und zugleich Schwermüthiges über sie gekommen. Es machte Hilmar den Eindruck, als hätte sie mit ihrem weiblichen Stolz einen schweren Kampf zu bestehen. Seltsam! Er hatte bis dahin eigentlich niemals die Empfindung gehabt, daß die Kranich überhaupt ein Weib war.

An alles Das dachte Hilmar, als er jetzt nach Trastevere hinüberging und den Weg zum Irrenhause einschlug. Was mochte Joachim Timm von ihm wollen? Vielleicht nur Abschied von ihm nehmen. Denn der alte Degenhardt hatte gesagt, — und darin war er mit Otto Berwick ganz einig gewesen, — in Rom dürfe der Genesende nicht bleiben, unter dem römischen Himmel würde er früher oder später in seine alten Neigungen zurückfallen und dann rettungslos zu Grunde gehen; es seien schon allerlei Mittel und Wege eingeschlagen worden,

um ihm in Berlin eine feste Anstellung zu schaffen, aus der er dann immer wieder in das freie Künstlerthum zurückkehren könne, wenn er sich erst an ernste Arbeit und strenge Pflichterfüllung auf's Neue gewöhnt habe. Wahrscheinlich hatten diese Bemühungen jetzt zu einem Ziele geführt. Es war merkwürdig: Hilmar hatte sich nie denken können, daß Joachim Timm noch einmal in's Leben wieder zurückkehren werde. Es wollte auch jetzt keine reine Freude darüber in ihm aufkommen.

Der Anstaltsarzt, bei dem Hilmar sich melden ließ, empfing ihn sehr liebenswürdig. „Sie dürfen ohne Weiteres hinaufgehen," sagte er, „die Zelle ist unverschlossen. Wir betrachten Herrn Timm garnicht mehr als unseren Patienten. Wir hätten ihn längst entlassen, wenn er nicht selber jetzt darauf bestände, zu bleiben. Denken Sie sich, daß er durchaus nicht fort will, daß er sich davor ängstigt, hinauszukommen. Es ist sehr seltsam. Er hat uns förmlich angefleht, bleiben zu dürfen, und da wir dadurch Gelegenheit finden, ihn noch länger zu beobachten, sind wir darauf eingegangen. Er mißtraut sich offenbar noch selber, und das ist immerhin ein Symptom dafür, daß seine Genesung noch keine ganz vollkommene ist. Bitte, reden Sie ihm gut zu, daß er selbst fest an seine Gesundheit glauben soll. Auf Wiedersehen, Herr!"

Hilmar ging die Treppe hinauf. Durch das breite Korridorfenster blickte er von oben unwillkürlich wieder auf den Innenhof herab und wieder sah er dort die Irren in Begleitung ihrer Wärter in ihrer grauen Anstaltskleidung auf und nieder wandeln und blieb wie gebannt stehen, um diese Gesichter zu betrachten, hinter

deren Augen das geiſtige Feuer erloſchen ſein ſollte. Wunderlich! Daß man hier unter denen da leben wollte, ohne dazu gezwungen zu ſein, nur weil man ſich ſelber nicht traute! Und wieder ſtieg, wie bei Hilmar's erſtem Beſuche in dieſem traurigen Hauſe, während er ſchaute und ſchaute, die gleiche, ſchauerliche Viſion von damals vor ihm auf: er ſah ſich ſelbſt unter allen Dieſen da unten, mit dem nämlichen, mechaniſchen Schritt, in der nämlichen Gewandung das Geviert des öden, düſtern, kahlen Hofes durchmeſſen.

Dann griff er ſich mit beiden Händen an den Kopf. „Ich glaube wirklich, es liegt hier etwas Anſteckendes in der Luft," murmelte er und zwang ſich zum Weitergehen. Ohne anzuklopfen, riß er Joachim Timm's Zellenthür auf. Er mußte ſich zu einem Menſchen flüchten.

Joachim Timm ſah faſt noch ebenſo aus, wie bei Hilmar's erſtem Beſuche. Haar und Bart waren wohl erſt unlängſt auf's Neue gekürzt, die Geſichtsfarbe war noch immer bleich, die Geſtalt vornübergebeugt und etwas zuſammengeſunken. In den Augen lag etwas Unſtätes und Trauriges zugleich. Er empfing Hilmar mit einem Freudenſchrei. Dann warf er ſich ihm an den Hals, wie damals, und die Thränen floſſen ihm über die Backen. „Lieber Freund," ſtammelte er, „helfen Sie mir! Ich bin todesunglücklich!"

Hilmar ſprach ihm Muth ein. „Faſſen Sie ſich doch," ſagte er, „Sie ſind ja nun wieder geſund. Vor Ihnen liegt das Leben."

Aber Joachim Timm weinte fort. „Wiſſen Sie es denn noch nicht?" ſchluchzte er. „Sie wollen mich ja

von hier fortbringen. Von Rom fort, — mich! Mich! Haben Sie es gehört? Und es ist ja doch nicht möglich, — ist ja doch nicht zu ertragen — Von Rom fort! Von meinem Rom! Als ob ich das überleben könnte! Als ob es draußen noch ein Leben für mich gäbe! In Berlin! In diesem nüchternen, kalten, klugen Berlin! Wenn man in Rom heimisch war —! Nein, lieber sterben! Lieber lebenslang im Irrenhause sitzen, — denn es würde mich ja doch verrückt machen!"

Hilmar konnte den leidenschaftlich Weinenden kaum nothdürftig beruhigen. Er war selbst merkwürdig erschüttert. Dieser Mann, der hundertmal mit seiner erhobenen Faust gegen das menschenmordende Rom gedroht hatte, das ihn moralisch und künstlerisch zu Grunde richtete, ihn und so viele, viele Andere, die ihm hoffnungsvoll und zukunftsfreudig entgegengepilgert, — dieser Mann weinte jetzt herzbrechend, weil man ihn, den Genesenen, um ihn vor neuen Rückfällen zu schützen, von Rom verbannen wollte. Er konnte dies gleiche Rom, das er tausendfach verwünscht, das er mit Feuer hatte zerstören wollen, wie die alten Barbaren, nicht aufgeben, sein eigenstes Selbst hing unzerreißbar damit zusammen und mit einer Art von selbstmörderischer Zärtlichkeit klammerte er sich an seine Vernichterin, der er geflucht hatte!

Hilmar versuchte, ihm einzureden, daß er in Berlin — man wollte ihn dort am Gewerbe-Museum als Zeichner mit einem auskömmlichen Gehalt anstellen — sich zunächst vollends erholen und besser kräftigen werde, als dies im entnervenden Rom ihm möglich fallen würde,

daß er dann ſpäter immer noch wieder zurückkehren könne. Aber Joachim Timm wollte von keinem Troſt hören. Auf ſeinem Bettrand kauernd, den Kopf in beiden Händen, begann er in leidenſchaftlichen Ausdrücken von Rom zu ſchwärmen. Es war wie ein Fieberrauſch, der ihn gepackt hielt. Er ließ plötzlich alle Schönheiten, alle Reize, allen Zauber von Rom mit ſelbſtquäleriſchem Raffinement vor ſich aufleben. Er fand Worte dafür, wie er ſie nie früher gebraucht, nie gefunden hätte; Worte, welche die ganze Wundermacht der römiſchen Welt und ihre faſt dämoniſche Anziehungskraft ſo deutlich ausſprachen, ſo treffend wiedergaben, daß Hilmar aus dem Erſtaunen nicht herauskam und abwechſelnd von Mitleid nnd Bewunderung bewegt wurde.

„Und das Alles aufgeben,“ klagte Joachim, — „nein, nein, ich kann nicht. Ich ſehe ja ein, daß ſie von ihrem Standpunkt aus Recht haben, ich weiß ja, daß ſie es gut meinen, ſehr gut, und daß ich das Alles garnicht verdient habe, daß mir recht geſchähe, wenn ſie mich verhungern und verkommen ließen. Sie können mir ja auch nicht trauen, ich traue mir ja ſelber nicht. Aber von hier fortgeheu? Ich würde vor Heimweh nach Rom ſterben. Nein, es iſt viel zu ſpät. Ich kann nicht — ich kann nicht — Sagen Sie es ihnen, lieber Herr Berndt! Schützen Sie mich! Schützen Sie mich!“ Wie ein Ertrinkender klammerte er ſich in plötzlichem Ausbruch an Hilmar's Arm.

„Zwingen kann Sie doch am letzten Ende Niemand,“ ſagte Hilmar endlich. „Wenn es ſo um Sie ſteht —“

Joachim schüttelte den Zeigefinger heftig in der Luft hin und her. „Sie können mich nicht zwingen, meinen Sie? Aber natürlich können Sie. Habe ich denn noch einen freien Willen? Nachdem sie das Alles für mich gethan haben, haben sie Gewalt über mich und ich muß gehorchen. Wie könnt' ich mich denn auch widersetzen? Wie dürft' ich das? Ich habe nicht einmal die Kraft mehr. Ich fühl's. Ich bin viel zu schwach geworden. Ich thue Alles, was sie von mir wollen. Sie haben mir gesagt, ich dürfte keinen Wein mehr trinken, und kein Tropfen kommt über meine Lippen. Und wenn sie mir nun sagen, ich müßte nach Berlin gehen, so geh' ich. Eben deshalb beschwöre ich Sie ja, lieber Freund: lassen Sie es nicht zu! Nehmen Sie sich meiner an, der ich wie ein hülfloses Kind bin, an Händen und Füßen gefesselt, schützen Sie mich davor! Glauben Sie es mir doch: es nimmt kein gutes Ende. Es ist zu spät für mich, ich bin für Berlin verdorben. Lassen Sie mich hier!"

Wieder schossen ihm die Thränen aus den Augen. Hilmar ertrug es nicht länger. Er stand auf. „Was ich für Sie thun kann, thue ich," sagte er, „verlassen Sie sich darauf! Aber überlegen Sie es sich wohl: was wollen Sie hier? Was Sie über Rom sagen, ist von erschütternder Wahrheit. Werden Sie aber in diesem Rom nicht vollends zu Grunde gehen, wenn Sie bleiben?"

„Ich kann nicht fort," blieb Joachim's letztes Wort, „ich kann nicht." So verließ ihn Hilmar.

Bei dem alten Degenhardt kam er jedoch übel an,

als er von der ergreifenden Szene in Joachim Timm's Zelle und von der furchtbaren Angſt des Geneſenden vor einer Rückkehr nach Deutſchland erzählte, um daran die Erwägung zu knüpfen, ob es nicht wirklich beſſer ſei, ihn hier zu laſſen, da er ja allem Weingenuß entſagt habe und ſichtlich mit nicht mehr zerreißbaren Wurzeln in dieſem Rom hafte, das für ihn Verderben und Glück zu gleicher Zeit ſei.

„Laſſen Sie ihn doch flennen!“ ſagte der Alte, der ſich wieder einmal aufgerafft hatte und auf ſeinem wackeligen Roccocoſeſſel im Atelier unter Decken und Mänteln kauerte, um ſeine Skizzenbücher durchzuſehen, die alle nur handgroß waren, ſehr ſchmutzige Deckel hatten und drinnen auf jeder Seite minutiös ausgeführte Stimmungsbilder aus der Campagna zeigten. „Geheilte Trunkenbolde ſind immer wehleidig und flennen gern. Thut mir ja ſelber leid, den Kerl hergeben zu ſollen. Aber was ſoll geſchehen? Hier hilft nur eine brutale Radikalkur. Mit Gemüth und Glacéhandſchuhen kommt man da nicht weiter. Möglich, daß er dort zu Grunde geht. Hier aber geht er ſicher zu Grunde. Dann iſt das alſo doch noch immer beſſer; da iſt doch wenigſtens 'ne Chance. Laſſen Sie ihn nur flennen! Wir müſſen da durch. Hart werden, junger Mann! Was das Eiſen nicht kurirt, kurirt das Feuer. Baſta. Fertig.“

Er wollte nichts mehr davon hören, ſondern ging zu Anderem über. Es war ein Brief von Max Höhnert gekommen. „Ein ſehr merkwürdiges Ding von Brief,“ ſagte Degenhardt.

Max hatte aus Anticoli geſchrieben, einem einſamen

Felsennest der Sabina, wohin er, Degenhardt, ihm zu gehen gerathen, denn es sei „förmlich mit Motiven gespickt;" man könne garnicht anders, als dort arbeiten, es zwinge Einen oder man sei eben kein Maler. Nun, Max hatte denn auch wirklich dort gearbeitet. Aber wie ein Unsinniger, allem Anscheine nach. Er hatte wohl Vieles dadurch nachholen und wieder gutmachen wollen, was er in Rom gefehlt und versäumt. Es war aber ein starkes Stück, jetzt im Freien arbeiten zu wollen, besonders da oben im Gebirg, und gar gleich von Morgen bis Abend, so, wie er es in seinem Uebereifer betrieben. Der reine Selbstmordversuch. Der Erfolg war denn auch gewesen, daß er erkrankt war; selbst er, der Hüne, hatte das nicht ausgehalten Dazu das Unterkommen dort und die Verpflegung! Alle acht Tage einmal Fleisch war schon etwas Großes; aber dann kam's immer noch auf ein verhungertes Huhn heraus, das so lange in Oel gesotten wurde, bis blos die fetttriefende Haut und die Knochen übrig blieben. Max mußte sehr schwer krank gewesen sein. Ob es Typhus- oder Darmentzündung oder ein heftiges, gastrisch-katarrhalisches Fieber gewesen, wußte Niemand, auch der Arzt nicht, der ein paarmal die drei oder vier Stunden weit von Tivoli herübergekommen war, um nach ihm zu sehen. Nur soviel stand fest, daß man an seinem Aufkommen gezweifelt hatte, er selbst in seinen wenigen, lichten Augenblicken wohl am Meisten. Die längste Zeit war er überhaupt bewußtlos gewesen und zu seiner Pflege hatte man da oben in dem weltabgeschnittenen, armseligen Räubernest so gut wie garnichts thun können. Nur an eine Dame in Rom —

und dieſe Dame wurde in Max Höhnert's ſehr konfuſem Briefe, der von unerklärten Dingen wimmelte, nicht genannt, — hatte man in ſeinem Auftrage geſchrieben, —. der Herr Kurat hatte es höchſt eigenhändig gethan in Ermangelung ſonſtiger Schreibverſtändiger, — übrigens nicht um deren Hülfe anzurufen, ſondern nur behufs Kenntnißnahme des Vorgefallenen und zur Vorbereitung auf das, was ſich etwa weiter ereignen würde, — nach der Anſicht des Schwerkranken ſogar unweigerlich und in aller Kürze ereignen mußte.

Daraufhin waren allerdings Lebensmittel, Konſerven ſowie ſtärkende Weine und ähnliche Erquickungen für Kranke aus Rom angelangt, ſonſt aber kein ſchriftliches Zeichen einer Antwort; nach einigen Tagen dagegen waren plötzlich und unangemeldet zur nicht geringen Verwunderung und Aufregung von ganz Anticoli zwei Damen daſelbſt eingetroffen — die eine eigentlich noch ein Kind zu nennen, — und hatten in einem ganz leidlichen Italieniſch, das beſonders die kleine Signorina recht allerliebſt geſprochen, erklärt, die Pflege des Kranken, ihres nahen Angehörigen, zu übernehmen, was denn auch alsbald geſchehen war. Und in dieſer Pflege, die unter den obwaltenden Verhältniſſen begreiflicherweiſe nicht wenig erſchwert geweſen, war Max Höhnert denn auch wirklich geneſen, zu ſeiner und des Arztes und aller Anticoleſen nicht geringer Verwunderung.

Soweit wenigſtens, daß er jetzt ſchon leidlich auf ſeinen Füßen ſtehen konnte und ſich an all' den guten Sachen erfriſchte, die fort und fort von Rom aus für ihn eintrafen. Dies alles wollte er, Max Höhnert, mit

seinem Schreibebriefe zu geziemender Kenntniß bringen, — orthographische Fehler waren reichlich in diesem Briefe, wie der alte Fritz Degenhardt feststellte, — und gleichzeitig damit ankündigen, daß er nach vollständiger Genesung nach Rom zurückkehren werde, aber nur, um allen Freunden Lebewohl zu sagen; denn er gedenke alsbald wieder in sein altes, liebes Berlin heimzuziehen, sintemal ihm der Wein in Rom zu schwer sei und er im Sabinergebirg das Essen nicht vertragen könne, sodaß ihm denn wohl etwas Anderes nicht übrig bleibe; die italienische Sprache je zu erlernen, habe er so wie so nunmehr endgültig aufgegeben.

Was er aus diesem halb humoristischen, halb mysteriösen Schreiben eigentlich machen sollte und was es überhaupt bezweckte, wußte Degenhardt nicht. Wer war die Dame in Rom, wer die andere mit dem Kinde, die nach Anticoli gekommen war? Und was gingen diese Frauenzimmergeschichten ihn, den alten Degenhardt, an, der mit all' solchen Sachen nun schon von vornherein nichts zu thun haben wollte? Jedenfalls scheine sich da eine sehr passende Reisegesellschaft für Joachim Timm zu finden und daß der dicke Max den römischen Staub von seinen Schuhen und von seiner Seele abschütteln wolle, sei sehr nach seinem, des Alten, Sinn, denn hier gehöre er ganz und garnicht her, und wie er zu einem so vernünftigen, ja, rettenden Entschlusse gekommen war, sei ihm völlig gleichgültig. Die Thatsache genüge ihm.

Hilmar wurde durch diesen Bericht höchlichst in Erstaunen versetzt. Er selbst hatte weder das Geringste

von Max gehört, noch hatte Mania von Holmen ihm etwas über ihn erzählt, seit er Rom verlassen hatte und in's Gebirge gegangen war. Und doch konnte wohl nur sie die Dame sein, an die er geschrieben oder hatte schreiben lassen, als er todtkrank und verlassen in dem einsamen Bergnest darniedergelegen. Hilmar nahm seinen Wunsch, das Nähere zu hören, zum Vorwande, um heute noch zu ihr zu gehen.

Im Hotel erfuhr er, daß Mania nicht zu Hause sei; die beiden Damen wären jetzt jeden Nachmittag auf dem Pincio zu finden, wohin die alte Frau Baronin sich im Rollwagen schieben lasse, seit der Arzt ihr das Fahren in der Hotelequipage verboten. Hilmar stieg die spanische Treppe hinauf. Als er an die Villa Medici und das riesige Fontainebecken davor unter den beschnittenen Steineichen kam, mußte er an jene Nacht denken, wo Max Höhnert dort auf der Mauerbrüstung gesessen und ihm seine Geschichte erzählt hatte. Und jetzt war er, trotzdem — oder vielleicht gerade weil Mania von Holmen seine Werbung nicht erhört hatte, — doch glücklich geworden. Denn was konnte seine beabsichtigte Heimkehr nach Berlin sonst bedeuten, als daß er sich mit seiner Vergangenheit wieder ausgesöhnt hatte, und wer konnte anders zu seiner Pflege nach Anticoli gereist sein, als seine Frau und seine Tochter, — natürlich auf Veranlassung Mania's, die diese Aussöhnung ja lange geplant und vorbereitet hatte und der nun ein Zufall dabei zu Hülfe gekommen war?

Hilmar war selten auf den Pincio gekommen. Er ging nicht gern dorthin. Die Menschen verdrossen ihn

dort. Und mehr noch, als die Menschen, vielleicht die zahllosen Marmorbüsten, die in langen Reihen die Baumgänge schmückten. Es war ihm ein peinvolles, niederschmetterndes Gefühl, zu denken, daß diese alle da nun berühmte Menschen waren. Wieviele von denen, die hier heute wandelten und morgen wieder wandeln würden, kannten denn die Träger aller dieser berühmten Namen? Ruchlose Bubenhände hatten den Marmorbüsten die Nasen abgeschlagen oder ihnen Bärte angemalt, andere waren braun oder gar schwärzlich geworden von Schnee und Regen und allen Einflüssen der Witterung. Kein Mensch las die Namen auf den Postamenten, oder die sie lasen, kannten doch die Mehrzahl von ihnen nicht. Schall und Rauch waren sie ihnen. Nicht nur den Fremden, die vergebens in ihren Handbüchern und Ciceroni danach suchten, sondern mehr noch vielleicht den Einheimischen, die unter diesen Büsten aufgewachsen waren, welche nichts für sie bedeuteten und nichts ihnen sagten. War das Ruhm? Was war Ruhm überhaupt? Vielleicht, wenn man auf blutigen Schlachtfeldern heerdenweise die Blüthe männlicher Jugend hinopferte und mit Feuer und Schwert Länder verwüstete, Kulturen zu Grunde richtete, grub man seinen Namen mit ehernen Lettern in das Gedächtniß der Menschen. Was aber bedeutete die friedvolle Arbeit des Künstlers für die Menschheit? Was war von ihnen allen geblieben? Eine verwitterte Marmorbüste, die Niemand ansieht, ein Name, mit dem Niemand einen Begriff, eine Vorstellung verbindet und der Niemanden kümmert.

Es lag für Hilmar etwas unsäglich Niederdrückendes

darin, hier auf Schritt und Tritt an das Eitle alles Ruhmverlangens, aller ruhmvollen Träume gemahnt zu werden. Wie lange war es her, daß er dort drüben an der Terraſſenbrüſtung zum erſten Male in ſeinem Leben geſtanden, Max Höhnert und Joachim Timm neben ihm? Was lag Alles zwiſchen damals und heute! Joachim Timm, der Feuer in den Vatikan hatte werfen wollen, damit die großen Alten vernichtet würden, die den Lebenden Licht und Luft raubten, hatte in der Irrenhauszelle ſeine ſelbſtbewußten Hoffnungen verloren; Max Höhnert ſtrebte in das alte, behagliche Spießbürgerthum zurück, das er um eitler Künſtlerträume willen verlaſſen; Otto Berwick war der alte Bohémien geblieben, und man redete ihm nach, daß er eine reiche Engländerin zu fiſchen verſuche, um „ſich zu rangiren“.

Und er ſelber, Hilmar? Es war ſonderbar. Seit er an der Vollendung ſeines Bildes und damit überhaupt an ſeinem Malerberuf verzweifelt hatte und ſoweit gekommen war, daß er ohne fremde Hülfe nicht mehr zu exiſtiren vermocht hätte, war ſein Glaube an ſich ſelber wieder mächtig emporgewachſen. Er glaubte an ſeinen Beruf als Bildhauer. Er war bisher nur auf Irrwegen gewandelt. Im Marmor allein konnte er ſeine Träume verwirklichen, ſeine Schöpferkraft erweiſen. Und wenn er eine Zeitlang auch im römiſchen Künſtlerproletariat untertauchte, um ſo glanzvoller würde ſein Aufſtieg zu der ſchimmernden Höhe ſein.

Auf dem Pincio hatte ſich nichts verändert; nur daß es damals Herbſt geweſen war und die Platanen im

Goldlaub geſtanden hatten, während heute Alles in lichtem Grün ſproßte und trieb. Die Roßkaſtanien blühten, um den Pinienſtamm drüben ſchlang ſich bis hoch hinauf eine Glycinie, die ihre duftſtrömenden Trauben niederhängen ließ, auf den Beeten wiegte ſich ein bunter Blumenflor. Aber, wie damals, ließen die uniformirten Muſiker mit ihren bebuſchten Dreimaſtern ihre Weiſen von der halbrunden Eſtrade auf dem großen Platze her ertönen, — war's nicht wieder die „Cavalleria"? — und davor drängten ſich die Quiriten in buntem Gemiſch mit den fremden Touriſten, und vorn hielten in fünffacher Reihe die Wagen, deren Kutſcher die Peitſche ſteif gegen das rechte Knie ſtemmten; in der Kaſtanienallee war es bunt von geputzten Ammen und Kindermädchen, die Equipagen rollten im ewigen Kreislauf und ſchlanke Offiziere jagten auf ihren Rennern grüßend daran vorüber. Alles ganz, wie ſonſt. Selbſt die Schwäne ruderten im Weiher und ließen ſich füttern, der eſelbeſpannte Kinder-Omnibus rollte unter dem Jauchzen der Inſaſſen den Platanengang herauf, ſogar der indiſche Maler mit ſeinen langen, ſchwarzen Korkzieherlocken ſtand vor dem Orcheſter und warf kokette Blicke umher, um ſich von den Damen bewundern zu laſſen. Hier hatte ſich nichts verändert; nur Hilmar ſchritt als ein Andrer durch das Alles und durch den klingenden, ſproſſenden Frühling hin.

Es währte eine Weile, bis er die Damen fand. Sie ſaßen etwas abſeits vom Muſikplatz in einem der Boskets, die ſonſt nur von den Seminarzöglingen in ihren farbigen Talaren, die, halb in ihre Gebetbücher vertieft, halb den Klängen eines Walzers lauſchend, hier auf und nieder

wandeln, belebt zu werden pflegten. Es kam Hilmar vor, als ob die alte Baronin ihn heute nicht mit der sonstigen Zuvorkommenheit empfing, vielmehr etwas Kühles und Zurückhaltendes in ihren freundlichen Zügen wie in ihrem ganzen Wesen lag, als er sie begrüßte. Auch sah sie leidender und vergrämter aus, als früher.

Mania erschien ihm zum ersten Male verlegen bei seinem Nahen. Ein flüchtiges Roth war in ihre Wangen gestiegen, als sie sich verneigte; sie reichte ihm die Hand, ohne ihn anzusehen. Fürchtete sie sich vor seinen Augen und vor dem bannenden Zauber, der darin lag? Wußte sie, daß er mit seinen Blicken fort und fort eine Bitte, immer die gleiche, dringende Bitte aussprach und aussprechen wollte? Daß diese Bitte für ihn ein Leben bedeutete und sie doch sie nicht erfüllen konnte, erfüllen durfte?

Hilmar hatte gleich nach den ersten einleitenden Worten erklärt, weshalb er komme. Er wollte über Max Höhnert das Nähere wissen. Und dann erzählte Mania. Die Klänge des Orchesters drangen gedämpft durch das Laubwerk zu ihnen herüber, die Blumen strömten rundum Wohlgerüche aus, im Strahl der neben der Peterskuppel drüben versinkenden Frühlingssonne, die goldig durch die grüne Blätterdämmerung brach, wandelten vor ihnen die hageren Seminaristen, die bebrillten Köpfe in die schwarzen Bücher versenkt, hin und wider.

„Es war so eine Art Abschied vom Leben und von mir, was er mir schrieb," sagte Mania, „durchaus kein Hülfeschrei etwa. Der hätte ihm nicht ähnlich gesehen. Er war sichtlich fest überzeugt, daß es mit ihm zu Ende

gehe, — und ſchlimm genug hat es ja auch geſtanden, — und da wollte er mir noch danken. Ich weiß nicht recht, wofür? Aber er hatte einmal das Bedürfniß. Ich glaube, er hatte eingeſehen, daß ich recht daran gethan, ihn nicht zu erhören, und er hatte Reue darüber, daß er es überhaupt bis zu einer Art Werbung hatte kommen laſſen. Auch Sehnſucht hatte ihn beſchlichen nach — es iſt ſchwer zu ſagen, wonach? — nach ſeiner Frau wohl nicht eigentlich, aber nach dem ruhigen Behagen des eigenen Heims. Er war garkeine Zigeunernatur, — nichts weniger, als das. Er fühlte ſich immer unzufrieden in ſeinem nach außen zur Schau getragenen Künſtlerthum; er dachte nur, er ſei dazu verpflichtet, um eine recht tiefe Kluft zwiſchen ſeinem früheren und ſeinem jetzigen Leben aufzuwerfen. Es ſollte kein Ueberreſt mehr von ehemals bleiben. Und doch hätt' er immer lieber in Schlafrock und Pantoffeln mit der langen Troddelpfeife zu Hauſe geſeſſen, als ſich Nachts in den Künſtlerkneipen herumzutreiben, darauf wett' ich. Und dies innige Verlangen nach einer geregelten, behaglichen, ſorgenloſen Häuslichkeit hatte ihn damals auch nur dazu verführt, an mich zu denken, als das Gefühl ſeines Alleinſeins über ihn kam. Das Alles iſt ihm auf ſeinem Krankenlager eingefallen und er ließ mir deshalb ſchreiben. Ich hab's begriffen, und es war ein rührender Brief in ſeiner ſtammelnden Einfalt. Und dann hab' ich nach Berlin telegraphirt. Ich ſtand ſeit Langem mit Frau Höhnert in Verbindung, wie Sie wiſſen."

Sie waren beide aufgeſtanden, weil die Muſik manchmal Mania's Worte hier überſchmetterte, wo ſie ſaßen, und wandelten langſam in den Laubgängen hin und wider.

Hilmar hatte den Kopf geſenkt. Hie und da ſchlug er mit der Zwinge ſeines Stockes einen Kieſel fort.

„Und Sie glauben, daß eine dauernde Verſöhnung mit dieſer Frau möglich iſt?“ fragte er endlich bitter.

Mania bejahte mit Nachdruck. „Gewiß glaub' ich das. Frau Höhnert iſt ja ebenſo wenig mehr die Gleiche, wie Max derſelbe iſt, als der er damals von Berlin fortlief. Er hat ſich die Hörner gründlich abgeſtoßen, er weiß, daß er in Manchem reſigniren muß, und er iſt bereit dazu — um des lieben Friedens willen, um der behaglichen Ruhe willen. Er hat es lang' genug getragen in der Fremde und in der Bohême, ohne hier oder dort je heimiſch werden zu können. Malen kann er ja deshalb doch; er wird in geordneten Verhältniſſen ſogar mehr und beſſer malen. Hier war er immer unruhig und zerſtreut, er wußte nicht recht, wohin er gehörte, und wollte Betäubung. Er ſuchte etwas im Künſtlerſpielen, womit es ihm garnicht Herzensſache war. Und die Frau hat inzwiſchen längſt eingeſehen, wo ſie es damals verſäumt hat und was ſie in ihm verloren hat. Bis zu einer gewiſſen Grenze geht ihre Einſicht freilich nur, das iſt richtig, und dafür darf man ſie nicht verantwortlich machen. Wer kann über ſeine Natur hinaus? Aber ſie wird ihn jetzt zu nehmen wiſſen und gewähren laſſen. Sie hat ihn lieb und hat ihn ſchwer vermißt. Vor Allem iſt ſie offenbar eine gute Frau. Und mit einer ſolchen kann ein Mann wohl nie ganz unglücklich werden, — ein Mann, wie Max, ſicherlich nicht. Sie würde ſich für ihn aufopfern. Dieſe Reiſe zu ihm in's wilde Sabinergebirge — für eine Berliner Bourgeoiſe,

die außer Berlin nichts kennt, für die es außer Berlin nichts giebt! — iſt die nicht ſchon etwas Großes? Und ihrer Pflege verdankt er ſein Leben. Das wird er nie vergeſſen, wenn es auch über ſeiner Marotte, durchaus ein freier Künſtler ſein zu wollen, zwiſchen ihnen noch manchmal zu kleinen Differenzen kommen ſollte. Sie hat ſeit Jahr und Tag Italieniſch gelernt auf den Fall hin, daß er ſie einmal zu ſich rufen würde. Iſt das nicht ein kleiner Zug, der mehr beweiſt, als tauſend Worte der Betheuerung? Und wie gut iſt's ihr jetzt zu Statten gekommen!"

Da Hilmar immer noch, anſcheinend ungläubig, ſchwieg, ſetzte Mania nach einer kleinen Weile hinzu: „Und dann ſeine Tochter! Er hatte ja oft Sehnſucht nach dem Kinde, ſo ungern er's eingeſtand. Das iſt nun jetzt ein hübſches, großes Mädchen geworden, und die Mutter hat es *auch* Italieniſch lernen laſſen und hat ihm immer von ſeinem Vater erzählt und es ſeinen Vater liebhaben gelehrt; glauben Sie nicht, daß das ein mächtiger Fürſprecher iſt? Für ſoviel Glück giebt man eben doch wohl Manches preis. Wer kann denn in *Allem* erreichen, wonach ſein Innerſtes drängt? Uebrigens werden Sie ja ſelber ſehen und urtheilen. Nach ſeinem letzten Briefe — einem rührend dankbaren und glückſeligen Briefe — iſt Max nächſter Tage hier zu erwarten, wenn auch nur, um von ſeinen Freunden hier Abſchied zu nehmen."

Sie ſtanden an der Fontaine mit der Auffindung Moſis und blickten zu der zwiſchen den Baumzweigen hindurchſchimmernden Peterskuppel hinüber. „Wie Sie ſo verſtändnißvoll und ſo mitleidig ſind für Andre, Fräulein von Holmen!" ſagte Hilmar.

Sie wußte, daß er sie jetzt anblicken würde und daß in seinen Augen eine Frage zu lesen sei und eine Bitte Aber sie wollte, sie durfte sie nicht lesen. Deshalb sah sie ihn auch jetzt nicht einmal an. Sie fürchtete sich vor seinen Augen. Eines Tages konnten sie Macht über sie gewinnen. Wie sie sich stumm zur Seite wandte, fiel ihr Blick auf das Glyciniengerank, das hoch oben aus dem lichten Grün der Pinie herniederschwankte. Sie mußte an Sascha Petrowna denken. Auch Hilmar, der mit heißen Augen der Richtung der ihrigen folgte, erinnerte sich plötzlich des Tages, wo eine Glycinienblüthe aus Sascha Petrowna's Blumen-Atelier in dem seinen zurückgeblieben war, als die beiden Frauen dort vor seinem nun verhüllten Bilde gestanden hatten. Wollte Mania ihn daran mahnen, daß er mit der armen Sascha auch kein Mitleid gehabt hatte? Aber wie hätte er denn gekonnt! Und er war so ahnungslos gewesen zu alledem!

Nein! Das war es auch nicht. Mania ängstigte sich vor ihm. Sie hatte aber keinen Grund dazu. Er würde seine Gewalt über sie nie mißbrauchen, er durfte ja nicht. „Verständnißvoll und mitleidig," wiederholte er leise, „warum sind Sie es nicht auch zu mir? Ich bedarf dessen mehr, als er."

Sie antwortete wiederum nicht. „Lassen Sie uns zu meiner Mutter zurückgehen," sagte sie, leicht erschauernd. „Sie wird jetzt nach Hause wollen. Es wird kühl."

Sie gingen. Unterwegs fragte er plötzlich mit veränderter Stimme: „Wann werden Sie einmal in mein Atelier kommen? Sie wissen doch, daß ich jetzt ein anderes Atelier habe?"

Sie ſah ihn jetzt mit einem Male an, aber ſo erſchrocken, als fürchte ſie, er rede nicht mehr ganz klar. „Ein anderes Atelier? Warum? Seit wann?“

„Man kann kein Bildhauer-Atelier im ſiebenten Stock haben. Der Himmel iſt blos für die Maler. Sie wiſſen doch, daß ich jetzt Bildhauer bin?“

Sie erſchrak ſichtlich noch mehr. Ihre Augen wurden weit und ſtarr. „Bildhauer?“ Sie blieb ſtehen. „Aber Sie haben mir ja kein Wort davon geſagt.“

Er lachte heimlich in ſich hinein. Es war ein Lachen, das ihr wehe that, ſie wußte ſelber nicht, warum? „Es war eine lange vorbereitete Ueberraſchung,“ ſagte er, halb vor ſich. „Es iſt dann ſchneller zur Entſcheidung gekommen, als ich dachte. Ja, jetzt bin ich Bildhauer. Via Baſilio iſt mein Atelier. Und Sie werden kommen? Ihre Frau Mutter kann ſich bequem im Rollſtuhl von der Straße aus zu mir hereinſchieben laſſen. Ich habe ſchon allerlei ſtehen. Aber das eigentliche Werk ſoll erſt werden, — Sie begreifen. Das waren lauter Vorſtudien, Büſten, Hände, Reliefs — Alles in Thon. Die Technik beherrſch' ich nun. Und wenn ich erſt in Marmor arbeiten kann — Sie verſtehen: das iſt das eigentlich würdige Material für Künſtler.“

Es war etwas in ſeinen Worten oder eigentlich mehr in der Art, wie er ſie ſprach, was Mania nicht gefiel, was ſie fremd und beängſtigend berührte. Sie wußte nicht recht, was es war. Etwas, das an Größenwahn ſtreifte, etwas Ueberhaſtetes, Flackerndes, Unſtätes. Und doch konnte ſie ſeine Eröffnung im Grunde nicht überraſchen nach Allem, was er ihr damals in der Nacht

beim Heimwege von dem Feſt im Künſtlerverein geſagt hatte. Er hatte damals auch ſelbſt hinzugefügt, daß das freilich immer etwas mit Größenwahn verquickt ſein müſſe, wenigſtens in den Augen der Normalmenſchen. Und dennoch war es ihr, als zerreiße plötzlich etwas vor ihren Augen, und was ſie hinter dem zerfetzten Schleier gewahre, ſei geeignet, ſie erſchauern zu laſſen.

„Und Sie wollen der Malerei ganz Valet ſagen?“ fragte ſie, um nur etwas zu ſprechen.

Er lächelte überlegen. „O nein, nein. Nur für die nächſte Zeit. Und dann mit der Plaſtik ſie vereinigen. Begreifen Sie? Bemalte Statuen ſchaffen. Ein Meduſenhaupt vor Allem. Das ſeh' ich ſchon vor mir. Die Augen grau mit langen, ſchwarzen Wimpern, die Haare golden, — die Schlangen darin grün, ſchillernd, glimmernd grün, — was ſagen Sie dazu?“ Er fuhr ſich über die Stirn hin. „Aber das ſpäter, — ſpäter. Vorläufig denk' ich an etwas Andres, an ein großes, eigenartiges Werk —“ Er ſah ſie ſtarr an, als ob er ſich auf etwas beſinnen müſſe, und wieder glitt ſeine Hand über die Stirn hin, ſie rieb nervös daran hin und her, eine jähe Angſt, etwas haſtig Suchendes trat in ſeine Augen. „Es müßte mich nur etwas dazu begeiſtern,“ murmelte er. Dann, während ſie vergeblich verſuchte, ihn von der Stelle zu bringen, ſetzte er in verändertem Ton hinzu: „Wie denken Sie über die Verwendung verſchiedener Marmorarten? Ob man das nicht wiederaufleben laſſen ſollte? Es iſt im Grunde auch nicht viel anders, als wenn man die Skulpturen bemalt. Und doch will man da von Künſtelei ſprechen, von Spielwerk. Ich habe

den Plan, mich einmal darin zu verſuchen. Was meinen Sie z. B. von der Verwendung von Bernſtein für die Augen?“

Er redete in gleicher, wirrer, ſpringender Art noch eine Weile fort, während Mania ihm immer erſtauntere, immer faſſungsloſere Blicke zuwarf. Irgendetwas, wofür ſie keinen Namen wußte, etwas Dunkles, Entſetzensvolles ſtieg in ihr auf und ſchnürte ihr die Kehle zuſammen. Und doch hätte ſie ſchreien mögen, aufſchreien vor Weh und Angſt. Dann ſagte Hilmar plötzlich, während er langſam weiterging, mit einem etwas müden, gleichſam um Verzeihung bittenden Lächeln: „Ich kann garnicht mehr vernünftig reden. Dieſe dummen Kopfſchmerzen! Wenn die mich überfallen, bin ich ganz wehrlos, dann hab' ich garkeine Gedanken mehr. Und neuerdings kommen ſie ſo oft.“

„Sie müſſen ſich mehr ſchonen,“ fiel Mania, die erleichtert aufgeathmet hatte, ein. „Sie arbeiten zuviel und Sie wollen zuviel.“

Er ſchüttelte den Kopf. „Nein, nein, es iſt nicht das. Nur — ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken ſoll — Es fehlt mir etwas, ich brauche, ich ſuche etwas — Und ich weiß: wenn ich es gefunden hätte, wäre ich geborgen und erlöſt, dann wäre ich erſt ein Künſtler, könnte ausſtrömen, was in mich gelegt worden iſt, hätte mein klares, großes Ziel vor Augen, wäre ruhig und friedvoll und glücklich. Wenn es mir aber nicht gelingt — Und, ſehen Sie, dies Hangen und Bangen macht mich krank. Nur Das. Immer ſuchen und hoffen und zweifeln zu müſſen“ —

Mania hatte die Augen wieder gewaltsam von ihm abgekehrt und doch spürte sie, daß er mit den seinigen sie suchte. Sie verstand ihn. Sie wußte, was seit dem Tage, wo er zornig von ihr gegangen war, weil sie sich geweigert, ihm für die lebendige Staffage auf seinem Bilde zum Modell zu dienen, in ihm bohrte und wühlte. Jetzt, wo er in Thon modellirte, sicherlich noch viel mehr, als früher. Sie hatte die Frage und die Bitte in seinen auf ihr haftenden Augen allerzeit begriffen. Diese Augen flehten: hilf mir, Du kannst es und ich brauche Dich; und sie fragten: wann endlich kommst Du? warum kommst Du nicht? Deshalb vermied sie, ihn anzusehen, deshalb fürchtete sie sich vor ihm. Denn sie wollte nicht, was er wollte, und seine Augen sollten nicht die volle Gewalt über sie gewinnen, nach der er lechzte.

Und nun sprachen auch seine Lippen noch aus, was seine Augen längst gesprochen hatten. Obgleich sie nur stammelten, verstand sie doch Alles ganz genau bis in's Kleinste. Und sie schauerte zusammen. Das also war's, was ihn krank machte, was ihn so wirr und wüst reden ließ, — das! Aber es war ja unmöglich. Sie fühlte sich, wie von einem Alp befreit, als sie nun den Platz wieder erreicht hatten, an dem die Baronin Holmen, ihnen ungeduldig entgegenschauend, in ihrem Rollstuhl saß.

Hilmar nahm Abschied. Es lag jetzt wieder ein beruhigter, zuversichtlicher Ausdruck in seinen Zügen. „Auf Wiedersehen," sagte er, ihre Hand haltend, „nicht wahr? Auf Wiedersehen!"

Sie neigte nur leicht grüßend das Haupt. Er zog den Hut vor der alten Baronin, verbeugte sich und ging.

XI.

Mit dem gleichen, stürmischen Eifer, wie einst auf sein großes Bild, warf sich Hilmar jetzt auf seine bildhauerische Arbeit. Wieder war es, wie wenn er in einen Kampf zöge, wie wenn er gegen einen Feind anringen wollte. Nur daß er diesmal viel eher ermattete, daß ihm viel eher seine Zweifel kamen. Wenn er doch zu früh die Arbeit an seinem Bilde aufgegeben hatte! Wenn er doch nicht seinen eigentlichen Beruf in der Plastik fand!

Einmal hatte er den Vorhang über seinem Bilde wieder lüpfen wollen. Aber erschreckt hatte er ihn zurückgezogen. Wie etwas Fremdes starrte ihm das entgegen, was er gemalt. Es mußte lange her sein, es war ihm, als läge ein Leben dazwischen. Er hatte garkeinen Theil mehr an diesem unfertigen Gemälde. Wie das eines Anderen war es ihm, aber er empfand nicht einmal Neugierde, es zu betrachten. Es war todt, es sollte todt bleiben.

Dennoch behielt er das Atelier und schlief in seiner Kammer daneben nach wie vor. Nur Tags war er immer in seiner neuen Arbeitsstätte in der Via Basilio. Eines Tages war Herr von Wyssel zu ihm gekommen. Er hatte sich den Anschein gegeben, als wollte er das Bild sehen, von dem er schon soviel gehört. Aber er wunderte sich durchaus nicht darüber, es verhüllt zu finden, und aus seinen Anfangs etwas verblümten Aeußerungen ging bald unzweideutig hervor, daß er irgendwie davon in Kenntniß gesetzt sein mußte, Hilmar sei in Geldnöthen.

In der deutschen Kolonie von Rom blieb nicht leicht etwas verborgen. Uebrigens mochte es sich auch bloß um einen Schluß handeln, den Herr von Wyssel selber aus allem Gehörten gezogen hatte, und jedenfalls war es nichts Ungewöhnliches, daß ein deutscher Künstler, der mit wenig Mitteln und viel Hoffnungen nach Rom kam, um dort eine „große Leinwand" zu vollenden, nach etlichen Monaten so kläglich gescheitert war, daß man Mühe hatte, ihn nur einigermaßen wieder flott zu machen.

Nach einigen einleitenden Andeutungen gab Herr von Wyssel Hilmar nicht unklar zu verstehen, daß er geneigt sein würde, ihm Aufträge zu geben. Natürlich: wie die Dinge in Rom nun einmal lägen, — gekauft wurde wenig, gezahlt wurde spottschlecht, — konnte von einem namhaften Honorar nicht die Rede sein, — leider nicht, — wenigstens vorläufig nicht; dagegen würde der Künstler dadurch gleichsam fest angestellt und besoldet, wie ein Beamter, was bei diesen unsicheren Zeiten immerhin nicht zu unterschätzen sei, und wenn er fleißig arbeite, könne er sich einen bescheidenen Lebensunterhalt unschwer verdienen.

Hilmar hatte ihn, nachdem er endlich begriffen, worauf das Alles hinauswollte, garnicht zu Ende reden lassen. Scham und Entrüstung stritten in ihm. Früher hatte er in bittrem Galgenhumor sich mitten in verzweifelter Stimmung selbst einmal den Augenblick vorgestellt, wo dieser Halsabschneider und Seelenverkäufer unter den römischen Mäcenen zu ihm kommen werde, weil er nun auch ihn für reif genug hielt, um sich dem Loose eines Joachim Timm und Anderer zu fügen; jetzt riß ihn dieser Eindringling mit seinen schamlosen

Anerbietungen aus dem Bannkreis seiner großen Einbildungen und seiner künstlichen Selbstsicherheit, die ihn allein noch aufrecht erhielten, und er hätte ihn am Liebsten die Treppen hinabgeworfen. Aber er bezwang sich.

„Ich danke Ihnen," sagte er mit trockener Höflichkeit, „aber ich habe Sie nicht gerufen und brauche Ihre Anerbietungen nicht. Wenn Sie mir also sonst nichts zu sagen haben" —

Herr von Wyssel schien durch diese deutliche Sprache nicht im Mindesten befremdet oder abgeschreckt zu werden. Er mochte Schlimmeres gewöhnt sein. Er lächelte sogar. Dann malte sich eine gewisse Unruhe in seinen Zügen. „Sie werden sich doch nicht mit Mister William Koch schon eingelassen haben?" fragte er mit einem häßlichen Grinsen, hinter dem sich sein Argwohn versteckte, „da würden Sie schön fahren! Dieser Mensch ist ein Betrüger. Ich spreche dergleichen wahrhaftig nicht gern aus, man soll nicht afterreden und bösen Leumund machen, Gott sei davor! Aber wo Alles, was wahr und echt wirkt, nur Schein und Lüge ist, wo man alles Heiligste so mit Füßen tritt und die göttlichen Gebote des Wohlthuns und der Barmherzigkeit nur zum Deckmantel nimmt, um darunter die gemeinsten Täuschungen um gewinnsüchtiger Zwecke willen zu verüben —"

Hilmar wurde ungeduldig. „Ich weiß nicht, wozu Sie mir das alles sagen," unterbrach er den Sprecher. „Wenn ich mit Herrn Koch irgendetwas zu thun hätte, würde ich das mit mir selber ausmachen. Da es nicht der Fall ist — Ich begreife wirklich nicht — Meine Zeit ist beschränkt, wie ich Ihnen bemerken muß."

Er machte eine unzweideutige Bewegung gegen die Thür zu. Herr von Wyssel ließ sich aber auch das nicht anfechten. Er zog seinen mächtigen, schwarzen Schnurrbart durch die Zähne und blinzelte durch die Gläser seines Zwickers mit zusammengekniffenen Augen zu Hilmar hinüber. Ein überlegenes, lauerndes Lächeln spielte um seinen Mund mit den großen, weißen Zähnen. Es war jetzt etwas Raubthierartiges, etwas Beutespähendes in seinem Gesichtsausdruck. Dann brach er mit einem Male ganz brutal aus: „Ja, mein werther Herr, wovon gedenken Sie denn eigentlich zu leben? Die Großmannssucht macht auf die Dauer doch nicht satt."

Hilmar hatte unwillkürlich den Arm erhoben, wie zum Schlage. Seine Zähne knirschten leicht aufeinander. Dann zuckte er die Achseln. „Vor Allem die Gegenfrage, mein Herr: was kümmert es Sie, ob ich lebe und wovon ich lebe?"

Der Andere reckte seine Hand, wie beschwörend, aus und legte sie dann auf sein Herz. „Ich weiß nicht, wie Sie so reden können," sagte er mit einer demüthigen Kopfneigung, der ein bedauerndes Schütteln nachfolgte, „ich bin doch vor allen Dingen ein Christ, denk' ich. Wie sollte mir meines Nächsten Wohl und Wehe also nicht am Herzen liegen? Und Sie haben ein gewisses Talent, das Ihnen Gott verliehen hat und das nicht auszunützen Sünde wäre. Sie können davon leben, wenn Sie nur wollen — Uebrigens," fuhr er gedehnt, mit einem stechenden Blick fort, als er sah, daß Hilmar immer unmuthiger wurde und Miene machte, zu gehen, „wem fallen denn zuletzt die Herren Künstler zur Last,

wenn ſie am Hungertuche nagen und nicht mehr die moraliſche Kraft haben, ſich emporzuarbeiten? Hm? Doch immer uns — der deutſchen Kolonie. Und inſofern — Man giebt ja dann natürlich gern ſein Letztes, wie es unſere Religion vorſchreibt. Aber, wenn es nicht nöthig iſt — Wer muß denn heute Herrn Timm erhalten, der aus reiner Faulheit, aus unverbeſſerlichem, unverzeihlichen Schlendrian in der ſündhafteſten Weiſe —"

Hilmar's Geduld war zu Ende. „Haben Sie keine Angſt," rief er, „ich werde Ihnen nie zur Laſt fallen!"

Der Andere zuckte die Achſeln. „Das kennt man, ſo haben ſie ſeinerzeit Alle geredet. Stolz will ich den Künſtler. Aber wenn Einem das Waſſer erſt bis an die Kehle geht" —

Hilmar kochte innerlich. Er hatte die Thürklinke in die Hand genommen und riß daran. „Wenn Sie mich begleiten wollen, Herr von Wyſſel," ſtieß er hervor, „ich muß jetzt gehen, — ich denke: wir ſind fertig, ganz fertig."

„Nun, wie Sie wollen." Herr von Wyſſel zog ſeine Cigarrentaſche hervor und wählte bedächtig eine Cigarre aus. Sie zwiſchen den Zähnen ſchaukelnd, ſagte er dann, nach ſeinem Hut greifend: „Sie ſind alſo wohl noch nicht ſo weit. Na, Sie kommen ſchon dahin, das hat keine Noth. Man wird mit der Zeit mürbe. Und vor dieſem abgefeimten Betrüger, dem Miſter Koch, will ich Sie alſo gewarnt haben. Guten Morgen!"

Und er ging mit ſeinen zierlichen, tänzelnden Schritten hinaus wie Einer, der ſeinen Vorſatz zwar nicht hat ausführen können, ſich aber keinen Zweifeln überläßt, daß ihm dies in kürzeſter Friſt gelingen wird.

Hilmar reckte hinter ihm her die beiden Fäuſte in die Luft und ſtieß einen wilden Fluch aus. Seine Zähne knirſchten zuſammen. Es war ihm, als ob er jetzt irgend-etwas packen, zerreißen, zertrümmern, zerfetzen müſſe, — ein Möbelſtück, ein Bild, gleichviel was? Er ſtand ſchon mit erhobener Fauſt vor der verhüllten Rieſenleinwand. Ein Schlag da mitten hinein, das wäre das Rechte geweſen. Wie es wohl gedröhnt hätte, wenn das da zerſprang! Dann beſann er ſich wieder. Den Gefallen wollt' er einem Herrn von Wyſſel denn doch nicht thun! Er lachte halb ingrimmig, halb beluſtigt auf. Und doch war es ihm auch wieder unheimlich, ſein eignes Lachen von den Wänden zurückhallen zu hören. Hier war eigentlich noch nie gelacht worden. Es war zu ernſt dazu in dieſem Atelier. Aber es war wahrlich weit mit ihm gekommen, daß er ſich nun ſchon das hatte gefallen laſſen müſſen! Pah! Es bedeutete nichts, er wollte nicht mehr daran denken. Ueber kurz oder lang würden ja ſelbſt die Wyſſel und Konſorten einſehen, daß ſie ſich denn doch zu früh gefreut, daß ſie denn doch ſich gänzlich in ihm verrechnet hatten. Und wie ſie dann kriechen und ſchweifwedeln würden — Alle! Alle! Erfolg! Erfolg! Das war das große Loſungswort der Jetztzeit. Das entſchied Alles, dem beugte ſich die Welt. Nicht dem Talent, nicht dem Genie. Er mußte durchdringen — ſo oder ſo!

Mit den römiſchen Mäcenen hatte er nun einmal kein Glück. James Herloßſohn war auf ſeinem Frühjahrs-Rundgang garnicht mehr zu ihm gekommen. Der Chicago'er Schweinehändler war entrüſtet über die Nicht-

lieferung des von ihm bestellten Bildes. Uebrigens hätte ja Hilmar doch schwerlich nun diesmal etwas „für's Gemüth" gehabt. Und die Ausstellung im Akademiegebäude war eröffnet worden, ohne daß Hilmar daselbst vertreten gewesen wäre. Es widerstrebte ihm, Skizzen oder Gypsbüsten dorthin zu senden. Seinen Namen sollte man nur aus einem großen, reifen, vollendeten Werke zum ersten Male kennen und aussprechen lernen, — dann aber auch, um ihn fortan nicht mehr zu vergessen. Heute wußten die Berliner Kunsthändler, die jetzt ihre Vertreter in allen spanischen und italienischen Ateliers von Rom nach „Zugstücken" und „Schlagern" zum Ankauf suchen ließen, von diesem Namen und von der Existenz seines Trägers nichts. Aber sie würden schon kommen, um auch bei ihm zu suchen!

Als das Atelier in der Via Basilio ganz eingerichtet war, ging Hilmar zu dem alten Heinz Lüders, um ihn dort hereinzuführen. Er wollte ein sachverständiges Urtheil hören, man mußte jetzt entscheiden können, ob er Bildhauer von Beruf war oder nicht, und der Alte würde ihm Wahrheit geben. Das war keiner von denen, die anders redeten, als es ihnen um's Herz war, aus welchen Gründen es auch sein mochte.

Heinz Lüders war nicht wenig überrascht, als er Hilmar's Eröffnungen und sein Anliegen hörte. War das eine Heimlichthuerei! Davon hatte ja Niemand eine Ahnung gehabt. Nun, er selbst hatte es immer gesagt: es war ein hervorragendes, plastisches Talent da. Fritz Degenhardt aber hatte behauptet, ein hervorragendes, malerisches sei da. Wahrscheinlich hatten sie alle Beide

Recht: es lag garkein Grund vor, weshalb ſich die Malerei mit der Plaſtik nicht ſollte vertragen können. Man hatte das ſchon erlebt. Freilich mußten es ſtarke, kraftvolle Naturen ſein, die den beiden Künſten zugleich gerecht wurden. Aber Hilmar ſchien ihm ganz der Mann dazu. „Freilich,“ ſetzte der Alte hinzu, „dann auch nichts weiter daneben! Ganz der Kunſt leben! Keine Götter mehr neben ihr haben! Ihr jeden Blutstropfen und jeden Athemzug weihen, jeden Gedanken des Kopfes und jede Empfindung des Herzens! Sich ihr weihen mit Leib und Seele, in ihr Alles finden, aus ihr Alles ſchöpfen. Sonſt — Aber Sie werden das können, nicht wahr? Vor Allem ſich die Weiber fernhalten und nicht trinken!“

Als er in's Atelier kam, wuchs ſein Erſtaunen noch. In ſeiner enthuſiaſtiſchen Art gerieth er bald in Feuer über das, was er ſah. Da er etwas harthörig war, ſprach er immer ſehr laut und in einem ungeſuchten, unwillkürlichen Pathos. Mit elaſtiſchen Schritten bewegte er ſich zwiſchen den Büſten umher, ſeine Geſten nahmen etwas Theatraliſches an, das aber durchaus ungekünſtelt und natürlich war. Seine Augen hinter den Gläſern des Pince-nez, das auf dem ſchmalen, ſcharfen Naſenrücken tanzte, leuchteten. „Und das Alles in wenigen Monaten! In den Abendſtunden, bei elektriſchem Licht, nach der Tagesarbeit an der Leinwand und mit den Pinſeln! Während die Anderen in den Kneipen Zeit und Jugendkraft vergeuden! Es iſt erſtaunlich. Es lebt doch noch ein ideales Feuer in unſrer heutigen Jugend, Gott ſei Dank! Man wird ſelber wieder jung, wenn man ſo etwas ſieht und erlebt. Das iſt deutſcher Künſtler-

Idealismus! Den hat der römiſche Scirocco noch nicht untergekriegt, der weiß noch nichts vom römiſchen Schlendrian. Bravo! Bravo! Kommen Sie her, ich muß Sie umarmen!“ Und er ſchloß Hilmar in ſtürmiſcher Zärtlichkeit an die Bruſt, er hatte Thränen in den Augen.

Hilmar war gerührt von dieſem Ausbruch. Er fühlte ſich in dieſem Augenblick ſo gehoben, daß alle Zweifel von ihm abfielen. Und doch war auch wieder ein inſtinktives, bohrendes Verlangen in ihm, ſolche Zweifel zu erwecken. Ein krankhaftes Gelüſten danach war ihm nun ſchon zur zweiten Natur geworden. Er machte Heinz Lüders ſelber auf einzelne Mängel an ſeinen Arbeiten aufmerkſam, er fragte ihn, ob er denn auch ſähe, daß ſeine Technik eine modern-italieniſche ſei, die mit den ſtrengen Geſetzen der Antike gebrochen habe, daß er ganz auf dem Standpunkt der „frechen Neuerer“ ſtehe, denen nichts mehr unantaſtbar und nichts mehr unerreichbar erſcheine.

Aber Heinz Lüders lächelte nur. Ob er ihn für einen ſo verknöcherten Doktrinär halte, um ſich nicht mehr darein finden zu können, daß die neue Generation ſich ihr neues Kunſtideal ſchaffen wolle? Ob er und die paar Andern aus der alten Schule da mitmachten oder nicht, ſei ja völlig bedeutungslos dabei, jeder könne nach ſeiner Façon ſelig werden. So einſeitig, um jede andere Richtung zu verdammen, die nicht ſeinem eignen Glaubensbekenntniß folge, ſei er denn doch nicht. Und wenn Hilmar die Virtuoſität der modernen Technik mit der inhaltlichen Vertiefung und dem großen Gedankenfluge der Alten verbinden lerne, ſtatt ſie, wie üblich, auf

effektvolle Nichtigkeiten zu vergeuden, ſo werde er nicht, wie die meiſten Neueren, bloße Kunſtſtücke, ſondern wirkliche Kunſtwerke ſchaffen; aus dieſer Verbindung könne ſogar das Höchſte hervorgehen, was die Plaſtik bis jetzt überhaupt geſchaffen, jedenfalls viel Größeres, als die Aelteren bei der Schwerfälligkeit ihrer Formengebung je erreicht und erreichen gekonnt. Und dann werde er, Heinz Lüders, wenn er's noch erlebe, der Erſte ſein, der dem ſieghaften Umſtürzler huldige, trotzdem er ſelber ſich nicht mehr zu neuen Kunſtgeſetzen bekehren könne. Alſo nur muthig und unbekümmert vorwärts und alle Bedenken bei Seite gelaſſen, — das ſei ſein Rath. Und nicht nach rechts oder links horchen oder etwas auf Unkenrufe und Prophezeihungen geben; ſondern aus ſich heraus ſchaffen nach beſtem Können und Gewiſſen und, wie ein Prieſter, ſeiner Kunſt dienen mit reinem Herzen und ſtarkem Glauben. Und damit Gott befohlen!

Es konnte nicht ausbleiben, daß dieſe enthuſiaſtiſche Anerkennung bei Hilmar wieder große Hoffnungen weckte und große Pläne zeitigte. Er entwarf Zeichnungen und Marmorgruppen, formte kleine Thonmodelle für rieſige, plaſtiſche Gruppen. Ein ganzes Wandbrett ſtand bald voll davon. Er war unerſchöpflich in immer neuen Ideen. Aber keine befriedigte ihn, keine zwang ihn zur Ausführung. Er wartete auf die eine, treibende, die ihn dann nicht eher wieder loslaſſen würde, bis er Hand an ſie gelegt, — die ſtärker ſein würde, als er ſelbſt. Wieder ſtrebte er bei allen Entwürfen in's Große, wieder reizte ihn nur das Ungeheuerliche und Gewaltige. Sein Drang

ging nach etwas Umfaſſendem; Alles erſchien ihm zu kleinlich, zu wenig ausfüllend, zu nichtig, um es gerade in Rom vollenden zu können. Dies Bewußtſein, daß er in Rom war und in Rom arbeitete, hatte etwas Stachelndes und zugleich auch wieder Niederdrückendes für ihn. Man konnte in Rom doch nicht eine Arbeit verſuchen, die man überall ſonſt auch hätte fertig bringen können, es mußte eine ſein, der man es anſah, wo ſie entſtanden war. Sonſt konnte man die Augen zu Michelangelo's Moſes nicht mehr aufſchlagen und mußte erröthen, wenn man an den Säulen und Tempelreſten des Forums vorüberkam. Dies Rom übte einen zwingenden Bann aus, dem man ſich nicht entziehen konnte; hier wuchs Alles in's Große.

Einmal glaubte Hilmar in einer mit dem tarnkappenbewehrten Siegfried ringenden Brunhild den rechten Vorwurf für eine große, plaſtiſche Gruppe gefunden zu haben. Aber auch davon kam er wieder zurück, obgleich das Thonmodell Heinz Lüders' aufrichtige Bewunderung erregte. Nur fiel es ihm ſelber auf, daß fortan alle ſeine Entwürfe ſich in ähnlicher Richtung bewegten, zum Wenigſten in allen das germaniſche Weib wiederkehrte. Und endlich hatte er's: die ſiegreichen Germanen auf den Trümmern Rom's, unter den Säulen des Forums. Das war's, das mußte er ſchaffen. Und die triumphirende Welt des Germanenthums mußte ſich in einer einzigen, gewaltigen Frauengeſtalt verkörpern, die halb trauernd über die ungeheure Zerſtörung von ſo viel Schönheit, vor der ſie erſchauerte, halb im ſtolzen Bewußtſein eines ruhmvollen und folgenſchweren Sieges unter der mächtigen Trümmerwelt kauerte und über ſie hinſtarrte.

Hilmar war bald ganz erfüllt und durchdrungen von dieſer Idee. Er arbeitete fieberhaft an einem kleinen Modell dazu. Plötzlich ſah er eines Tages ein, daß die Geſtalt der Trauernden, auf die Alles ankam, Mania's Züge trug. Es war ihm ſelber wie eine ſchreckhafte Offenbarung. Und nun gewahrte er, daß es mit der Brunhild nicht anders war, daß überhaupt in all' ſeinen Thonmodellen ohne Ausnahme die gleiche, weibliche Geſtalt wiederkehrte und daß es jedesmal Mania war.

Was war denn das? Es war wie eine fixe Idee gekommen. Dieſe Frauengeſtalt ließ ihn nicht mehr los, beherrſchte ihn ganz und gar. Und doch konnte er ſie nach dem Gedächtniß nicht in Thon und Marmor bilden. Sie mußte ihm Modell ſtehen. Alle ſeine Entwürfe, auch dieſer letzte, über den er nicht mehr fort konnte, waren ſichtlich nur im Hinblick auf ſie entſtanden, zerfielen ohne ſie, ohne ihre Beihülfe, in nichts, waren dann garnicht mehr denkbar. Wenn ſie ihm aber ihre Züge herlieh, — was konnte das für eine Statue werden! Er hatte es ja immer wie ein geheimnißvolles Sehnen in ſich getragen, Mania möchte ihm einmal zum Modell dienen.

So lange er ſie kannte, hatte dieſer Gedanke in ihm gelebt, und ſeit ſie es ihm verweigert hatte, war er nur noch lebhafter und zwingender in ihm erwacht. Er konnte ihn nicht loswerden. Selbſt wenn er ihn vergeſſen zu haben glaubte, mußte Mania ihn wohl errathen, ihn in einen Augen leſen, denn ihre Scheu und Unruhe waren ihm nicht entgangen. Es wäre ihm auch ſeltſam geweſen, wenn ſie nicht errathen hätte, was in ihm vorging; ein geheimer Zuſammenhang hatte doch ſeit je zwiſchen ihnen

bestanden. Und nun mußte sie ihm helfen. Wenn sie erst wußte, was Alles für ihn davon abhing und daß es eine That der Rettung für ihn sein würde, konnte sie sich nicht länger weigern.

Weshalb kam sie überhaupt nicht? Er hatte ihr doch gesagt, daß er sie erwarte. Tag um Tag erwartete er sie. Er wollte sie mit seinen Gedanken zwingen, zu ihm zu kommen. Er traute sich zu, daß er dazu im Stande sein würde. Wenn man unabläßig an einen Menschen dachte, mit dem man in innersten Beziehungen stand, wie er mit Mania von Holmen, mußte man ihn kraft seines Willens, durch die Konzentration aller Willenskräfte, zwingen können, zu kommen und das zu thun, was man von ihm verlangte. Auf die Dauer konnte Mania seinem Wunsche garnicht widerstreben. Es hätte ihr keine Ruhe gelassen, zu wissen, wie er danach verlangte, wie er sich in diesem Verlangen verzehrte, und dann doch sich zu widersetzen. Es würde in ihr bohren und wühlen, bis sie endlich nicht mehr anders konnte, als ihm gehorchen. Darauf rechnete er und daran klammerte er sich.

Nur daß es ihm zu lange währte, bis sie kam, und eine fieberische Ungeduld an ihm nagte. Immer auf's Neue nahm er das kleine Thonmodell vor, um daran zu formen, immer auf's Neue versuchte er, Mania's Züge und Gestalt nachzubilden, mit Kohle die Umrisse derselben auf Papier zu zeichnen. Aber niemals befriedigte ihn seine Arbeit. Immer neue Blätter füllte er mit seinen Zeichnungen, immer auf's Neue knetete er die Züge des schönen Mädchens im Thon nach. Schließlich trug das ganze Atelier ihren Stempel aufgeprägt.

Dazwiſchen quälten Hilmar zeitweilig wieder ſeine Kopfſchmerzen. Sie ſteigerten ſich immer häufiger ſo, daß ihm die Gedanken überhaupt vergingen. Er wußte dann kaum mehr etwas von ſich, ſondern ſtierte dumpf und ſtumpf vor ſich hin. Eine lähmende Müdigkeit befiel ſeine Geiſteskräfte.

Eines Tages, als Mania immer noch nicht kommen wollte, hielt er es nicht mehr aus. Er lief zum Pincio hinauf, um ſie zu ſprechen. Er fand ſie neben dem Rollſtuhl der Mutter, an der gleichen Stelle, wie damals. Und wieder empfing ihn die alte Baronin mit kühler Zurückhaltung, wieder erſchien ihm Mania ſcheu, verlegen und unruhig. Aber ſeine Augen ließen ſie nicht.

Als die Baronin mit dem hinter ihr ſtehenden Diener ein paar Worte wechſelte und die Muſik ſchmetternd herüberklang, ſagte er: „Ich muß Ihnen ein Wort ſagen, Fräulein von Holmen.“

Ein leichtes Zittern ſchien ſie zu überrinnen. Dennoch ſtand ſie auf und ſagte mit einer matten, reſignirten Stimme: „Wir wollen einen Gang machen. Kommen Sie!“

Schweigend gingen ſie eine Weile nebeneinander her, Mania den Blick am Boden. Dann fragte Hilmar: „Weshalb kommen Sie nicht, Fräulein von Holmen?“

Sie blieb ſtehen und ſah, über die Mauer gelehnt, auf das mächtige, grüne Wipfelmeer der Villa Borgheſe hinaus, das ſich vor ihnen breitete. Die weiten Wieſenflächen unten waren von Menſchen belebt, die Blumen pflückten, in den Schattenwegen rollten die zahlloſen Wagen der Corſo-Stunde.

„Ich weiß nicht," murmelte ſie, „meine Mutter iſt jetzt ſo leidend — Und dann" — ihre Stimme hatte ſich mehr erhoben, bebte aber merklich, und ihre Augen blieben ſtarr von ihm abgewandt — „ich glaube, Sie erwarten etwas von mir, was ich nie thun kann. Es iſt alſo beſſer, ich komme nicht. Wozu ſoll ich es Ihnen erſt ausdrücklich abſchlagen? Ich möchte Ihnen ſo ungern wehethun."

„Ah!" machte er und ließ ein kurzes, bittres Lachen hören. „Sie wiſſen es alſo? Und wie ſollten Sie auch nicht? Dergleichen überträgt ſich ſchließlich, muß ſich übertragen trotz allen Widerſtrebens. Es iſt eine Macht."

Er ſchwieg und blickte an ihrer Seite in den frühlingshellen Park hinab, wo das bunte, fröhliche Leben wogte. Eine verzweifelte Traurigkeit überfiel ihn. „Weshalb können Sie nur gegen Andere Mitleid üben, Fräulein von Holmen?" fragte er plötzlich mit herbem Vorwurf, „und nicht gegen mich, einzig gegen mich nicht? Wenn ich Ihnen ſage, was davon abhängt, — wenn Sie es ſelber erſt ſehen und begreifen werden — Ich weiß ja ganz gut, wie kühn mein Verlangen iſt, wie ungeheuerlich, wie beleidigend geradezu es für eine Andere ſein würde, aber ich weiß eben auch, an wen ich es zu richten wage, ich würde es an keine Andere richten. Sie haben mich gelehrt, Sie von einem ungewöhnlichen Standpunkt aus zu betrachten, Fräulein von Holmen, und es kommt mir vor, als wäre Ihnen gegenüber gerade das Ungewöhnliche nur natürlich. Deshalb kann ich auch hier nicht plötzlich den alltäglichen Maßſtab anlegen. Sie haben mich verwöhnt.

Und wenn Sie sich weigern, weigern Sie sich eben gerade mir gegenüber und nur mir gegenüber."

Er hatte weitergesprochen, trotzdem er sah, wie sie unter seinen Worten zuckte, wie ihr jedes gleich einem Messerstich in die Seele drang. Jetzt schüttelte sie langsam den Kopf. „Sie wissen, daß Alles das nicht so ist, wie Sie es sagen, — Sie glauben es selber nicht. Sie wollen mich nur kränken. Wozu? Und Sie haben ja schon einmal ein gleiches Verlangen an mich gestellt. Damals wußten Sie sich anders zu helfen, Sie werden sich diesmal auch wieder anders helfen."

„Ja, ja", warf er ein, „man greift sich auf der spanischen Treppe ja unschwer eine Germanin auf."

Mania machte eine unruhige Bewegung. „Arbeiten Sie schon daran?" fragte sie hastig.

„Ich kann ja nicht. In allen Fingern zuckt mir's danach. Die Modelle, die Zeichnungen sind fertig, die Arbeitslust bis zum Fieberhaften gesteigert — Und ich weiß, ich fühle: diesmal wird es etwas! Das ist das Werk meines Lebens, das Werk, das mich berühmt machen wird! Dies Werk werde ich selbst sein mit Allem, was ich bin und kann und habe, meine ganze Seele wird darin athmen und weben — Ich sehe es vor mir, ich greife mit Händen jede Form, jede Linie, so deutlich, so scharf — Ich habe den Ausdruck der Augen, die Haltung der Arme — Alles — und nun das richtige, das einzige Modell nicht! Und eben deshalb mit all' diesem Wollen und Können brachliegen zu sollen, daran scheitern zu müssen! Denn darüber wird man sich doch nicht täuschen: ich kann nicht plötzlich zu einer anderen Idee übergehen, kann mich

nicht von der einen einzigen, die mich beherrſcht, losreißen. Das iſt, als ob ich mir die Seele herausreißen ſollte. Man wechſelt ſeine Stoffe, Ideen und Motive nicht, wie Handſchuhe. Man wählt ſie ſich garnicht ſelbſt, — Stümper thun das, Dilettanten thun es, — aber den Künſtler wählt ſich der Stoff ſelber aus und will von ihm vollendet ſein und läßt ihn nicht eher, als bis er es iſt. Sehen Sie: das Alles weiß ich, empfind' ich. Jeder Nerv vibrirt ſo in mir, jeder Herzſchlag ſagt mir's. Und nun davon laſſen zu ſollen, wo ſchon Ruhm und Glück in der Ferne winken; nun, wo man endlich nach langer Irrfahrt in das rechte Kielwaſſer gelangt iſt und das Ziel ſchon leuchtend vor Augen hat, den Meißel fortwerfen zu müſſen, weil eine groß denkende Frau in dieſem einen einzigen Punkt klein denkt oder weil ſie kein Mitleid hat mit Einem, für den Alles auf dem Spiele ſteht, es vielleicht nicht einmal begreift, daß es ſo iſt — Muß das nicht früher oder ſpäter zum Wahnſinn führen? Ich fürchte — ich fürchte — Und manchmal iſt hier drinnen ſo etwas" — er trommelte ſich mit zwei Fingern auf die Stirn — „was mir es nahelegt, es würde ein Tag kommen, wo ein einziger, heftiger Schlag, — eine Erſchütterung — Es iſt etwas ſehr Zartes, ſo ein Künſtlergehirn, es geht leicht aus den Fugen, wiſſen Sie."

„Hilmar!"

Sie hatte ihm ihr Antlitz zugekehrt, ihre großen, entſetzten Augen ſtierten ihn an. Auf ihrem blaß gewordenen Geſicht wechſelte der Ausdruck; Angſt, Scham, Liebe, Verzweiflung — Alles malte ſich darauf und drängte heraus. Unbewußt war ihr zum erſten Male ſein Vorname entfahren.

Er ſelbſt ſchien es garnicht zu beachten. Ein müdes Lächeln glitt um ſeine Lippen. „Es iſt nicht anders“, murmelte er. „Wenn Sie kein Mitleid haben — *Haben* Sie doch Mitleid, Fräulein von Holmen!“

Sie erſchauerte. „Ich kann nicht, — Sie wiſſen nicht, was Sie verlangen.“

„Oh, ich weiß es!“ ſtieß er mit der ganzen Bitterkeit des Künſtleregoismus aus, der in ſeinem Tiefſten verwundet iſt. „Wie ſollt' ich nicht? Tod oder Leben heißt es für mich, nichts Geringeres!“

„Ich hab' es noch Jedem verweigern müſſen,“ kam es über ihre Lippen, wie ein Flüſtern.

Er lachte höhniſch auf. „Jedem! Ich bin Ihnen alſo Jedermann! Oh, ich danke Ihnen für dieſe Lektion. Sie wird meiner Eitelkeit wohlthun.“ Er wandte ſich und trat zurück. „Das alſo iſt Ihre ganze Antwort auf Alles, was ich Ihnen geſagt, auf dieſe ganze verzweifelte Klage und Anklage! Es iſt gut. Klarheit iſt gut in allen Dingen. Und ich bin nicht grauſam genug, Ihnen zuzurufen: die Verantwortung über Sie! die Folgen über Sie! O nein, das ſei fern von mir. Irgendein hergelaufener Künſtler hat es ſich in den Kopf geſetzt, nur mit Ihrer Hülfe ein Werk vollenden zu können, von dem er ſich Großes, — das Größte verſpricht, — vielleicht ohne alle Berechtigung, nur aus eitler Einbildung und Selbſtüberhebung, — und nun ſollen Sie ſich verpflichtet fühlen, ihm auch wirklich zu helfen, — das ginge denn doch zu weit! Zumal Sie nicht an ihn glauben und ja doch allerlei ſchwerwiegende Bedenken ſowie unumſtößliche Grundſätze da hindernd im Wege ſtehen — Oh, bitte, es

bedarf weiter garkeiner Entſchuldigung oder Rechtfertigung. An mir iſt es, für mein beharrliches, aufdringliches Begehren Verzeihung zu erbitten. Und von nun an ſind Sie auch ſicher vor mir, — ganz ſicher! — Ich habe die Ehre, gnädiges Fräulein!“

Er hatte das alles hervorgeſprudelt und ſeine Stimme war immer ſchärfer und ſchneidiger geworden, während ſie ihn mit wachſendem Erſchrecken anblickte, wie einen Fremden, und unter ſeinen Worten zuſammenzuckte, wie unter lauter Geißelhieben. Nun, ehe ſie noch ein Wort hätte herausbringen können, hatte er ſeinen Hut vor ihr gezogen und war davongeſtürmt.

Während ſie noch mit ſich kämpfte, ob ſie ihn zurückrufen ſolle, war er zwiſchen den Bäumen bereits verſchwunden. Mania ſtrich ſich mit der Hand über die Augen hin. Was war denn das geweſen? War das noch Hilmar Berndt, der ſo zu ihr geſprochen? Der ſo von ihr gegangen war? Immer noch ſah ſie ſeine Augen auf ſich gerichtet, dieſe drohenden, faszinirenden Augen, die ſoviel zwingende Gewalt über ſie hatten. Würde ſie ihnen auf die Dauer widerſtehen können? Und wenn nicht, was ſollte werden? Tod oder Leben für ihn, hatte er geſagt. Ja wohl; aber auch Tod oder Leben für ſie ſelber! Begriff er das nicht? Fühlte er das nicht? Wollte er — er auch — wirklich nur ihre Schönheit? Nicht das Weib in ihr? Nicht ſie ganz, wie ſie war? Und er verſtand nicht, welch' eine ungeheure Schmach für ſie darin lag?! Wie ſie unter ſolcher Erkenntniß zuſammenbrechen würde, wenn ſie eines Tages ihr aufging? Oder wollte er ſie nur auf die Probe ſtellen, ob ſie zu dieſem höchſten Opfer

bereit sei, um es ihr dann zu lohnen mit Allem, was er war und was er besaß? So mußte es sein, sie hätte es nicht anders verstehen dürfen. Und daher sein Zorn und seine Bitterkeit, daß sie sich geweigert. Sie hatte die Probe schlecht bestanden, hatte seine zuversichtliche Erwartung nicht erfüllt. Aber wie konnte sie auch? Selbst wenn es so war, wie ihr nun klar vor der Seele erschien, daß es sein müsse, wenn ihr auch alles Höchste und Köstlichste danach winkte, — nein! und wieder nein! Sie wollte nicht, sie konnte nicht. Eine abergläubische Furcht davor war in ihr. Einstmals hatte sie den Mann, den sie liebte, auf die Probe gestellt und hatte ihn verloren. Heute war es sie selbst, welche die Prüfung bestehen sollte, die ein geliebter Mann ihr auferlegte. Würde diesmal nicht sie ihm verloren werden? Wozu dies frevelhafte Spiel? Weshalb trat er nicht vor sie hin, offen und ehrlich, in allem gewinnenden Zauber seiner Persönlichkeit, und streckte die Hand nach ihr aus und begehrte sie und riß sie an sich? Wußte er nicht, daß er es durfte — trotz Allem? Daß sie keinen Widerstand gegen ihn gehabt hätte? Wußte er nicht, daß seiner Leidenschaft die ihre entgegengelodert wäre, so stürmisch, so machtvoll und so bezwingend, daß er dann über sie hätte schalten und walten können, wie über ein Werkzeug seiner Hände?

Mania hatte im Taumel all' dieser sie durchwirbelnden Gedanken den Weg wieder bis zu der Stelle zurückgelegt, wo der Rollstuhl ihrer Mutter immer noch stand. Es war ihr, als müsse sie sich dorthin flüchten, und als sei sie geborgen, solange diese alte Frau mit den klugen, schönen, milden Augen schützend ihre Hand über ihrem Haupte halte.

Die Baronin sah ihrer Tochter mit prüfendem Blick entgegen. „Er ist fort?“ fragte sie. Mania bejahte. Die alte Frau schwieg eine Weile, ehe sie hinzusetzte: „Seine Augen gefallen mir nicht mehr. Es ist etwas darin, was mich erschreckt. Sei auf Deiner Hut vor ihm, Kind!“

Mania zitterte leise. „Was meinst Du, daß ich zu fürchten hätte, Mutter?“ fragte sie.

„Dein Mitleid,“ erwiderte die Baronin mit seltsamer Schärfe. „Seine Augen blicken herrisch und zugleich irr. Es ist etwas gefährlich Flackerndes darin. Man wird an Irrlichter erinnert. Nochmals: sei auf der Hut! Und nun nichts mehr davon. Wir wollen nach Hause.“ —

Hilmar war ein paar Stunden lang ruhelos umhergeirrt, ehe er seine Wohnung wieder aufsuchte. Das Bildhauer-Atelier mochte er jetzt nicht betreten. Er war müde, seine Schläfen brannten, sein Herz hämmerte. Dabei tobte noch immer ein wilder Groll in ihm. Er wollte schlafen, — schlafen. Wie selten kam überhaupt Schlaf in seine Augen! Die halben Nächte hatte er bei elektrischem Licht modellirt und gezeichnet. Jetzt schlafen, — und wenn es wäre, um nicht wieder zu erwachen.

Mit solchen Empfindungen betrat er sein Atelier, schleppenden Ganges, mit hängenden Schultern. Auf der Schwelle prallte er zurück. Es war hell drinnen und mehrere Gestalten bewegten sich in dem Raum hin und her. Eine wohlbekannte, aber lange nicht mehr vernommene Stimme schlug an sein Ohr. Er mußte sich gewaltsam aufraffen und fassen. Das Licht blendete ihn nach dem Aufstieg über die immer dunklen Treppen, er war verwirrt.

„Ich glaube wahrhaftig, der Menſch kennt mich nicht mehr," ſagte Max Höhnert, der ihm die rieſige Hand ſchwer auf die Schulter ſchlug.

Hilmar ſah ihn an und reichte ihm dann beide Hände. „Der dicke Max! Bei Gott! Aber Sie haben ſich verändert."

Max Höhnert war in der That um Vieles ſchmächtiger geworden, was ihm gut ſtand. Er ſah jünger und friſcher aus. Seine Augen hatten einen neuen Glanz, auch ſeine Bewegungen waren elaſtiſcher.

„Will ich meinen," ſagte er. „Iſt mir auch hart an den Kragen gegangen. Na, davon 'n ander Mal. Unkraut vergeht nicht und Kummerſpeck wächſt nach. Hier hab' ich Ihnen 'was mitgebracht: meine Frau und meine Tochter. Na, kommt 'mal her! Hier 'mal 'ne Patſchhand gegeben. Das iſt der Mann, der nie jroß genug malen kann und ſoviel arbeitet, wie alle übrigen zuſammengenommen nicht. Na, was ſagen Sie? Gefällt ſe Ihnen? Auf ſolch' Opus kann man ſtolzer ſein, als auf alle Bilder, was? Donnerwetter nicht noch 'mal: iſt das 'n Menſchen geworden! Und ſchwätzt italieniſch, als wär's Pankow'ſch, haſt de nicht geſehen!"

Er hatte ſeiner Tochter beide Hände von rückwärts auf die Schultern gelegt und ſchob das hübſche, blonde Kind, das vergnügt und zutraulich zu Hilmar aufſah, demſelben zu, während Frau Höhnert, eine einfach ausſehende, etwas zur Korpulenz neigende Frau mit ſchönen, ausdrucksloſen Augen, ſich noch im Hintergrunde hielt, wo die Kranich ſie in ein Geſpräch verwickelt hatte, und Hilmar's Begrüßung mit leichter Verlegenheit erwiderte.

Als Max Höhnert mit zärtlichem Stolz von seiner Tochter sprach, lächelte auch sie mit einer Art von scheuem Glücksgefühl.

„Ach, Max, laß doch," mahnte sie.

Aber der dicke Max ließ sich nicht stören. „Ja, ja," sagte er, die Wangen des Kindes streichelnd, „das ist das kleine Mädchen mit den Blauaugen, von dem ich Ihnen damals erzählt habe, — wissen Sie noch? Was aus'm Menschen nicht Alles werden kann! Und nu jeht es nach Berlin, was sagen Sie dazu? Dieses Balg hier zieht mich am Gängelbande hinterdrein. Nach Berlin! Justchen, ich hätte es nie für möglich gehalten. Na, was sagen Sie denn blos dazu?" Und er tanzte mit dem Kinde durch die Stube.

Frau Höhnert wollte Einspruch erheben. Aber die Kranich hielt sie zurück. „Lassen Sie ihn nur! Sie werden ihm wohl noch Manches nachsehen müssen. Das ist nu 'mal nicht anders."

Hilmar hatte Max die Hand gereicht. Er kam jetzt erst zum vollen Verständniß der Sachlage. „Ich gratulire Ihnen zu Ihrem Entschlusse," sagte er, „ich glaube, Sie können nichts Besseres thun. Und wann reisen Sie?"

„Morgen," erklärte Max, ohne seine Tochter loszulassen. „Gleich morgen! Was sollen wir hier noch? Mir schmeckt der römische Wein nicht mehr. Auf die Dauer verdirbt er Einem den Magen mit seinem verdammten, süßlichen Nachgeschmack. Ich hab' Sehnsucht nach einem soliden Bayrischen, verstehen Sie? Und das ist nu eben die Sache: heute Abend wird Abschied gekneipt, aber keine Angst! Mit Damen und Alles ganz spießbürgerlich. Und

denn allgemeiner Fackelzug nach Fontana Trevi mit Thränen und Redenhalten. Und morgen früh heidi. Es ist schon Alles zusammengetrommelt. In der Goldkneipe fängt es an. Und wir sind hier, damit Sie nicht etwa ausbleiben, verstanden? Wir haben schauderhafte Dinge von Ihnen gehört. Man sieht Sie nirgends mehr und Sie bildhauern jetzt auch noch. Na, das hat jerade jefehlt. So 'n Unsinn! Mensch, wollen Sie sich denn durchaus zu Grunde richten? Wohin das führt mit Arbeiten per Force, das können Sie sich ja an mir exemplifiziren. Auf 'n Haar wär' ich kaput gegangen. Na, davon später. Also: Sie kommen. Und Joachim kommt auch, müssen Sie wissen. Das ist dem armen Teufel wohl zu gönnen. Ich will jetzt gerad' hin, um ihn abzuholen. Morgen muß er mit, — in's Berliner Joch. Der geht nicht so gern, wie ich. Dem hat's hier zu gut geschmeckt. Merkwürdig! Aber er wird sich schon gewöhnen. Ein Wunder überhaupt, daß er noch einmal so weit gekommen ist. Ich hätt' es nicht gedacht, — weiß Gott, nicht. Na, bei mir selber freilich auch nicht. Und da steh' ich wieder! Es ist 'ne komische Welt, Berndt!"

Hilmar war theilnehmend geworden. „Joachim Timm geht mit Ihnen?" fragte er, „und morgen schon? Er hat also wirklich nachgegeben? Ich wußte von nichts."

Max zuckte die Achseln. „Was sollte er denn machen, der arme Deubel? Er hat ja garkeinen eigenen Willen mehr. Und daß er hier zu Grunde ginge, weiß er ganz ebenso gut, wie die Anderen. Und zur Last liegen will er ihnen doch auch nicht, sondern möchte sich dankbar zeigen für Alles, was sie an ihm gethan haben. Es war

'ne Rettung vom Tode. Aber verdammt ſchwer wird's ihm, — Gott im Himmel, wie ſchwer! Er ſagt, er weiß nicht, wie er es vor Sehnſucht oben bei uns aushalten ſoll. Und dabei flennt er, wie 'n kleines Mächen. Ja, was giebt's für Menſchen." Er wandte ſich zu ſeiner Frau um. „Na, Du redeſt ja keinen einzigen Ton, Frau? Heute Abend mußt Du auch 'mal 'ne Lippe riskiren."

„Sprich doch nicht immer ſo ungebildet, Max!" mahnte ſie in beſcheidenem Ton, „Du willſt Dir ja blos 'was ſehen laſſen. Bei uns redet man doch garnicht ſo."

„Na, laß man!" ſagte er und legte ihr den Arm um den Hals, „brauchſt Dich nicht zu geniren. Der da kennt mich! Und die Kranich? Wie iſt es denn? Haſt Du ſie 'rumgebracht? Denken Sie ſich man blos an, Berndt, die Kranich will nicht mitkommen! Ne, ſo 'was! Mit der muß überhaupt 'was nicht richtig ſein. Die hat uns nich 'mal 'n Marſaletta angeboten und ich hab' ſie ohne Pfeife angetroffen. An ihrem Kleide ſind auch höchſtens man 'n Dutzend Farbenflecke. Kranichen iſt aus ihrem Schick gekommen. Da iſt 'was los. Sie haben nicht ordentlich auf ſie Acht gepaßt, Berndt! Die Kranich hat ſich verliebt, — ich will jede Wette eingehen."

„Aber Max!" fiel Frau Höhnert wieder warnend ein.

„Mich kriegt er nicht wüthend," verſicherte die Kranich, „mich nicht. Seien Sie ganz ruhig!" Dabei hatte ſie aber in der That etwas ſeltſam Stilles, Nachdenkliches und Gedrücktes, das ſelbſt Hilmar aufgefallen war.

Trotzdem verſprach Hilmar, ſein Möglichſtes zu thun, um ſie nachher zum Mitkommen zu bewegen, und Max nahm ſeine Frau unter den linken, ſeine Tochter unter den

rechten Arm, um sich zur Thür hinauszubugsiren. Seine munteren Abschiedsworte und sein helles Lachen klangen noch von den Treppen herauf und vom untersten Hausflur aus sang er mit schmetterndem Tenor ein „Auf Wiedersehen!“

Die Kranich und Hilmar waren im Gemach allein geblieben, beide eine Weile schweigend in ihre Gedanken versunken, er die Beine lang vor sich hingestreckt, sein Kopf lag auf der Brust. Er begriff nicht recht, weshalb die Kranich immer noch da war. Endlich sagte er: „Der hat es gut. Der ist im richtigen Fahrwasser. Und später werden sie alle Beide dicke, rundliche, behäbige Spießbürger sein und sehr glücklich, — sehr glücklich. Wer das gedacht hätte, als ich damals für ihn bei“ — Seine Worte verloren sich in einem undeutlichen Gemurmel. Dann fuhr er auf: „Weshalb sagen Sie eigentlich kein Wort, Fräulein Kranich?“

Die Kranich schrak zusammen. Sie machte ein paar Gänge durch das Zimmer, den Hals weit vorgebeugt, den Kopf hin und her schaukelnd. Sie war sichtlich ganz von einem Gegenstande eingenommen, der sie beschäftigte, sie in tausend Zweifel und Sorgen stürzte. Hilmar hatte sie noch nie so gesehen. Endlich blieb sie in einer dunklen Ecke des Raumes stehen, wo man ihre Züge von Hilmar's Platze aus unmöglich unterscheiden konnte, und sagte: „Mit Ihnen kann ich ja sprechen. Sie sind der Einzige. Sie haben mir selber neulich gesagt, daß Sie an meiner Stelle trotz Allem und Allem zu ihm gehen würden, Sie wissen nur eben nicht Alles. Und wenn ich es Ihnen nun sagte, würden Sie entscheiden können, ob wirklich“ —

Hilmar war aufmerksam geworden. „Zu Degenhardt?“ fragte er. „Ob Sie zu Degenhardt gehen sollen? Sind schlechtere Nachrichten gekommen? Ich habe in letzter Zeit nichts von ihm gehört, ich hatte zuviel mit mir selber zu thun.“

„Max Höhnert kam eben von ihm,“ entgegnete die Kranich mit einer merkwürdig kurzathmigen Stimme, aus der man heraushören zu können meinte, wie rasch ihr Herz klopfte. „Es steht schlimm um ihn. Eine schwere Bronchitis. Und der Jüngste ist er nicht mehr. Dabei will er aber durchaus keinen Arzt haben. Und wie er sich ernährt! Und garkeine Pflege, trotzdem er vor Athemnoth nicht mehr aufstehen kann. Niemand bei ihm, als seine Katze, und zeitweilig der Facchino aus dem ruppigen spaccio di vino, aus dem er sein Essen bezieht. Es ist zum Erbarmen. Aber er will es ja nicht anders. Nur: wenn man ihn zwänge, — wenn man sich entschlösse, trotz seines Widerstandes“ —

„Aber natürlich!“ fiel Hilmar ein. „Da kann es ja garkeinen Zweifel geben. Ich weiß nicht, warum Sie noch zögern. Sie opfern sich doch sonst für ganz Andere auf.“

Wieder schwieg die Kranich einen Augenblick, dann sagte sie: „Sie wissen eben nicht Alles. Und nie habe ich zu einem Menschen davon gesprochen. Die jüngere Generation weiß nichts mehr davon und die ältere hat es längst vergessen. Es wird mir auch nicht leicht, davon zu reden. Nur daß ich nicht mehr aus noch ein weiß und von Irgendwem einen Rath hören muß. Deshalb“ — Es sah aus, als ob sie sich noch enger in die dunkle

Ecke drücken wolle. „Ich bin nämlich auch einmal jung geweſen," ſagte ſie dann halb verſchämt, halb ironiſch.

„Das habe ich immer als feſtſtehend angenommen," warf Hilmar trocken ein.

„Es iſt freilich lange her," fuhr die Kranich entſchloſſener fort, „und ſchön bin ich ſelbſt damals nicht geweſen, das hätte mir mein ſchlimmſter Feind nicht nachſagen können. Immer ſchon ſo 'ne Art Vogelſcheuche. Trotzdem — das ſchützt Einen eben Alles nicht. Deshalb kann man doch verrückt werden. Und Fritz Degenhardt — Na kurz und gut" — ſie redete ſich immer mehr in einen ingrimmigen Humor hinein — „er ließ mich glauben oder ich glaubte doch wenigſtens, aus Verrücktheit, meinetwegen, aus Einbildung, aus Liebesbedürfniß, das ſelbſt ſo verſchrobene, häßliche Frauenzimmer manchmal überkommt — kurz und gut: ich war verliebt in ihn, geradeheraus geſagt, und er — er kam oft, eigentlich täglich, zu mir und ich dachte — In ſolchen Fällen denkt man ſich eben ſo allerlei und überträgt die eigenen Gefühle auf den Anderen, weiß da garkeinen Unterſchied mehr zu machen, — ich glaubte an etwas Kommendes, Erfreuliches, Glückſeliges, und Andere glaubten auch daran. Und dann — dann blieb Fritz Degenhardt eines Tages weg, — verſtehen Sie? ganz weg — Und ſeither habe ich ihn immer nur am dritten Ort wiedergeſehen, nie mehr bei mir, nie — bis auf neulich, wiſſen Sie noch? zum erſten Mal wieder ſeit langen Jahren, durch einen Zufall, ohne ſeinen Willen. Und wenn wir uns am dritten Ort einmal ſahen, — es geſchah ſehr ſelten und in großen Zwiſchenräumen, — waren wir fremd und kühl und im Laufe der Jahre ſogar ein bischen ironiſch gegeneinander. Und nun" —

Sie brach ab. Hilmar hatte ihr zugehört, halb erstaunt, halb wehmütig berührt. Er begriff jetzt Manches, was ihm bis dahin unerklärt geblieben war, und dies Geständniß des häßlichen, alten Mädchens, bei dem nie Einer an eine Liebesgeschichte gedacht hätte, soweit sie auch zurückliegen mochte, hatte etwas Rührendes für ihn. Wie schwer war es ihr auch jetzt noch geworden, davon zu reden, und wie erbarmungslos ironisirte sie sich selbst!

„Und weshalb blieb er denn damals fort?“ fragte Hilmar in erwachender Theilnahme. „Wenn Ihre Einbildungen irrig waren und selbst er nicht an eine Erklärung dachte, wäre er in seiner Harmlosigkeit doch wohl ruhig wiedergekommen. Oder wurden ihm plötzlich die Augen über Ihren Zustand geöffnet und er wollte Ihnen nun Klarheit geben und glaubte, es zu müssen?“

Die Kranich zuckte die Achseln. „Ich denke, das wird wohl ziemlich einfach sein. Er brachte es eben nicht fertig, sich mir zu erklären. Er hatte mich gern, aber am letzten Ende war ich ihm denn doch zu häßlich. Er konnte darüber nicht fort. Er ist doch 'n Maler und zwar so Einer nach dem alten Stil, die noch 'was auf Schönheit halten und in der Welt Schönheit sehen und sich daran weiden. Für ihn ist Schönheit Lebensbedürfniß und Lebensinhalt. Man braucht ja blos seine Bilder anzusehen, dann weiß man 's. Und nun sein ganzes Leben lang eine Vogelscheuche um sich haben, — wenn sie auch sonst ein gutes Geschöpf sein mag, — nein, sehen Sie, das konnt' er nicht, beim besten Willen nicht. Daran ist er gescheitert, es war für ihn eine ästhetische Unmöglichkeit. Und deshalb — es klingt ja komisch und vielleicht

ſogar ſchamlos für ſo 'ne alte Perſon, wie ich eine bin, aber ich kann mir nu 'mal nicht helfen, die blanke Wahrheit iſt es: meine Gefühle für ihn ſind heute noch ziemlich dieſelben, wie damals — 'Ne große Leidenſchaft mit Selbſtmordgedanken und ſo'was iſt es damals auch nicht geweſen, ſo 'was iſt nicht für Unſereinen, aber ein echtes, ehrliches Gernhaben und Beieinanderſeinwollen und eine Opferfreudigkeit durch Dick und Dünn, die keine Schranken kennt — Und da bin ich mir nun nicht klar, ob ich trotzdem zu ihm gehen kann. Ich habe widerſtreitende Empfindungen. Soll ich mich d'rüber wegſetzen oder muß ich von ihm fernbleiben, weil ich Anderes für ihn fühle, als für eine Krankenpflegerin und eine gute Freundin recht iſt? Iſt das nicht ein bischen ſchamloſe Aufdringlichkeit, wenn ich jetzt zu ihm gehe, wo es doch nicht blos uneigennütziges Mitleid iſt, was mich treibt? Das ſollen Sie mir ſagen, Berndt. Wer ſoll es mir ſonſt ſagen? An Irgendeinen mußt' ich mich doch wenden. Und Sie ſind ein gutes Theil feiner beſaitet, als die ganze Geſellſchaft hier."

Sie war bei ihren Worten immer mehr in ſich zuſammengekrochen, als ob ſie ſich vor Scham am Liebſten in nichts auflöſen wollte, und ihre Stimme hatte trotz aller heroiſchen Anſtrengungen immer mehr gezittert, bis ſie zuletzt faſt in ein Gemurmel auslief. Hilmar hatte ſich erhoben, trat auf ſie zu und reichte ihr die Hand. Er war bewegt.

„Fräulein Kranich," ſagte er mit dem Entſchluſſe, jede Sentimentalität fernzuhalten, „das ſind unnöthige Sophiſtereien. Was ich Ihnen neulich ſchon geſagt habe,

das ſag' ich Ihnen heute wieder und heute erſt recht: Gehen Sie zu ihm! Das iſt das Gute, das Muthige und das Menſchliche. Und nur das ſieht Ihnen gleich."

Der Kopf der Kranich ſchoß wieder um ein Weniges hervor. „Meinen Sie wirklich?" Ihre kleinen Augen leuchteten auf.

„Und wenn er Sie nachher wirklich aus Dankbarkeit heirathen ſollte, laſſen Sie es ſich ruhig gefallen, Fräulein Kranich!"

„Berndt! Das iſt nicht hübſch von Ihnen."

„Im Gegentheil, liebes Fräulein Kranich, ich wünſch' es und ich hoff' es, — in vollem Ernſt und aus vollſtem Herzen. Und ich bin auch feſt überzeugt davon, daß Fritz Degenhardt ſich aus ganz anderen Gründen damals und überhaupt nicht erklärt hat, als Sie annehmen und ihm ſo ohne Weiteres in tapferer Selbſtironie aufreden. Ich glaub' ihn doch auch ein bischen zu kennen. Und dieſe Gründe werden ihm ja wohl nun ſchwerlich mehr maßgebend ſein."

Die Kranich war aufmerkſam geworden. Ihre Augen glitzerten dicht vor Hilmar's Geſicht, ihre Lippen bebten. „Andere Gründe?" murmelte ſie, „andere Gründe? Wollen Sie ſich über mich luſtig machen? Was könnten das etwa für andere Gründe geweſen ſein?"

„Daß er ſich ſeit dreißig Jahren für einen unheilbar kranken, dem Tode verfallenen Mann gehalten hat, der folgerichtig auch nicht heirathen durfte, ſo gern er gewollt hätte. Sähe ihm das nicht gleich? Iſt dieſe Marotte ihm auszutreiben? Hält er nicht fortwährend ſein Ende vor der Thür ſtehend? Und wenn er nun da-

mals — nach schwerem Kampf — nur um deswillen ausgeblieben ist, verzichten zu müssen geglaubt hat? Wie?"

Die Kranich war wie betäubt. Sie schüttelte den Kopf und sah ganz starr vor sich hin. „Dann," murmelte sie endlich, „dann hätten wir ja ein ganzes Leben voll Glück grundlos und zwecklos vergeudet und verloren."

„Aber es wäre ja noch garnicht zu spät, Fräulein Kranich! Degenhardt wird unter Ihrer Pflege wieder gesund werden, die Dankbarkeit wird ihn weich machen und ihm die Zunge lösen, und wenn er jetzt gut zu essen bekommt, wird er noch lange leben und ein spätes, reiches Glück genießen."

Die Kranich wehrte auffahrend mit beiden Händen ab. Es war, als blendete sie etwas. Sie schloß die Augen. „Hören Sie auf!" rief sie. Dann schwankte sie hinaus.

Erst eine Stunde später erschien sie wieder bei Hilmar, jetzt in Hut und Mantel, — beide stammten aus einer lange verschollenen, nicht mehr in der Erinnerung einmal fortlebenden Mode, — mit einem Nachtsack in der Hand, der einmal mit riesigen, blauen Blumen bestickt gewesen war, die wie die Kornblumen eines Cyklopenlandes aussahen, jetzt aber nur noch einen schüchternen Farbenreiz behalten hatten. Ihr Gesicht war ernst und entschlossen, ein mächtiger, schwarzer Schleier wehte rückwärts von ihrem Kapothut über den Nacken herab.

„Ich gehe," sagte sie mit einer Stimme, als handelte es sich um einen Weg zur Richtstätte. „Sagen Sie mir jetzt weiter nichts mehr! Ich habe mich mit mir selber in's Reine gebracht. Leben Sie wohl!"

Hilmar drückte ihr ſtumm beide Hände. Er lächelte nicht einmal, als ſie, den Hals weit vorgebogen, den Nachtſack im rechteckig gekrümmten Arm, ſich zur Thür hinausſchob.

Nicht lange danach verließ er ſelber das Haus, um ſich in die „Goldkneipe" zu begeben. Er war vorher heimgekehrt, um zu ſchlafen, und er war wahrlich müde genug dazu. Aber er durfte bei der Abſchiedsfeier für Max Höhnert und Joachim Timm doch nicht wohl fehlen. Und er hätte auch wohl nicht ſchlafen können. Es war gut, ſich zu betäuben. Vielleicht kam er in der luſtigen Geſellſchaft auf andere Gedanken.

In der „Goldkneipe" war Alles, was ſich zum deutſchen Künſtlerthum in Rom hielt, ſchon ziemlich vollzählig verſammelt. Max Höhnert präſidirte an der Seite ſeiner Frau, die mit großen, verwunderten Augen in dies ihr völlig neue Treiben hineinſchaute, an dem mächtigen Tiſche, der faſt den ganzen Raum in Anſpruch nahm. Dann reihten ſich Maler, Bildhauer, Journaliſten und Archäologen im bunten Wechſel an. Natürlich war Röschen erſchienen, die ihre Neugierde, zwiſchen dem Höhnert'ſchen Ehepaar irgendetwas Intereſſantes herauszuhören, mit ihrer ſchwärmeriſchen Neigung für den gleichfalls erſchienenen Karl Hellwig zu vereinigen bemüht war und, überall Stoffe witternd, mit jedem Ohr anderswohin horchte, während die kleinen Faunaugen wißbegierig und liſtig glitzerten. Selbſt die Miß hatte Frau Höhnert's Anweſenheit benutzt, um zum erſten Mal unter deren Schutz — ſie war gegen zwei Jahrzehnte älter, als dieſe — das oft verabſcheute Lokal zu betreten. Jetzt kritiſirte ſie Alles,

machte ſich Notizen und äugelte, ohne von Hellwig's Seite zu weichen, durch ihre Lorgnettengläſer mit ihrem ſtechenden Blick umher, dem nichts entging. Auch ein paar malende Damen waren zugegen. Das männliche Element überwog aber weitaus. Es ging laut und luſtig her. Man trank viel und halb ſcherzhafte, halb wehmüthige Abſchiedsreden jagten ſich. Von den Künſtlern hätte vielleicht Mancher nicht ungern mit den Scheidenden getauſcht, wenn nicht Geldverpflichtungen oder Entſchlußloſigkeit, — das römiſche Hauptübel, — auch die Furcht vor der ungewiſſen und jedenfalls arbeitsreichen Zukunft ihn hier gefeſſelt hätten. Jetzt war es ohnehin Frühling und der Scirocco lähmender, als je.

Edmondo Fiſch, genannt Pesce, trug zur Mandoline Volkslieder vor, deren Text zum Glück Niemand verſtand, die aber bei den Aufwärtern des Lokals, welche mit aufgeſtütztem Ellenbogen neben den Fäſſern ſtanden und die Köpfe weit vorreckten, unbändige Heiterkeit erregten. Günther Dahlmann ſtritt ſich mit ſeinem langen, ſchwäbelnden Kollegen von der Preſſe über die Berechtigung der Moderniſirung Roms und gerieth in weinerliche Erregung über die Poeſieloſigkeit der Welt und ſein eigenes, verfehltes Daſein.

Jacques Bachler machte in gezierteſter Weiſe Käthchen Steinmann den Hof. Ernſt Wünſch ſprach die größten Trivialitäten mit der größten Emphaſe aus. Hans Moosbrunner freute ſich, daß er „alles Nöthigſte“ von Rom fertig gemalt hatte und nun endlich bald wieder „a Maßl“ an der Quelle trinken konnte, und Stinding ſaß, völlig wortlos, den Kopf in den aufgeſtützten Armen, und rauchte

eine ſtinkende Toscana nach der anderen. Hilmar hätte glauben können, es ſei Alles einige Monate früher, draußen Herbſt ſtatt Frühling und er zum erſten Male in dieſem Kreiſe. So wenig hatte ſich verändert, ſo ganz ſchien ihn die gleiche Atmoſphäre zu umgeben, wie damals.

Nur Joachim Timm, neben dem er ſich ſeinen Platz geſucht hatte, war ein Anderer geworden. Er machte den Eindruck eines müden Mannes, der ſeine Hoffnungen begraben hat und mit ſeinem Leben fertig iſt, als er Hilmar ſtumm die Hand ſchüttelte. Aeußerlich ſchien er gefaßt, auch ſah er geſund aus bis auf die Augen, in denen etwas Stieres lag. Er klagte nicht mehr, ſondern ſprach von ſeiner Ueberſiedelung in den Norden wie von etwas Unausweichlichem und Feſtſtehenden. Eine ſeltſame Theilnahmloſigkeit gab ſich in Weſen und Wort bei ihm kund. Hilmar mochte nicht fragen, ob und wie er die Trennung von Rom jetzt zu ertragen hoffe. Aber als Otto Berwick herüberrief: „Na, Jochem, wie wird Dir ſein, wenn Du erſt 'mal keinen Frascati mehr kneipen kannſt?“ da warf Joachim Timm Hilmar einen Blick zu, der dieſen über die Seelenſtimmung des Scheidenden auch ohne Worte aufklärte. Zugleich lag ein beinahe rührendes Flehen darin, man möge nicht weiter an ſeinen Wunden rühren, denn bei jeder noch ſo zarten Berührung blutete ſie von Neuem.

Die lärmende Fröhlichkeit der Kneipgeſellſchaft hatte eben jenen Höhegrad erreicht, bei dem Gläſer zerbrochen wurden und der albernſte Spaß ein ſchallendes Gelächter hervorrief, als Max Höhnert das Zeichen zum Aufbruch gab. Man wollte von der „Goldkneipe“ in die Oſterie an

der Piazza Trevi überſiedeln. Dieſer Wechſel war freilich nicht nach Jedermanns Geſchmack, denn „man ſaß nun ſchon einmal ſo ſchön feſt“. Einige fürchteten auch nicht mit Unrecht, daß ſie ſich auf die Sicherheit ihrer Füße nicht mehr unbedingt würden verlaſſen können.

Am Lauteſten proteſtirte Karl Hellwig, der wieder einmal vergeſſen hatte, wie wenig er vertragen konnte, auf die Anweſenheit ſeiner ältlichen Verehrerinnen keine Rückſicht mehr nahm und, den rieſigen, ſammetnen Schlapphut ſchief und herausfordernd auf die blonden Locken — die „ewigen Jünglingslocken“, wie man ſie nannte — gedrückt, in ſeiner pathetiſchen Redeweiſe, mit großen, theatraliſchen Geſten erklärte, hier wolle er bleiben und nirgends anders und hier weiter ſaufen. Er ſchrie dies Wort in immer wilderem Zorn und Trotz heraus und ſeine Fauſt — eine derbe Bauernfauſt, die das Kneten im Thon um nichts ariſtokratiſcher hatte machen können, — hämmerte dabei auf den Tiſch. Die entſetzten Geſichter der Miß und Röschens, von denen die erſtere ihn noch nie ſo geſehen hatte, die letztere ſich ſtellte, als hätte ſie ihn noch nie ſo geſehen, reizten ihn nur immer mehr. Es blieb ſchließlich nichts übrig, als ihn ſitzen zu laſſen, denn drei Männer hätten ihn ſchwerlich mit vereinten Kräften vom Stuhl in die Höhe gebracht, und ihn der Fürſorge des Wirths zu empfehlen. Als alle Anderen gingen, verharrte er auch wirklich auf ſeinem Platze, ſchwatzte mit immer dröhnenderer Stimme fort, als ob er einige Hundert Zuhörer hätte, machte ſeine berühmte Handbewegung, mit der er ſich durch die Locken glitt, warf ſeinen Apollo-Blick über die linke Schulter und

schlug sich die Hand auf der Tischplatte wund. So verließ man ihn.

Als der Zug an der Piazza Trevi anlangte, ergab es sich, daß die Miß unterwegs verloren gegangen war. Man nahm an, daß der Schmerz und der Kummer, ihr Idol in so rein-menschlicher Gestalt geschaut zu haben sie bewältigt und stillschweigend nach Hause getrieben hatten. Nur Röschen schien Anderes zu argwöhnen. Sie wurde unruhig, ihre spitzigen Backenknochen überzogen sich mit einem glühenden Roth, ihre Augen wurden immer kleiner und glitzeriger. Und plötzlich war sie fort. Kein Mensch wußte, wohin sie gegangen war.

Im Uebrigen setzte sich die Kneiperei ungefähr so fort, wie sie in dem früheren Lokal abgebrochen worden war. Es wurde sogar weiter Frascati getrunken. Nur hie und da wurde die Stimme eines Sprechenden lallender, ein Kopf sank schwer und müde auf die Schulter eines Nachbars und häufig wurde gelacht, ohne daß Irgendeiner gewußt hätte, weshalb? Manchmal sollte eine Rede gehalten werden, aber sie gedieh niemals über die ersten Anfänge hinaus, sei es daß der Redende den Faden verlor oder die allgemeine Unruhe seine Bemühungen vergeblich erscheinen ließ. Hin und wieder verschwand auch immer einer von den Festgenossen auf Nimmerwiederkehr. Im Allgemeinen waren aber Alle darin einig, daß man eine erhebendere Abschiedsfeier garnicht hätte begehen können. Von weiblichen Teilnehmern war seit geraumer Weile nur noch Frau Höhnert übrig geblieben, die aus dem Erstaunen über alles das, was sie sah und erlebte, garnicht herauskam, es nun aber an der Zeit hielt, ihrem Manne zuzuflüstern, er möge ein Ende machen.

Max Höhnert, der seinerseits, wie gewöhnlich, und trotzdem er so lange aus der Übung gewesen, noch völlig bei klarem Bewußtsein war, — getrunken hatte er am Meisten von Allen — gehorchte nicht gern. Aber ein Umblick über die Tafelrunde überzeugte ihn davon, daß seine Frau Recht hatte. So gab er denn das Zeichen. Daraufhin ordnete sich der Zug der Genossen allmälich. Jeder bekam ein brennendes Wachslicht in die Hand. Max und Joachim Timm wurden in die Mitte genommen und feierlich bewegte sich der Zug aus dem Lokal hinaus, um dreimal nacheinander die Runde um die Fontana Trevi zu machen, die mit ihren stürzenden Wassern im weißen, elektrischen Licht, das den riesigen Neptun und seine Nereiden gespenstisch von der mächtigen Nische hervortreten ließ, niederrauschte und brauste. Dann ward Halt gemacht, Alles verharrte lautlos, und Günther Dahlmann bestieg einen mit herausgebrachten Schemel, um eine gereimte Ansprache an die Scheidenden zu halten.

Leider hatte er schon trotz aller Selbstbeherrschung doch wieder mehr getrunken, als ihm gut war, und auch die Rührung übermannte ihn zu stark. Thränen stürzten aus seinen Augen, während er sprach, man sah manchmal nur seine rudernden Arme und seinen immerfort trübselig wackelnden Kopf, ohne etwas Anderes zu verstehen, als die mit sich überschlagender Fistelstimme hervorgepreßten Worte: „Abschied — Du ew'ges Rom — doch nicht für immer, — Fontana Trevi — bleicher Mondenschimmer" — Dann sekundenlang nur Lippenbewegungen unter verstärkten Gestikulationen, die hie und da Gefahr mit sich brachten, der Redner könne vornüber stürzen, und das Zugreifen

zweier Zuhörer veranlaßten, die ihn von nun an an den Beinen festhielten; endlich unter einer wachsenden Ansammlung von Menschen, die trotz der nachmitternächtigen Stunde aus allen auf den Platz mündenden Gassen herandrängten oder an den Fenstern der Häuser erschienen, — auch Sicherheitsbeamte waren darunter, die aber nur mit offenem Munde, sichtlich erheitert, dem Schauspiel beiwohnten, — die hervorgeschrillten Schlußworte:

„Des Kolosseums ew'ge Trümmerpracht
Hält über Rom, als unzerstörbar, Wacht,
Das Forum bleibt, es bleibt der Vatikan,
Ob wir ein neues Rom auch wachsen sahn; —
Und in das alte Rom, des Weltalls Glück,
Kehrt Beide einst voll Sehnsucht froh zurück!"

Der Redner war am Ende seiner Kräfte. Wie von einem Weinkrampf wurde er geschüttelt, als man ihn von seinem Schemel herabhob. Uebrigens weinten eigentlich Alle. Der dicke Max lag schluchzend am Busen seiner Frau und selbst unter den zufälligen Zuschauern der Szene, die kein Wort verstanden hatten, wischten sich Viele die Augen. Es war etwas so Bewegliches und Rührsames in dem Allen. Hilmar sah Joachim Timm an. Aber der war einer von den Wenigen, die nicht weinten. Stumm und starr brütete er vor sich hin, ohne zu bemerken, daß das abtropfende Wachs seiner Kerze ihm die Hand verbrannte.

Dann klirrten die Soldostücke, von Aller Hände geworfen, in die Fontainenbecken, zum Zeichen, daß die Scheidenden wiederkehren würden, und zuletzt wurde frisch geschöpftes Trevi-Wasser kredenzt, von dem Jeder schlürfte.

Nun verziſchten die letzten Wachslichter im Waſſer, die Zuſchauer verloren ſich und die Stunde der Trennung war gekommen. Bis der Zug ging, konnte man noch ein paar Stunden ſchlafen. Max Höhnert war der Erſte, der, ſeine Frau am Arm, ſchied. Die Andern folgten. Hie und da wurden Händedrücke getauſcht. Man begann zu fröſteln trotz der lauen, ſternloſen Frühlingsnacht.

Hilmar war auf Joachim Timm zugegangen. „Ich begleite Sie nach Hauſe," ſagte er. Timm wohnte für dieſe Nacht in dem gleichen Gaſthof der Via Tritone, wo Max Höhnert ſich und die Seinigen einquartirt hatte.

„Nach Hauſe?" wiederholte Joachim trübe und matt. Dann ſtrich er ſich mit der Hand über die Stirn hin. „Ja ſo" — Und nach einer Weile ſetzte er hinzu: „Laſſen Sie mich nicht allein! Ich kann jetzt nicht allein ſein."

„So bleiben wir zuſammen," erwiderte Hilmar, „kommen Sie!"

Sie gingen langſam über die ſtille Piazza Poli und bogen in die Via Tritone ein. „Ich möchte noch einmal wieder in die Matratzengruft gehen," ſagte Joachim plötzlich. „Begreifen Sie das? Ich habe da manchmal die ganzen Nächte verſeſſen, wenn ich kein Quartier hatte. Haben Sie aber keine Angſt vor Sentimentalitäten! Das iſt alles vorüber. Ich will blos da zum letzten Mal ſitzen und kein Wort ſagen."

Hilmar nickte, ſie gingen die Straße weiter hinauf und betraten das kleine Café mit den roth und weiß geſtreiften Leinenbehängen der Wände, das eben geſchloſſen werden ſollte. Als der Kellner Joachim er-

kannte, stieß er einen lauten Jubelruf aus. „Sor Gioacchino, Sor Gioacchino!“

Joachim lächelte. „Für mich läßt er die eine Gasflamme da noch brennen, bis es Tag wird,“ sagte er eintretend. „Seinen Soldo hat er bei jeder Tasse Kaffee ehrlich von mir bekommen, wenn ich selbst ihn auch oft nöthiger gehabt hätte, als er. Das vergißt so Einer nicht.“

Als sie dann zusammen saßen, als die einzigen Gäste unter der bescheiden noch leuchtenden Flamme, und der Kellner drüben, den Kopf in den weit über einen Tisch vorgestreckten Armen schlief, sagte Joachim: „Ich bin eigentlich ein toller Egoist, nicht wahr? Immer von mir ist bei mir die Rede! Aber Sie — Sie sind ja auch kein glücklicher Mensch und kein glücklicher Künstler. Weshalb sprechen wir nicht von Ihnen?“

„Von mir?“ Hilmar blickte müde auf. „Was ist da viel zu sagen? Es schwebt da etwas vor mir in der Luft, ein Wahngebilde, ein Idol — Vielleicht erringe ich es. Wer weiß es? Und dann werde ich ein großer Künstler, — was die Welt so nennt, — berühmt, reich, gefeiert und beneidet. Oder die Hände erschlaffen mir vorher. Und dann —“ Er sprach es nicht zu Ende. Seine Mienen verzerrten sich, es sah aus, als ob seine Züge erschlafften und herabsänken, seine Augen erlöschen wollten. Ein stumpfer, blöder Ausdruck lag plötzlich in seinem Gesicht. Und dabei spielte doch ein Lächeln um seine niedergezogenen Mundwinkel. Es war ein schauriger Anblick.

„Was haben Sie?“ fragte Joachim entsetzt.

Aber es war schon vorüber. „Oh, nichts," sagte Hilmar, wie aus einer Erstarrung erwachend, und rieb sich die Stirn. „Wovon sprachen wir doch? Ja so" —

Sie redeten noch eine lange Weile weiter. Hilmar gab sich offener, als sonst; nur der Frau erwähnte er nicht, die in Berlin saß und auf den Tag harrte, wo er berühmt sein und sie erlösen werde, während er jetzt nur noch von erborgtem Gelde mühsam sein Dasein fristete und ein Herr von Wyssel ihm schon anbieten durfte, zum Taglohn für ihn zu arbeiten, weil er sonst bald der Allgemeinheit zur Last fallen würde; auch Mania's Name wurde nicht genannt. So dämmerte der Morgen herein.

Dann gingen sie, um im Gasthof Joachim Timm's wenige Habseligkeiten zusammenzuräumen, und fuhren endlich zum Bahnhof. Dort waren nur Vereinzelte von den nächtlichen Kneipgenossen erschienen, übernächtig und fröstelnd, obgleich der Tag strahlend aufgestiegen war. Noch ein kurzes Abschiednehmen mitten im treibenden Gewühl unter der mächtigen Glashalle. Eine zuversichtliche Stimmung wollte nicht mehr aufkommen unter dem Rauchen und Pfeifen der Lokomotiven, dem Rollen der Züge und dem hastigen Lärm der Abreise. Max, der auf dem Trittbrett des Coupés stand, in einem mächtigen Havelock, den Schlapphut im Nacken, hinter ihm im Wagen die Gesichter von Frau und Tochter, war sichtlich bewegt und zugleich bemüht, diese Bewegung hinter schlechten Witzen zu verbergen. Er bestellte Grüße an Degenhardt, an die Kranich, an alle Welt.

„Sie, Berndt," rief er zuletzt, „und richten Sie auch Grüße an sie aus, Sie wissen schon, wen ich meine.

Wiederſehen habe ich ſie nicht können, — es war mir zu ſchämerig."

„Auf Wiederſehen in Berlin!" klang es dann. Und die Abfahrtsſignale tönten.

Joachim Timm hatte Hilmar ſtumm die beiden Hände geſchüttelt. „Leben Sie wohl! Werden Sie glücklich!"

„Und Sie!" brachte Hilmar nur heraus. „Auf Wiederſehen!"

Joachim ſchüttelte den Kopf. „Nein," ſagte er mit merkwürdiger Beſtimmtheit, „ich glaube nicht daran." Dann ſprang er in's Coupé. Die Thüren wurden zugeſchlagen, die Lokomotive pfiff. Er beugte ſich noch einmal heraus. „Grüßen Sie mir mein Rom! Ich liebe es, wie ein Weib, das uns zu Grunde gerichtet hat, — bis zum Wahnſinn."

Hilmar verſtand es kaum mehr. Wieder gellte ein langgezogener Pfiff, die Anderen riefen: „Addio! Addio!" und ſchwenkten ihre Hüte. Der Zug kam in's Rollen. Noch einmal zeigte ſich Max Höhnert's breites, blondbärtiges Geſicht im Fenſterrahmen, ſein mächtiger Schlapphut grüßte zurück, dann verſchwand Alles im Qualm und Dampf, wie eine Viſion.

„Gott ſei Dank, daß es vorüber iſt!" war der Gedanke, der die Zurückbleibenden beherrſchte. „Und nun ein ſolennes Katerfrühſtück!" ſchlug Otto Berwick vor, der in ſeinem abgeſchabten, olivgrünen Sammetjacket doppelt bleich und kläglich ausſah. „Heut malen wir einmal nicht!"

Die Anderen lachten. Hilmar verweigerte das Mitkommen. Unter dem Vorwande, er müſſe ſchlafen

trennte er sich von den Anderen. Er ging aber nur bis in sein Atelier in der Via Basilio. Dort setzte er sich unter seinen Modellen, die von den Wandbrettern zu ihm herabnickten und grinsten, wie greifbar gewordene Gedanken, in einen Stuhl und stierte müde und stumpf vor sich hin. Er wußte selber nicht, wie lange? Aber nach einiger Zeit dachte er an Mania. Wenn sie jetzt käme! Weshalb erschien sie nicht? Konnte er sie denn wirklich trotz Allem, was sie ihm gesagt, nicht mit der Kraft seines konzentrirten Willens zwingen, zu kommen, selbst gegen ihren Willen? Ließ sich ein Gedanke nicht auf den anderen Menschen übertragen? Doch; man mußte es können. Es war etwas Verzweiflungsvolles, zu glauben, daß es anders sei. Und er mühte sich, sie herzudenken, jetzt, in dieser Stunde. Darüber vergingen ihm allmälich die Sinne. Der Kopf schmerzte ihn heftig, ein Halbschlummer hielt ihn gefangen, ohne Träume und ohne das Gefühl gliederlösender Wohligkeit.

Dann war es ihm einmal, als hörte er klopfen. Aber er wußte nicht, ob das an seiner Thür war, nicht einmal, ob es nicht das Klopfen in seiner Brust war oder in seinem Hirn, wo es heute wieder pochte und hämmerte, wie mit einem Räderwerk. Plötzlich fuhr er aber doch auf, denn er hörte deutlich seine Atelierthür knarren und zugleich fiel ein breiter, goldiger Lichtstrom von der Straße herein und der Luftzug ließ die Myriaden von Staubatomen in dem Raum wirbelnd sich drehen.

„Mania! Fräulein von Holmen!“

Ein Aufschrei höchster Verwunderung, jubelnden Entzückens brach von seinen Lippen. Mit ausgebreiteten

Armen wollte er auf sie zu. Aber es war etwas so Fremdes in ihrem ganzen Wesen und in ihrer ganzen Erscheinung, daß er stehen blieb und die Arme schlaff herabsinken ließ und sie schweigend anstarrte.

Etwas Mechanisches war in all' ihren Bewegungen und zugleich etwas Müdes. Auch der Ausdruck ihres Gesichts war gegen sonst verändert. Eine stumpfe Resignation, etwas Trostloses lag darin. Sie hatte etwas von einer Nachtwandlerin an sich oder seine überreizte Phantasie spiegelte es ihm wenigstens vor. Dabei war sie schöner, als je, in dieser Ruhe. Eine dunkle Stimmung lag gleichsam um sie her gebreitet. Hilmar hätte ihr zu Füßen sinken mögen vor bewundernder Anbetung. So, gerade so brauchte er sie zu seinem Werk. Es war, als ob sie es errathen hätte. Und er hatte sie also doch zu zwingen vermocht!

Sie hatten eine Minute hindurch nichts gesprochen, sie begrüßten sich nicht einmal. Mania blickte sich überall um, aber nicht neugierig oder erstaunt, sondern eher so, als hätte sie das Alles schon einmal gesehen oder sich doch ganz so gedacht. Dann sagte sie: „Sie sind sehr fleißig gewesen." Es war das erste Wort, das gesprochen wurde, und auch ihre Stimme erschien ihm anders, als sonst, müder und von dunkler Klangfärbung. Als er nichts erwiderte, fügte sie bei: „Ich habe mir einmal Ihre Sachen ansehen wollen. Sie forderten mich dazu auf."

„Ja," sagte er und erst jetzt fiel es ihm auf, daß sie ohne Begleitung war. „Es freut mich, daß sie Ihre Frau Mutter verlassen konnten. Es geht ihr doch wohl?"

Ein angstvoller Ausdruck schattete über ihr Gesicht. „Sie hat garkeine Schmerzen oder Beschwerden. Aber ich glaube nicht, daß es gut um sie steht. Im Gegentheil. Doch — es ist besser, nicht davon zu reden.“ Sie trat an die einzelnen Büsten und Reliefplatten heran, um sie näher zu betrachten.

Hilmar gab hin und wieder ein kurzes Wort der Erklärung dazu. Minutenlang herrschte immer Schweigen dazwischen. Einmal sprach er auch mitten hinein von Max Höhnert. „Und er läßt Sie grüßen. Es war sein letztes Wort an mich.“

Mania nickte dazu nur. Als Hilmar hinzusetzte, sie sei die Stifterin jenes Glückes, erwiderte sie: „Es war nicht schwer, das zu werden. Ueberhaupt ist es viel leichter, Andere glücklich zu machen, als sich selber. Wir selbst sind unsere schlimmsten Feinde.“

Als sie mit der Besichtigung der Sachen fertig war, fragte er: „Glauben Sie *jetzt* an mich?“

„Ich habe immer an Sie geglaubt,“ war ihre Erwiderung. „Sie sind ein begnadeter Mensch. Ob jetzt der Erfolg vor Ihrer Thür steht, — mehr, als früher, weiß ich nicht.“

„Sie glauben *noch* nicht daran, daß ich zum Bildhauer berufen bin?“

„Oh, doch — Es spricht ein außerordentliches Talent aus all' diesen Sachen. Aber aus Ihren Skizzen und Bildern sprach es auch. Und doch —“ Sie beendigte den Satz nicht. Ihre Stirn war von einer dunklen Wolke überlagert, ihre Mundwinkel zuckten.

„Und hier ist mein Modell“, sagte er und machte es

auf der Drehscheibe unter den naſſen Tüchern frei, die es verhüllten. „Sehen Sie ſelbſt! Das Andere iſt Alles nur Stümperei. Aber wenn das da gelingt, — das wird ein Werk werden! Und es könnte gelingen — Es würde die Erfüllung meines Lebenstraums ſein —“

Mania ſtand vor dem Modell und ein Erſchauern ging ihr vom Scheitel bis zu den Fußſpitzen hinab. Wieder ſie! Dieſe trauernde Germanin auf den Trümmern des römiſchen Forums, dieſe Siegerin, die zum Genießen ihres Sieges nicht gelangen kann, trug ihre Züge und ihre Geſtalt. Auf beinahe allen Modellen in dieſem Atelier hatte ſie ſich ſelber entdecken müſſen. Alle Zeichnungen enthielten die Umriſſe ihrer Geſtalt und ihres Antlitzes. In immer neuen Variationen kehrte das wieder. Sie hatte ſich geſtellt, als erkennte ſie das nicht oder als ob es ſie nichts kümmerte, aber alle Tiefen ihres Innern hatte es dabei aufgewühlt, — bei jedem Schritt, den ſie that, mehr. Dies ganze Atelier war erfüllt von ihr. Der es inne hatte, mußte garkeinen anderen Gedanken haben, als ſie und immer nur ſie. Es war wie eine fixe Idee, die ihn beherrſchte, — wie ein Wahnſinn. Es erſchreckte ſie und beſeligte ſie zugleich. Sie wußte ſelber nicht, welche Empfindung in ihr vorherrſchte. Alle Nerven in ihr vibrirten, wie ein Schleier wogte es vor ihren Augen, ihr Buſen ging ſtürmiſch. Und doch lag es wie eine furchtbare Angſt, wie ein drückender Alb auf ihrer Bruſt. Sie hätte, wie eine Erſtickende, dagegen anringen mögen und dabei aufſchreien, — aufſchreien in wilder Sehnſucht und jähem Entſetzen.

Und nun wieder ſie, liebevoller, portraitähnlicher

ausgeführt, als je! Und wenn er dies Werk vollendete, war der Ruhm sein, nach dem er schrie, wie der Hirsch nach frischem Wasser, dann war er erlöst — falls sein Glaube ihn nicht abermals trog — von dem Fluche seiner Zweifel und Irrungen, von dem erstarrenden Torso-Fluche, der bis heut über all' seinem Schaffen gelegen hatte und der ihn zu Grunde richten mußte, früher oder später, mit allem Großen und Kühnen, was in ihm schlummerte, mit all' seinem Wollen und Können. Wenn es gelang, dies Werk! Und damit es gelang, bedurfte er ihrer. Ohne sie, die, wie eine Herrin, in dieser Künstlerwerkstätte waltete und gebot, ohne es selber zu wissen, würde Alles werden, wie sonst, und dann war er verloren, — dann wirklich verloren. Er selbst wußte es so gut, wie sie es jetzt wußte, — glauben mußte trotz all' ihres trotzigen Widerstrebens. Es galt eine That der Rettung! Und heiß in ihr stritten Mitleid und Liebe mit Stolz und Scham und einer nagenden Furcht vor dem Kommenden.

Sie hatte über alledem, was in ihr wogte, kreiste und wühlte, kaum das vernommen, was Hilmar ihr zur Erklärung des Modells und des Marmorwerks sagte, das er danach vollenden wollte. Sie hörte nur, daß er noch nicht ein einziges Mal von ihr und von der Hülfe gesprochen hatte, die sie ihm leisten sollte und durch die er siegen würde. Es bedurfte dessen aber auch nicht mehr. In seinen Augen las sie deutlich genug sein Flehen und Drängen und seine Augen ruhten unablässig auf ihr. Sie fühlte wiederum diese brennenden Blicke, ohne sie zu sehen, und wußte, was sie sprachen, was sie baten, was sie forderten. Durch die Macht seines

Willens, vor dem der ihre zersplitterte, hatte er sie heute hierher gezogen und durch die Macht seines Willens brach er heute den Widerstand, in dem sie sich wochenlang gegen seine ausgesprochenen und unausgesprochenen Worte sowie gegen seine Blicke gewehrt und aufgebäumt. Sie hätte ihn hassen können, in diesem furchtbaren Gefühl des allmälichem, rettungslosen Unterliegens, wenn sie ihn nicht so wahnsinnig geliebt hätte, es nie mehr empfunden hätte, als gerade jetzt, wo Alles um sie her zu versinken und niederzutauchen drohte und sie das Bewußtsein einer hülflosen Schwäche in sich spürte, zugleich mit dem schmiegsamen Anlehnungsbedürfniß des Weibes, das sich einsam sieht in einer ungeheuren Oede, zu der die Welt plötzlich für sie geworden ist.

Hilmar schien von dem Allen nichts zu ahnen, schien nicht zu begreifen, daß sie, wie eine Ertrinkende, nach einem letzten Halt suchend um sich griff. Er war völlig erbarmungslos, er ließ sie untergehen. „Was sagen Sie zu dem Plan?“ fragte er endlich. Seine Worte klangen kühl und ruhig.

Sie aber hatte den heißen Schaffensdurst und den begeisterten Ueberzeugungsmuth des Künstlers, nun endlich auf dem rechten Wege zu sein, nun endlich vor der Pforte des Siegs und des Ruhms zu stehen, aus dem heraus gehört, was er zuletzt gesprochen. Nun endlich schienen alle Nebel des Zweifels von ihm zu lassen, sonnenklar lagen seine Straße und sein Ziel vor ihm. Nur eines Einzigen bedurfte es noch, um ihn dorthin gelangen zu lassen. Und seine brennenden Augen nannten ihr dies Einzige. Und nun es ihm noch weigern zu sollen!

„Der Plan ist gut", sagte sie bebend.

„Und Sie glauben, ich könnt' es vollenden, — das da?"

Sie stand immer noch vor der Drehscheibe, sie wagte sich nicht zu rühren, ihre Worte preßten sich mühevoll zwischen ihren blutlosen Lippen hervor. „Ja, ich glaube, Sie werden es können." Es war etwas Automatenhaftes in ihrem Wesen und Sprechen. Eine Pause trat ein. Dann ließ Hilmar ein kurzes, bittres Auflachen hören.

„Mit einem Modell von der spanischen Treppe! Mit der Checchina als Germanin!" Er warf sich in einen Stuhl und lachte weiter. Es schüttelte ihn förmlich. Sein Lachen ging allmälich in ein Schluchzen über. Es war wie ein Krampf, der ihn gepackt hatte.

Mania überlief ein Grausen. „Hilmar!" In dem Ruf seines Namens lagen ihre ganze Angst und ihre ganze Liebe. Sie war überwunden. „Sie wissen nicht, was Sie von mir fordern", sagte sie matt, sich wie gebrochen zurücklehnend, „Sie können es nicht wissen." Und als er darauf keine Antwort gab, sondern nur müde vor sich hinstierte, — es lag die ganze Verzweiflung in seinem Blick, die ihren Widerstand gebrochen hatte, weil sie ihm sie als grausam und kleinlich erscheinen ließ, — ging sie einen Schritt auf ihn zu und, die beiden Hände wie bittend gefaltet, fragte sie mit gesenkter Stirn: „Darf ich es denn thun, Hilmar?"

Verstand er ihre Frage? Er mußte sie ja doch verstehen. Nicht der Künstler, der Mensch in ihm mußte sie verstehen. Und der Mensch war es doch wohl, der

ihr antwortete: „Sie dürfen es, Mania“. In seinen Augen flammte es auf, seine Lippen umglitt ein stolzes, sieghaftes Lächeln. Er war noch einmal wieder so schön, wie in der ersten Zeit seines römischen Aufenthaltes, als die arme Sascha Petrowna für ihn die erste Leidenschaft ihres armseligen Lebens gefaßt hatte. Warum mußte Mania gerade daran jetzt denken? Es rann ihr ein Schauer über den schlanken Leib hin.

Hilmar aber hatte erkannt, daß sie besiegt war. Demüthig, wie eine Gebändigte, stand sie vor ihm. Da sprang er plötzlich mit einem wilden Aufschrei empor, stürzte zu ihr hin, vor ihr nieder, umklammerte ihre Kniee und küßte ihre Hände, die sie ihm willenlos überließ, in Dank, Jubel, Leidenschaft, — er wußte es selbst nicht zu unterscheiden. Er war so bewegt, daß ihm Thränen an der Wimper hingen, sein ganzer Körper bebte. Und auch sie war erschüttert. Dann barg er seinen heißen Kopf in ihrem Schooß. „Das ist die Rettung!“ murmelte er. „Jetzt bin ich gerettet!“

XII.

Heiß lag die römische Spätfrühlingssonne über den Gassen. Fast jeden Tag wehte der Scirocco sengend dadurch hin und das sommerliche Leben begann sich zu regen. Die Tische und Stühle aus Kaffeehäusern und Osterien wurden auf die Trottoire hinausgestellt, die Musik konzertirte Abends auf der elektrisch erhellten Piazza Colonna zu Füßen der Marc Aurelsäule. In allen Gärten

war ein Ueberschwang von Blüthen aufgebrochen, an allen Mauern hingen in Gewinden die Rosen herab. Das Mesobryanthenemum überdeckte wie mit einem blutrothen Meer Alles, was in steiniger Winteröde dagelegen hatte. Ueberall duftete es nach Glycinien, Syringen und Tazetten. Selbst die Campagna, die ewig trauernde, hatte ein trügerisches Blüthengewand über die lauernden, Verderben brütenden Geheimnisse ihrer Tiefe gestreift. Träg und flach schlich der gelbe Tiber zwischen den mächtigen, weißen Quaimauern dahin.

Im Atelier der Via Basilio blieb es kühl. Es schauerte den eisig an, der aus der sonnenheißen Straße hier hereintrat. Man spürte drinnen nichts von der schlaffen, lähmenden Luft draußen, einer Luft, die den Lungen keine Ernährung zuzuführen schien und die Nerven vibriren ließ, ohne sie anzuregen oder zu kräftigen, im Gegentheil um sie nachher nur völlig zu ermatten und brach zu legen. Man mußte hier noch ein schwaches Feuer im Ofen erhalten, um die Temperatur herzustellen, die Hilmar zur Arbeit und noch mehr Mania beim Modellstehen bedurfte.

Hilmar's Werk schritt rüstig vorwärts. Er arbeitete mit stürmischem Eifer, wie immer, wenn er sich auf etwas Neues geworfen hatte, konnte sich wieder nie genugthun und gönnte sich kaum Zeit zum Essen und Schlafen. Er war zufriedener diesmal mit sich selbst, als früher, hoffnungsfreudiger und siegesbewußter. Kein Zweifel hatte ihn noch beschlichen. Dies Werk würde gelingen, — nun würde es gelingen. Und dann so weiter im Siegesfluge!

Nur seine Kopfschmerzen lähmten ihn oft und zwangen ihn zu rasten. Manchmal drohten seine Kräfte überhaupt zu versagen. Dann mußte er zu scharfen Belebungsmitteln oder zu geistigen Getränken greifen, um sie gewaltsam wieder anzuspornen. Auch die Sorge um das tägliche Brot wurde immer peinigender und wollte beschwichtigt sein. Er wußte, daß es ihn nur ein Wort kostete und er würde aus Berlin erhalten haben, was er brauchte. Aber dies Wort durfte er nicht sprechen. Eher langsam verhungern, eher um Tagelohn arbeiten. Vorläufig halfen ihm die Kranich und Degenhardt; aber lange konnte es so nicht weiter gehen und der Zustand wurde immer drückender, immer unerträglicher. Manchmal hatte er nicht mehr Soldi genug in der Tasche, um sich ein paar Eier zu kaufen. Er selbst bat nie um Geld. Die Kranich mußte immer errathen, wann er wieder etwas brauchte, denn wenn sie es ihm anbot, bevor er das frühere ausgegeben hatte, lehnte er die Annahme mit einer gewissen Empfindlichkeit ab. Was sie von ihm dächte? Er hatte ja nichts nöthig. Woher die Kranich übrigens das Geld nahm, blieb unklar und Hilmar fragte niemals danach. Sie mußte es sich geradeswegs für ihn zusammenbetteln, denn für sich selber verdiente sie mit ihren stereotypen Kopien nur gerade so viel, um ihr Dasein zur Noth fristen und ihre kleinen Almosen vertheilen zu können.

An Vorwürfen und Ermahnungen ließ sie es Hilmar gegenüber nicht fehlen. Sie betrafen aber nur seine Gesundheit und die übertriebene Arbeitswuth, mit der er auf sie losstürmte. Sie sah, daß es so nicht lange fortgehen konnte, und sein Trost, daß er ruhen wolle, sobald sein

großes Thonmodell fertig, war für sie keiner. Würde es fertig werden? Und wann? Sie, die sich sonst in allen schwersten Lebenslagen den Humor bewahrte und nie „unterzukriegen“ war, hatte hier plötzlich ihre dunklen Ahnungen. Dieser blasse Mann mit den fieberhaft brennenden Augen, der wie ein Traumwandler einherschritt, erweckte in ihr nicht das Vertrauen, daß er ein großes, gesundes, ganzes Werk schaffen könne, — täglich weniger. Sie glaubte nicht mehr an ihn. So sah kein in sich gefesteter, kühn und sicher seinem Ziel zustrebender Künstler aus. Hilmar war ein kranker, immer kränker werdender Mann. Wenn er nicht an seiner Halbheit, an seiner inneren Unrast und Unbefriedigung zu Grunde ging, an dem auf ihm lastenden Fluche, immer zuviel zu wollen, würde er körperlich doch eines Tages zusammenbrechen. Wenn er auch wie von Stahl geschmiedet erschien, dies Arbeitsfeuer bei verzehrender, seelischer Qual und während er sich nicht einmal die gewöhnlichste Pflege zu Theil werden ließ, sondern hungerte und sich betäubte, mußte selbst seine Natur schließlich aufreiben.

In so düsteren Befürchtungen erging sich die Kranich, trotzdem ihre Stimmung seit Degenhardt's rascher Wiedergenesung und ihrer Rückkehr in die „Schachtelwohnung“ so gehoben und heiter war, wie nie vorher. Es lag manchmal ein Zug stiller, träumerischer Seligkeit auf ihrem Gesicht, der sie verjüngte, sogar weniger reizlos erscheinen ließ. Ein schärferer Beobachter würde vielleicht auch eine Milderung ihrer derben Ausdrucksweise und ihres ganzen, männlichen Gehabens bis auf die Ungezwungenheit ihrer Kleidung und ihrer Bewegungen herab festge-

ſtellt haben und er hätte an deren Stelle etwas Schämiges und Schüchternes entdecken können, das nicht altjüngferlich, wohl aber weiblich war. Und man konnte nicht eigentlich ſagen, daß es dem Weſen der Kranich widerſtrebte und als etwas Fremdes ihm aufgeprägt wurde, vielmehr ergab ſich, daß gerade jenes Burſchikoſe und Formloſe, was ſie zur Schau zu tragen pflegte, als etwas ihrem Innerſten nicht Entſprechendes betrachtet werden mußte und jetzt erſt ihr eigenſtes Selbſt klarer und ſchlackenloſer hervortrat. Zu ſolchen Beobachtungen war Hilmar freilich nicht in der richtigen Stimmung. Ihm kam nur vor, daß die Kranich weicher geworden war, als früher. Und dann fiel ihm auf, daß ſie viel ſeltener, als ſonſt, eigentlich nur noch ausnahmsweiſe ihre Matroſenpfeife rauchte. Auch glaubte er in ihrer Kleidung eine gewiſſe Veränderung wahrzunehmen, ohne recht ſagen zu können, worin ſie beſtand.

Von Degenhardt ſprach ſie nie mit ihm und Hilmar war zartfühlend genug, nicht zu fragen. Nach den Bekenntniſſen, die ſie ihm in einem Gefühl der Hülfloſigkeit gemacht, begriff und würdigte er ihr Schweigen. Nur ſoviel hatte er erfahren, daß Degenhardt wieder geſund geworden, wenigſtens auf den früheren Standpunkt zurückgelangt war. Für einen Sterbenden hielt er ſich natürlich nach wie vor. Ihr Erſcheinen damals an ſeinem Krankenbette hatte er mit faſſungsloſem Erſtaunen, aber ohne jeden Widerſpruch aufgenommen, — „vielleicht, weil er zu ſchwach geweſen, ſie herauszuwerfen," meinte die Kranich. Denn damals war er wirklich krank geweſen und, da er der Jüngſte nicht mehr war, hatte es nicht

ungefährlich um ihn gestanden. Merkwürdig folgsam hatte sie ihn gefunden, während sie auf das Gegentheil vorbereitet gewesen war. Bis auf die nicht zu brechende Weigerung, einen Arzt zu Rathe zu ziehen, hatte er sich in Alles gefügt, was sie angeordnet, wenn auch brummend und knurrend, und sie um sich geduldet bis zu dem Augenblick, wo sie selber erklärt hatte, nun sei er wieder so weit, um mit seiner Katze allein bleiben zu können und sich sein Essen selbst zu bereiten oder aus seinem spaccio di vino schicken zu lassen. Bis dahin hatte sie für ihn gekocht, soweit das bei seinen primitiven Vorrichtungen möglich gewesen war, und offenbar hatte ihm das geschmeckt. Aber in einer ordentlichen Trattorie von nun an zu essen, fiel ihm aller Wahrscheinlichkeit nach doch wieder nicht ein, solchen Luxus gönnte er sich nicht. Als sie gegangen war, hatte er zu ihr gesagt: „Na, ich danke Ihnen. Verdient hatte ich es nicht um Sie und eigentlich hätten Sie auch etwas Gescheidteres thun können. Adieu.“ Nicht einmal „auf Wiedersehen.“ Aber die Kranich hatte Hilmar das erzählt ohne eine Spur von Empfindlichkeit. Und seither sprach sie von Degenhardt nicht mehr. Auch waren nun schon manche Tage vergangen, ohne daß er zu ihr gekommen oder sonst ein Lebenszeichen von ihm ihr geworden wäre. Sie schien das auch garnicht anders erwartet zu haben. Alles wurde wieder, wie es früher — durch Jahre — gewesen war.

Eines Tages kam Degenhardt dann aber doch, als sie schon garnicht mehr an solche Möglichkeit gedacht hatte. Sie war beinahe ebenso betroffen, wie damals,

als er gekommen und an ihrer Schwelle ohnmächtig geworden war. Diesmal galt der Besuch aber nicht Hilmar, sondern wirklich ihr. Und das Unglück wollte, daß sie ganz ausnahmsweise einmal wieder ihre Pfeife rauchte und sogar in Gedanken ihre Mütze aus Zeitungspapier aufgesetzt hatte. Sie hätte sich selber dafür prügeln können. Und sie war so verwirrt, daß sie die Pfeife sogar im Munde behielt, als sie seine Begrüßung erwiderte. Dabei fiel sie ihr dann aus den Zähnen und zerbrach an der Erde, auf dem Steinfußboden. Es hätte beinahe noch eine Feuersbrunst gegeben, da in der Nähe des schwehlenden Tabacks eine Strohmatte lag. Die Kranich war außer sich.

Aber Degenhardt schien sich sehr heiter dadurch berührt zu fühlen, denn er sagte freundlich und mit einem begaglichen Lächeln: „Wir haben immer so wunderliche Bewillkommnungen, Fräulein Kranich."

„Verzeihen Sie nur," murmelte sie in höchster Verlegenheit, während sie den glimmenden Staub mit ihrem derben Nagelschuh austrat und sich dann die Mütze abriß, die sie irgendwohin in einen Winkel warf, „bitte, — nehmen Sie doch Platz!"

Sie machte so etwas wie einen Sitz auf einer polsterbelegten Kiste frei. Am Liebsten hätte sie sich das Kleid abgerissen. Denn sie sah nun plötzlich, eigentlich zum ersten Male in ihrem Leben, wie besät es von Farbenflecken war. Es war merkwürdig, aber sie konnte sich darüber nicht täuschen: sie schämte sich. Das war noch nie vorgekommen. Und Degenhardt gerieth im Gegentheil in eine immer behaglichere Stimmung. Er selbst

hatte große Toilette gemacht. Man sah sogar ein bischen Wäsche an ihm, was sonst nie der Fall gewesen war. Er trug einen langschößigen, altfränkischen Bratenrock, der halb in's Braune, halb in's Grüne schillerte und an den Rändern mit schwarzer Seidenborte eingesäumt war, dazu Beinkleider von einem dicken, gerippten, gelblichen Stoff. Der unvermeidliche Wollenshawl oberhalb der Weste hatte an Länge und Dicke gegen früher abgenommen. Und der runde, harte, schwarze Hut sah infolge spärlichen Gebrauchs sogar neu und elegant aus trotz seines ehrwürdigen Alters.

„Es ist hier eigentlich ganz nett bei Ihnen," sagte Degenhardt, sich umblickend. Und er machte ein ungewöhnlich menschenfreundliches Gesicht dabei, ja, er räusperte, hustete oder knurrte während mehrerer Minuten nicht ein einziges Mal.

„Das ist doch wohl blos Ironie von Ihnen, Herr Degenhardt," erwiderte die Kranich, in ihren Schooß blickend.

„Nein, nein," versicherte er, sich nochmals umblickend. Und dann trat eine Pause ein, nach Ablauf welcher Degenhardt zu husten anfing.

Dies veranlaßte die Kranich, nach einiger Zeit zu fragen: „Wie geht es Ihnen eigentlich jetzt, Herr Degenhardt?"

„Oh, wieder Alles beim Alten," sagte er und man wußte nicht recht, ob es trübe oder befriedigt klang, „Dank Ihrer." Und er hustete abermals.

Die Kranich hatte die Empfindung, daß man nun Licht machen müsse, weil es schon dämmerig zu werden

anfing. Aber auf der anderen Seite freute sie sich, daß man dabei die Farbenflecke auf ihrem Kleide nicht so sehen konnte. Die eingetretene Pause dehnte sich inzwischen immer mehr aus. Das machte sie unruhig. Und darum sagte sie: „Ich glaube, ich muß Licht machen.“

Nun wurde er seinerseits noch unruhiger. „Nein, nein“, wehrte er ängstlich ab, „im Gegentheil! Ich bitte sehr“ — Und dann, nach einer dritten Pause: „Ich — ich bin eigentlich gekommen, um Ihnen etwas zu sagen, Fräulein Kranich.“

„So?“ Es klang sehr gedehnt, garnicht neugierig, eher ablehnend, als ob eigentlich damit gesagt sein sollte: „Ich weiß schon. Sie wollen sich bedanken. Das ist aber völlig überflüssig und mir sogar lästig.“ Dann fügte sie aber doch hinzu; „Bitte“ —

„Sie haben nämlich eigentlich sehr großherzig an mir gehandelt und, wenn ich denke“ —

„Dacht' ich's doch!“ brach die Kranich aus und hätte in diesem Augenblick wahrscheinlich ihre Pfeife zerbissen, wenn sie dieselbe zwischen den Zähnen gehabt hätte. „Wenn Sie das doch blos lassen wollten!“ Die Dunkelheit machte sie wieder muthiger. „Inkommodiren Sie sich und mich doch, bitte, nicht. Ich nehme das Alles als genossen an. Deswegen hätten Sie nicht zu kommen brauchen. Ich weiß ja, daß Sie nie Besuche machen und nie Briefe schreiben. Daß ich nicht um ein „Schön Dank“ bei Ihnen gewesen bin, wissen Sie doch ganz genau.“

„Aber Sie wissen ja noch garnicht, was ich sagen will!“ warf er in seinem knarrigsten Ton ein, „das ist

doch wirklich ſtark! Nicht einmal ausreden laſſen Sie 'n Menſchen."

„Oh, bitte," ſagte die Kranich verſchüchtert. „Wenn Sie etwas Andres ſagen wollten —"

„Na, natürlich will ich etwas Andres ſagen. Ich will Ihnen ſagen, daß — mit einem Wort: daß ich ein großer Eſel war."

„Deshalb ſind Sie hergekommen?"

„Ja wohl, deshalb. Gerade deshalb."

„Merkwürdig!" ſagte die Kranich.

„Was dabei nun ſo merkwürdig ſein ſoll, weiß ich nicht," brummte er und huſtete ärgerlich hinterher. „Ich will Ihnen aber auch ſagen, warum ich ein Eſel war. Und daraus werden Sie zugleich ſehen, weshalb ich niemals einen Arzt mehr befragen werde, ſo krank ich auch immer werden mag. Verſtehen Sie? Niemals! Ich habe nämlich früher einmal an das geglaubt, was mir der Arzt geſagt hat, ein ſehr berühmter natürlich. Und das war dumm, eſelhaft dumm. Denn dieſe Leute wiſſen gerade ſoviel von der Zukunft, wie wir. Und die Folge meiner Leichtgläubigkeit war die, daß ich mir mein ganzes Leben verpfuſchte und zugleich gewiſſermaßen wie ein ſchlechter Kerl handelte. Verſtehen Sie mich nun?"

„Das könnte ich nicht gerade behaupten," ſagte die Kranich mit einer um Verzeihung bittenden Stimme.

Degenhardt fuhr zornig in die Höhe. „Na, zum Kuckuck, Sie ſind aber auch verdammt ſchwer von Begriffen! Muß man's Ihnen denn noch dicker geben, als fauſtdick?" Er trat vor ſie hin, und während er mit

beiden Fäuſten abwechſelnd auf die wackelige Kommode trommelte, an die ſich ihr Sitz ſeitwärts lehnte, rief er abgebrochen, mit einer Stimme, als ob er ihr die größten Grobheiten in's Geſicht ſchleuderte: „Ich habe Sie lieb gehabt und habe Sie heirathen wollen. Verſtehen Sie? Aber dieſer Pillendreher — denn ich war gewiſſenhaft genug, mich erſt noch an ihn zu wenden — hat mir erklärt, ich dürft's nicht, ich hätt' nicht mehr lange zu leben und ich ſollt' doch lieber keine Generation von Schwindſüchtigen erzeugen, es gäb' deren gerade genug in der Welt. Und ich — na, ich hab's Ihnen ja ſchon geſagt: ich war eben 'n Eſel. Und für ſeinen weiſen Orakelſpruch hab' ich ihn noch bezahlt, dieſen Unfehlbarkeitsheuchler, dieſen Spitzbuben, dieſen Dieb, — ja, ja, einen richtigen Dieb! Um mein ganzes bischen Lebensglück hat mich dieſer dreimal ſuperweiſe Pytherich beſtohlen, zur höheren Ehre der Wiſſenſchaft! Und darüber bin ich ein alter Kerl geworden und ein halb verrückter dazu. Und gehabt hab' ich doch eigentlich recht wenig vom Daſein. Und nun — hm, das hab' ich Ihnen alſo ſagen wollen. Und nun werden Sie mich wohl endlich ſo halbwegs verſtanden haben, denk' ich mir."

Erſchöpft warf er ſich auf ſeinen Sitz zurück, huſtete, blies den Athem vor ſich hin und ſchnitt allerlei Grimaſſen. Die Kranich hatte keinen Ton von ſich gegeben. Sie ſaß ganz ſtill und ſtarr, und es wurde immer dunkler im Gemach, ſie ſahen kaum mehr die Umriſſe von einander. „Na," knurrte Degenhardt endlich, „warum ſagen Sie denn nichts?"

„Was ſoll ich dazu noch ſagen?" fragte ſie matt.

„Sie haben sich das wohl so gedacht? Was?"

„Nein," sagte sie, „nein. Durchaus nicht."

„Was haben Sie sich denn sonst gedacht, — damals, mein' ich?"

„Daß Sie eine so häßliche Person nicht brauchen könnten, — daß es Ihnen über die Kraft ginge — trotz Allem."

„Donnerwetter!" sagte er und saß ganz wie versteinert da. Und erst nach geraumer Weile: „Ist das 'ne Idee! Donnerwetter!" Und zuletzt: „So 'was hab' ich mir garnicht träumen lassen. Wenn nur so etwas, wie ein inneres Licht, in den Menschen ist, dann ist mir's zeitlebens immer ganz gleich gewesen, wie sie aussehen. Und der Apoll sieht übrigens auch nicht so aus, wie Fritz Degenhardt mit seinem großen Kopf und seiner schiefen Schulter. Na, item —"

Das Weitere kam nicht mehr zu Gehör; er versank offenbar in ein grüblerisches Sinnen. Und die Kranich sagte gleichfalls kein Wort, sie mußten ihr gänzlich ausgegangen sein. Nur mit der Zeit wurde ihr dies beharrliche Schweigen denn doch wohl unheimlich. Plötzlich sagte sie: „Nun möchte ich aber doch die Lampe anstecken."

Aber Degenhardt widersprach abermals und mit großer Entschiedenheit. „Nein! Um keinen Preis! Ich gehe gleich. Ich habe Ihnen nur noch ein einziges Wort zu sagen. Dann können Sie mich ja hinauswerfen. Nichts von „Schöndank," — haben Sie keine Angst! Im Gegentheil: ich bin so unverschämt, daß ich Ihnen noch mehr zu danken haben möchte. Mit einem Wort: es hat mir bei Ihrer Pflege damals so gut gefallen, —

es ist so ganz 'was Anderes, als wenn man mit seiner Katze allein —"

„Ich glaube aber doch wirklich, ich muß die Lampe jetzt anstecken," sagte die Kranich mit großer Unruhe.

„Damit Sie sehen können, wie ein alter Esel ausschaut?" fragte er grimmig. „Oder wollen Sie sich daran weiden, wenn ich wie 'n begossener Pudel davontrotte? Das ist nicht hübsch von Ihnen." Und er stand auf.

Der Kranich wurde jetzt merkwürdig angst zu Muthe. „Aber was ist denn?" fragte sie. „Was wollen Sie denn? Ich habe ja noch garnicht —"

„Na, zum Teufel," knurrte er, „was soll denn das Herumgezerre? Wollen Sie oder wollen Sie nicht? Sie können doch unmöglich verlangen, daß ich Ihnen 'ne Liebeserklärung mache oder sonst 'was Schmachtendes sage. Lächerlich hab' ich mich doch schon gerade genug gemacht vor Ihnen. Und bitten habe ich auch mein ganzes Leben lang nicht gelernt. Also nur gerade heraus! Ich bin immer für kurzen Prozeß und einen Puff vertragen kann ich auch zur Noth. Blos nicht lange überlegen und Ausflüchte machen. Das wäre doch Kinderei. Was Sie vor sich haben, wissen Sie ja ganz genau. Und daß ganz Rom sich vor Lachen schütteln wird, wenn der alte Degenhardt die alte Kranich heirathet, die er vor zwanzig oder mehr Jahren in der gemeinsten Weise hat sitzen lassen, blos weil ihm jetzt das Essen in seiner Facchini-Kneipe nicht mehr schmeckt —"

„Oder weil die alte Kranich ihm in's Haus gelaufen

iſt, als er's nicht hindern konnte, und ſich ihm, mannstoll wie ſie iſt, an den Hals geworfen hat —"

„Wäre ja auch möglich. Na, kurz und gut: gelacht wird werden. Und wie! Aber laſſen Sie die Menſchen doch lachen! Das ändert nichts an der Sache. Wenn Sie ſonſt meinen, daß es geht —"

„Es iſt ein bischen ſpät," ſagte die Kranich ſchüchtern.

„Zu ſpät aber doch nicht," fiel er ein. „Denn wir leben ja Beide noch. Und ſolange man lebt — Eine Bedingung hätte ich übrigens doch noch. Sieht ja toll genug aus, daß ich Bedingungen ſtellen will. Aber es geht nicht anders. Ihre Pfeife, liebe Kranich, wenn Sie ſich Ihre Pfeife nicht abgewöhnen können —"

„Ich habe ſie mir ja beinahe ſchon abgewöhnt. Es war ein Ausnahmefall heute. Ich rauche ſeit vierzehn Tagen nur noch, wenn ich hypochondriſch bin. Und heute —"

Degenhardt ließ einen langgezogenen, pruſtenden Ton hören, halb Lachen und halb Grunzen. Es lag etwas Diaboliſches darin, etwa wie das Triumphgeheul eines wilden Volksſtammes. „Hören Sie, liebe Kranich," knurrte er dann und ſuchte nach ihrer Hand, „weshalb haben Sie ſich denn ſeit vierzehn Tagen das Pfeiferauchen abgewöhnt? Es war Ihnen doch Lebensbedürfniß geworden, ſozuſagen."

Die Kranich gab hierauf keine Antwort mehr. Denn daß ſie empört ſagte: „Was geht Sie das an?" war offenbar keine.

Degenhardt verlangte aber auch keine. Nicht hierauf und überhaupt nicht mehr auf irgendetwas. Er behielt die Hand, die er gefaßt hatte, in der ſeinen, trotzdem ſie ſich befreien wollte, und ſagte: „Alſo ſo bald als möglich,

nicht wahr? Denn viel Zeit zu verlieren haben wir nun wirklich nicht mehr. Und bis auf die Pfeife bleibt es beim Alten. Blos: wir nehmen eine bequeme Wohnung, das Treppensteigen ist für mich nichts mehr, — und — na, Ihre Petroleumkisten können Sie trotzdem wieder aufstellen, sonst wird Ihnen ja nicht wohl. Und von der Cenci und dem Van Dyck'schen Kinde hängen wir uns auch an jede Wand ein paar Exemplare. Und dann — na, item: wenn Sie jetzt die Lampe anstecken wollen, liebe Kranich, habe ich nichts mehr dagegen. Es ist ja nun, Gott sei Dank, vorüber!"

Und die Kranich brachte es wirklich fertig, die Lampe anzuzünden, obgleich Cylinder und Glocke sehr bedenklich dabei klirrten. Als dann das trauliche Licht auf die merkwürdige Einrichtung der Schachtelwohnung fiel, sahen sich die Beiden eine ganze Weile lang aufmerksam an, als ob sie sich zum ersten Mal sähen. Dann sagte die Kranich: „Eins ist mir ganz schleierhaft: wie ich es jemals fertig bringen soll, Sie zu duzen, Degenhardt!" Und dann ging sie, um ihren berühmten Marsaletta zu holen und mit ihm auf die Zukunft anzustoßen. —

Nach zwei Tagen wußte man in ganz Rom von der Verlobung. Degenhardt hatte es so gewollt. „Sie sollen sich ausgelacht haben bis zu unsrer Verheiratung," sagte er. Die Nachricht traf leider mit einer andren zusammen, die so traurig und sensationell war, daß sie das Interesse an jener ersten verdrängte: Joachim Timm hatte sich in Lugano aus dem Fenster seines im obersten Stock belegenen Gasthofzimmers gestürzt und war auf der Stelle todt gewesen.

Man erfuhr aus einem Briefe Max Höhnert's, daß Joachim während der Reise — man hatte sich, um Frau Höhnert etwas von Italien zu zeigen, in Florenz und Mailand aufgehalten — ruhig und vernünftig, sogar stellenweise heiter gewesen war, dann aber eine merkwürdige Unruhe und Verstörtheit gezeigt hatte, je mehr man sich der Grenze näherte. Mehrfach hatte er geäußert, daß er es im Norden doch wohl nicht ertragen werde. In Lugano, wo man übernachtet hatte, um am andren Morgen über den Gotthard zu fahren, war er in tiefe Schwermuth verfallen. Hier war der Abschied vom Süden, dessen Reize noch einmal in ihrem ganzen Zauber von Farben und Formen vor ihm lagen. Joachim hatte Abends eine völlig verdüsterte Miene gezeigt und zum ersten Male wieder getrunken, nachdem er bis dahin keinen Wein angerührt. Man hatte ihn gewähren lassen, da er offenbar seinen Abschiedsschmerz betäuben wollte. Auch war er keineswegs berauscht gewesen, als er in sein Zimmer hinaufgegangen war. Wie er die Nacht zugebracht, wußte man nicht. Als man ihn in der Morgenfrühe durch Pochen an der Thür geweckt hatte, wie es bestellt gewesen war, hatte er von drinnen gerufen: „Va bene! Son pronto!“ Wenige Sekunden darauf hatte er, halb bekleidet, das Fenster aufgerissen und sich hinausgeworfen, um drunten mit gebrochenem Genick sofort leblos liegen zu bleiben. Die Sonne war gerade hinter den Bergen heraufgestiegen.

Die Nachricht des jammervollen Endes, das Joachim Timm gefunden, übte auf Niemanden eine so erschütternde Wirkung, wie auf Hilmar. Er ging völlig verstört umher, als er sie erhalten hatte. Im Atelier saß er, ohne

den Thon zu berühren, mit hängendem Kopfe, wie von etwas Lastendem niedergedrückt. Selbst als Mania kam, raffte er sich nicht auf. „Ich kann heute nicht weiter arbeiten," sagte er und erzählte ihr, was geschehen war.

Sonst war immer sie es gewesen, die ihn gemahnt hatte, sich von seinem Arbeitseifer nicht zu weit fortreißen zu lassen. Denn er leistete oft Uebermenschliches. Insofern war sie die getreue Helfershelferin der Kranich. Aber Hilmar hatte immer darauf hingewiesen, daß sie ihm nicht lange mehr Modell werde stehen können oder wollen und daß er jede dieser kostbaren Stunden ausnützen müsse. Und darauf gab es von ihrer Seite garkeinen Einspruch mehr.

Unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses kam sie zu ihm. Kein Mensch wußte darum oder ahnte etwas davon. Auch die alte Baronin nicht, die am Wenigsten. Sie glaubte, daß Mania ihre Spazierritte wieder aufgenommen habe, und ließ es geschehen, daß sie jeden Vormittag fern war. Das Atelier wurde von innen verschlossen, sobald Mania gekommen war, und auf kein Klopfen mehr geöffnet, bis sie wieder gegangen. Das Werk selber, an dem Hilmar arbeitete, stand von Tüchern umhüllt, so lange er fern war, und nur er enthüllte es wieder. Kein Auge hatte es noch erblickt.

Mania hatte sich in ihre Rolle gefunden. Scheu, Widerstreben und Scham schienen allmälich in ihr überwunden zu sein durch den sieghaften Glanz in Hilmar's Augen, wenn sie ihm gegenüber saß und seine Hände in dem weichen, grauen Thon kneteten, aus dem in so überraschender Schnelle Form und Gestalt sich bildeten. Das

leuchtende Schöpferbewußtsein in ihm, das ihn so schön und gewinnend erscheinen ließ, versöhnte sie immer auf's Neue mit dem, was sie that, selbst wenn es ihr in der Einsamkeit der Nacht und so oft sie von ihm fern war, wie eine Schmach gedünkt hatte und wie etwas Entwürdigendes, das sie herabzog — vor ihm und vor ihr selbst. Wenn ein Mensch sonst auf Erden darum gewußt hätte, würde sie im Gefühl ihrer vernichtenden Scham die Augen nicht mehr haben aufschlagen können, sie würde es nicht haben überleben wollen. Daß er das über sie vermocht hatte! Wie ein unheimlicher, dämonischer Bann war es, den er über sie ausgeübt. Noch vor Wochen würde sie es selber nicht geglaubt haben, daß es je geschehen könne. So sicher hatte sie sich gefühlt, so grausam in ihrer Unerschütterlichkeit. Und nun — Die stolze Mania von Holmen, zu deren Füßen so viele geschmachtet, ohne ihren Lippen auch nur ein Lächeln zu entlocken, erniedrigt zum Modell eines jungen, namenlosen, hungernden Bildhauers, der vor Kurzem noch ein Maler gewesen war! Es klang wie aus einem Roman. Manchmal, wenn sie es sich selber klar machte, faßte sie es nicht. War sie denn toll?

Nein, aber sie liebte diesen Mann. Sie liebte ihn mit einer Leidenschaft, deren sie sich nie für fähig gehalten, mit einer Gluth, die sie fast verzehrte. Dieser Mann beherrschte sie widerstandslos, er war für sie Alles, — Leben und Tod, Himmel und Erde. Sie wäre für ihn gestorben mit einem Lächeln auf den Lippen. Und sie hätte ihn nicht mit der Hinopferung ihres eigensten Selbst, ihres Stolzes, ihrer Scham retten sollen, wo doch zweifel-

los seine Rettung, sein Künstlerthum, auch sein Leben auf dem Spiele stand? Sie rettete ihn ja sich selber. Was kümmerte sie dabei noch die Verachtung der Welt und ihrer Sitten und Satzungen, durch die sie verdammt wurde? Selbst die Verdammniß war noch Seligkeit mit ihm und ohne ihn gab es keine im Himmel noch auf Erden. Frei und gelöst drängten jetzt alle Ströme ihres Daseins dem entgegen, den sie ganz umfassen und halten wollte, den sie durch ihr Opfer täglich sich verdiente und eroberte.

Und wenn auch einst der Tag kommen würde, kommen mußte, wo fremde Augen auf das vollendete Werk fielen, das ihn groß und berühmt machen sollte, sie würde dann keine Scham mehr zu empfinden brauchen, denn dann würde sie längst sein Weib sein. Und nicht eher würde er sein Standbild enthüllen, als bis ihre Ehe Allen bekannt geworden. Dies Werk, das mit ihr und durch sie entstand, band sie unlöslich aneinander. Auch er wußte das. Er hätte sonst ihr Opfer ja nie zu fordern gewagt, nie angenommen. „Sie dürfen es," hatte er gesagt. Weiter bedurfte es für sie keines bindenden Wortes, keines Versprechens, keiner Beruhigung. Sie baute auf ihn.

Und wenn er jetzt auch nie ein Wort von Liebe zu ihr sprach, nie mit einem auf die Zukunft hindeutete, sondern ganz in sein Werk versank, das ihn ausfüllte und beherrschte, das mächtiger war, als er mit allen heißen Regungen und wilden Wünschen seiner Seele, dem er sich hingeben mußte, wie einst die sterblichen Weiber sich der in Menschengestalt herabgestiegenen Gottheit hingegeben: wie hätte sie das nur während der

Dauer eines Herzſchlages an ihm irremachen können? Nur der Künſtler lebte, wachte, herrſchte jetzt in ihm, — und dieſer Künſtler wußte, daß für ihn mit dem Werk, welches ſeine Hände nach ihr ſchufen, Sein oder Nichtſein ſich entſcheiden mußte. Wie wäre jetzt Raum in ſeinem Inneren geweſen für eine irdiſche Liebe? Ein Funken des Göttlichen durchglühte ihn. Aber an dem vollendeten Werke würde er ſie in ſeine Arme ziehen und an ſein heißes Herz reißen, wenn der Tag gekommen war. Der Worte bedurfte es nicht mehr zwiſchen ihnen. Das Werk dort redete ſeine täglich vernehmlichere Sprache zu ihnen Beiden.

Heute, da er nicht arbeiten wollte, betrachtete Mania es wieder. Es war ſeltſam: es wuchs und wuchs und doch ſchien es nie fertig werden zu wollen. Hatte Hilmar ſich abermals ſein Ziel zu hoch geſteckt, zu Großes gewollt? Und würde an dieſer ihn erdrückenden Uebermacht zu Grunde gehen? Sie erſchauerte. Zum erſten Mal ſtahl ſich etwas wie ein Zweifel in ihre Seele. Bis dahin hatte ſie immer nur bewundert, gehofft und geſtaunt. Nun flößte dies trauernde und doch triumphirende Weib dort, das ihre Züge und ihre Geſtalt trug, ihr plötzlich ein Grauſen ein. Es war ſchön. Sie ſelber hatte garnicht gewußt, daß ſie ſo ſchön war. Aber war ihre Schönheit für ſie nicht immer ein Fluch und das Verderben geweſen?

Wenn auch dies ſchöne Weib dort ewig ein Torſo blieb und ſie ſelber vernichtete! Welch' ein wahnwitziger Gedanke! Er kam nur daher, daß Hilmar auch heute, wo der Menſch, den der Jammer über

fremdes, verwandtes Menschenschicksal geweckt hatte, in ihm den Künstler unterjochte, kein Wort für sie hatte, als das Eine, daß er nicht arbeiten, daß sie wieder gehen könne. Hätte er nicht heute ein anderes Wort zu ihr sprechen können? Und wann würde er es sprechen? Wie, wenn es nun nie geschah? Eine jähe, furchtbare Angst befiel sie. Und er ließ sie gehen!

An der Thür blieb sie stehen und wandte sich noch einmal zu ihm um. Es fiel ihr plötzlich ein, daß seine Hände nie gezittert hatten, wenn er beim Anweisen ihrer Posen ihr Gewand geordnet, ihren Körper berührt hatte. Es überlief sie unheimlich dabei, daß er immer so ruhig hatte sein können. Wie doch der Künstler den Menschen in ihm im Zaun hielt! Der Künstler wußte am Ende garnicht, was sie Ungeheuerliches für ihn gethan. War die Statue denn nicht überhaupt schon vollendet? Mit einem Male erschien's ihr so. Und sie fragte zurück: „Wann denken Sie das Modell fertig zu haben, Hilmar?"

„Morgen," erwiderte er, ohne aufzublicken, „morgen!"

Morgen also! Und mit dieser seligen Zuversicht, diesem sie durchschauernden Empfinden eines nahen, großen, namenlosen Glückes ging sie.

Während das Wort sie umklang und umsang, wie unsichtbarer Lerchen Jubeln, hatte Hilmar es nur vor sich hin gesprochen, um heute, wo er nicht denken konnte, wo er nichts hören wollte, Alles von sich abzuwehren und es auf morgen zu verschieben. Er dachte weiter nichts dabei, er merkte kaum, daß Mania gegangen war. Den ganzen Tag saß er und brütete stumpf, unthätig vor sich hin.

Nachts ging ein mächtiges Gewitter nieder, das die

sengende Sciroccohitze der letzten Tage erheblich milderte, und es regnete immer noch leise fort, als Hilmar Morgens seinem Atelier zuschritt. Er war nach einer in Bewußtlosigkeit verdämmerten Nacht ruhiger, nur sein Kopf glühte und hämmerte noch. Dennoch wollte er arbeiten. Er wartete auf Mania. Aber die Stunde war längst da, wo sie zu kommen pflegte, und sie erschien nicht.

Er begann zu arbeiten, aber er war unruhig und aufgeregt. Seine Hände waren nicht kühl und sicher heute. Er lief häufig nach der Thür, um zu horchen, ob er ihren Schritt nicht draußen auf dem Trottoir vernehmen könnte. Es war ihm, als hätt' er ihn aus tausenden herauserkennen müssen. Aber es wurde Mittag und sie kam nicht. Was war das? Wollte sie ihn im Stiche lassen? Nun, zur Noth konnte er jetzt auch ohne sie fertig werden. Zerstören sollte sie ihm sein Werk nicht mehr. Mit einem gewissen Trotz ging er jetzt an die Arbeit.

Endlich ein Klopfen draußen an der Thür. Aber es war nicht Mania, sondern ein Depeschenbote, der Hilmar schon in seiner Wohnung gesucht hatte. Eine Depesche von ihr? Nein, das Telegramm kam aus Berlin. Hilmar öffnete es gleichgültig. Als er den Text überlesen hatte, überzog eine fahle Bläße sein Gesicht und seine Lippen verzerrte ein bitteres Lächeln. Dann warf er sie auf den Tisch zwischen die Gypsmodelle und arbeitete weiter.

Und Mania kam noch immer nicht! Die treibende Unruhe in ihm wuchs und wuchs. Manchmal riß er die Thür auf und spähte die Straße hinunter. Endlich kam

ein geschlossener Wagen herauf und hielt vor dem Atelier. Und Mania entstieg ihm. Aber es war auch wieder Mania nicht, er erkannte sie kaum. Sie war ganz in Schwarz gekleidet, das Gesicht dicht von einem schwarzen Spitzenschleier verhüllt. Und darunter ein kalkweißes Antlitz und zwei glühende, fiebernde Augen.

„Mania!“ schrie er entsetzt. Sie winkte ihm zu, der Thürriegel schloß sich hinter ihnen. Und wieder waren sie allein mit dem Werk, das ihre Züge trug. „Was ist geschehen, Mania?“

Sie riß sich den Schleier vom Gesicht. „Meine Mutter ist todt,“ stammelte sie ächzend, — „gestern Abend, — plötzlich in meinen Armen. Ich hatte es ja lange kommen sehen, — mich davor gefürchtet —“ Sie zitterte so stark, daß sie nicht mehr sprechen konnte, das Grauen schüttelte sie förmlich.

„Arme, arme Mania!“ sagte er und wollte auf sie zu, ihr die beiden Hände reichen.

Da hatte sie schon mit einem Aufschrei sich plötzlich vor ihm zu Boden geworfen und ihn mit ihren Armen umklammert, bebend, wie außer sich. Und ihre Lippen stotterten, indeß ihr Kopf sich an seine Kniee schmiegte: „Nun bin ich ganz allein, Hilmar! Oh, es ist so grauenvoll, allein zu sein. Ich habe nun Niemand und nichts mehr auf der Welt, als Dich! Behalte mich bei Dir, — immer, immer! Laß mich nie mehr fort! Bleib' bei mir, verlaß mich nie, — nie!“

Es war ein Ausbruch stürmischer, schrankenloser Leidenschaft, der ihn erschütterte, beseligte und entsetzte. Mania von Holmen, die Stolze, die Unnahbare, so vor ihm im

Staube! Mit einem Jauchzen riß er ſie empor in ſeine Arme. Bruſt an Bruſt gedrängt ſog er ihre Küſſe ein. Lechzend, gierig trank ſie ſeine Liebkoſungen in ſich. Es war ein wilder, wahnwitziger Rauſch. Sie hatten Beide die Empfindung: nun untergehen! danach kann es nichts mehr geben.

Dann kam es in halbem Erwachen doch von Mania's Lippen: „Und nun endlich biſt Du mein — für immer?“

Das Wort rief ihn zur Beſinnung, in's Leben, in die Wirklichkeit zurück. Für immer! Wo hatte er das heute ſchon einmal gehört, geleſen? Seine Arme wurden ſchlaff, ſeine Lippen kalt. „Was haſt Du, Hilmar?“ fragte ſie entgeiſtert.

Er hatte ſie plötzlich losgelaſſen. Der kalte Schweiß perlte auf ſeiner weißen Stirn. Seine Hand taſtete auf dem Tiſch umher, als ſuchte ſie einen Halt. Dann hielten ſeine Finger die Depeſche, die er vorher dorthin gelegt, und reichte ſie ihr. „Lies!“

„Was ſoll —? Was iſt —?“ Ihre Augen forſchten in den ſeinen mit einem Ausdruck ſtarren Grauens. Dann las ſie: „Heute das Scheidungsurtheil rechtskräftig. Bin rei und nun Dein für immer. Erwarte Dich und durch Dich die baldige Erlöſung. Glückauf zu Deinem Werk, das Dich berühmt machen wird und durch das Du mich Dir gewinnſt! Myra.“

Mania hatte geleſen, — zweimal, dreimal. Sie verſtand noch immer nicht. Eine Andere wartete auf ihn? Durch ſein Werk gewann er ſich eine Andere? Durch dies Werk, zu dem ſie ſich ihm hingeopfert hatte? „Dein für immer?“ Ja, raſte ſie denn? Das ſtand

doch nicht wahr und wirklich da? Das war doch nur ein grausamer Scherz? Eine Prüfung? „Dein für immer?“ Was war denn das überhaupt für eine Depesche? Um sie her begann Alles sich im Kreise zu drehen. Und doch hatte sie das Bewußtsein, jetzt um keinen Preis umsinken, überhaupt schwach werden zu dürfen. Alles, Alles, — nur das nicht! Nur jetzt aushalten! Stark bleiben!

Und während sie das sich selber zurief, schlugen seine Worte an ihr Ohr, traurig, klanglos, müde: „Ja, arme Mania! Ich bin gebunden, unlöslicher, als durch das Sakrament der Ehe. Denn diese Frau, die ich ihrem Gatten raubte, — meinem Wohlthäter, dem ich Alles verdanke, was ich bin und habe, — diese Frau hält mich mit ehernen Banden. Es war immer mein Fluch, undankbar sein zu müssen. Ich war es gegen meinen Pflegevater, den ich verließ; gegen meinen Wohlthäter, den ich bestahl; gegen diese Frau, die ich nicht mehr liebe; gegen Sie, deren Liebe ich nicht mehr annehmen darf. Es ist mein Fluch, wie der Ihrige Ihre Schönheit ist — Arme Mania!“

Sie hörte seine Worte, sie begann zu begreifen, sie wollte begreifen. Ihre Mienen wurden ganz ruhig, ganz starr. Sie sah jetzt ganz aus, wie das in Marmor übertragene Modell der Germanin. Und zu diesem drehte sie sich um mit einer ruhigen, fast hoheitsvollen Bewegung und fragte, ohne daß ihre Lippen gezittert hätten: „Und — das da?“

„Das da?“ wiederholte er und ein Strahl glomm in seinem Auge auf. „Das da wird ewig leben, — als mein Werk.“

Kam etwas wie ein kurzes, ſchrilles Auflachen über ihre Lippen? Oder hatte er ſich getäuſcht? Mania hatte ſich der Thür zugewandt. „Leben Sie wohl, Hilmar Berndt!“

Er wollte aufſchreien und ſie halten. „Nicht ſo! Nicht ſo gehe von mir!“ Aber der Riegel hatte ſchon in ihren Händen geklirrt, die Thür ſprang auf. Draußen ſtand noch der Wagen. Mania riß den Schlag auf und ſprang hinein. Der Wagen rollte die Straße hinunter.

Im Hotel de l'Europe verweilte ſie eine Zeitlang in ihrem Zimmer, um verſchiedene Briefe zu ſchreiben und mehrfache Anordnungen für das auf morgen früh angeſetzte Begräbniß ihrer Mutter zu treffen. Der Hoteldirektor, der die letzteren entgegennahm, bewunderte die ruhige Haltung und die klare Umſicht der Baroneß, die ſich in Allem kundgab, was ſie befahl. Ihr Geſicht war wie aus Stein gehauen, ihre Augen glanzlos und ſtarr.

Als Alles geordnet war, ließ ſie ſich zu dem Reitſtall fahren, dem ſie das Pferd entnommen hatte, auf welchem ſie ihre Spazierritte während des Winters gemacht. Das fiel Keinem auf, da man annahm, daß ſie auch dort ihre Rechnung werde regeln wollen. Der Stallmeiſter, der von dem Tode der alten Baronin nichts wußte, hatte ſeinerſeits kein Arg dabei, daß die Dame, die er als flotte Reiterin kannte, ſich ein Pferd zu einem Spazierritt ſatteln ließ. Auch daß ſie heute die Begleitung eines Reitknechts verſchmähte, fiel ihm nicht auf; die Fremden trieben oft ſolche Extravaganzen und daß die

Ruſſin reiten konnte, wie ein Jockey, wußte er längſt. Er warnte ſie beim Abreiten alſo nur, keine Landwege einzuſchlagen, die leicht nach dem heftigen, nächtlichen Gewitterregen unergründlich ſein könnten. Und Mania von Holmen nickte ihm dankend zu. Dann legte ſie die Reitgerte grüßend an den Hutrand und ſprengte davon.

Sie ritt zur Porta del Popolo hinaus und die Flaminiſche Straße entlang. Es regnete noch immer in einem leiſen Geſprühe. Die Luft war weich und trübe. Aus allen Gärten lockte ſie Wogen von Wohlgerüchen, die ſchwer und ſchwül dahinzogen. Mania ritt langſam. Aber dabei konnte ſie denken und ſie wollte ja nicht denken. Es gab nichts mehr zu denken für ſie. Nur fort und vorüber! Es war Alles zu Ende..

Sie ſchlug dem Pferde mit der Gerte über den Hals und ſprengte den Vicolo dell' Arco ſcuro zur Rechten entlang. Es dämmerte ſchon, ein graues, trübes Zwitterlicht ſpann ſich aus. Es fiel ihr ein, daß der Weg am Tiberufer zwiſchen Acqua acetoſa und Ponte Molle von dem Gewitterregen völlig aufgeweicht ſein werde und wegen des hier abſchüſſigen Uferrandes, der durch kein Geländer geſchützt war, gefährlich. Es konnte nicht auffallen, wenn eine ſelbſt geübte Reiterin dort abglitt und verunglückte. Und der Weg war faſt immer einſam, um dieſe Stunde gewiß. Das war *ihr* Weg!

Sie hielt einen Augenblick an und klopfte den ſchlanken Hals des Pferdes, das unruhig den Kopf warf und wieherte, als ahnte es ein Unglück. „Armes Thier!“ murmelte ſie, „du mußt auch mit hinab. Wie ſollte ich mir die Schande ſonſt abwaſchen, wenn ich nicht nieder-

tauche?“ Wieder ein Gertenhieb, und ſie ſauſte davon. „Ein Modell!“ klang es in ihr, „nichts, als ein Modell. Und um die Andere zu gewinnen, die nun für immer ſein wird! Und das Werk ſoll ewig dauern, — ſein Werk, das meine Züge und meine Glieder trägt!“

In wildem Galopp erreichte ſie das Brunnenhaus von Acqua acetoſa. Sie bog zur Linken gegen den Tiber ein. Irgendwer ſchrie hinter ihr drein, eine Stimme klang: „Nicht dort reiten! Nicht dort!“ Dann war es verhallt. Wieder Stille umher. Und drunten nur das Gurgeln und Rauſchen des aufgeſchwollenen, braungelben Stroms, deſſen wirbelnde Fluthen Strauchwerk und Baumſtämme mit ſich trugen, während ſie an dem ſteil abfallenden, lehmigen Ufer nagten und leckten. In der Ferne der Lichtſchimmer aus den Oſterien vor Ponte Molle. Sonſt Alles dunkel, einſam, unheimlich. Und doch rief und lockte es wie mit tauſend Stimmen. Nun zur Linken ein überhangendes Felsſtück, von goldflammigen Ginſterbüſchen überdeckt, und der Weg ſo ſchlammig, daß das Pferd bei jedem Tritt zu gleiten drohte, und rechts die ſchlüpfrige Böſchung, drunten der reißende Fluß —

Ein ſauſender Gertenhieb, ein jähes Zügelzerren nach rechts — Nun ein verklingender Schrei, ein erſticktes Wiehern, dann ein Fall, ein dumpfes Rohren — Und die wirbelnden Waſſer haben ſich geſchloſſen und ziehen weiter. —

Hilmar kam die Nacht nicht nach Hauſe. Er blieb im Atelier vor ſeinem Werk und arbeitete. Die ganze Nacht hindurch arbeitete er, fieberhaft, in wahnſinniger

Erregung. Er hatte plötzlich die Idee, wenn das Werk morgen früh nicht fertig sei, werde es niemals fertig werden. Und es mußte ja fertig werden. Seine Hände zitterten, sein Hirn flammte, sein Herz klopfte zum Zerspringen, aber er arbeitete. Vor seinen Augen flirrte und wirbelte Alles, seine Hände rührten sich nur noch mechanisch zuletzt; aber der Morgen dämmerte herauf und er arbeitete noch immer.

Endlich ein Pochen draußen an der Thür. Mit einem Lächeln um die Lippen öffnete Hilmar. „Kommst Du endlich, Mania?“ fragte er.

Es waren die Kranich und Degenhardt, die hereintraten. Als sie ihn sahen, erschraken sie.

„Warum sind Sie heut Nacht nicht heimgekommen?“ fragte die Kranich.

„Ich?“ Hilmar lächelte immer noch und mit geheimnißvoller Stimme flüsterte er: „Ich erwarte Mania von Holmen.“

Die Beiden sahen sich an. Dann sagte die Kranich: „Wissen Sie nicht, daß Mania von Holmen todt ist? Heute Morgen spricht ganz Rom davon. Gestern Abend ist sie bei einem Spazierritt am Tiberufer verunglückt. Bei Ponte Molle ist ihr Leichnam angeschwemmt worden. Otto Berwick hat uns eben die Nachricht gebracht, als wir, um Sie besorgt —“

Sie konnte nicht ausreden. Ein grauenhafter Schrei war von Hilmar's Lippen gebrochen und hatte schauerlich von den Atelierwänden widergehallt. Und diesem Schrei folgte ein furchtbares Lachen, — das Lachen des Wahnsinns. Dann hatte Hilmar plötzlich einen schweren Ham-

mer ergriffen und, ehe man ihm noch hätte in den Arm fallen können, unter fortdauerndem, gellenden Gelächter mit Riesenkräften auf das Thonmodell losgeschlagen, das unter den wuchtigen Hieben in Sekundenschnelle in hundert Stücke zersprang und zu einem unförmlichen, widerlichen Klumpen zusammenschrumpfte. „Hinunter! Hinunter!“ schrie der Rasende dabei zwischen seinen Lachausbrüchen. Der Schweiß rann ihm in Strömen von der Stirn, seine Brust keuchte. Und noch immer hielt er mit dem Schlagen nicht ein. Alles wollte er zertrümmern. Ein Tobsuchts-Anfall war bei ihm ausgebrochen.

Die Kranich hatte Hülfe von der Straße herbeigerufen. Den vereinigten Anstrengungen von fast einem halben Dutzend Menschen gelang es endlich nach großer Mühe, des Wahnsinnigen Herr zu werden und ihn zu bändigen. Man mußte ihm die Arme auf dem Rücken zusammenschnüren. Schaum vor dem Munde, mit blutunterlaufenen Augen, mit ringender Brust lag er zuletzt da, wie ein Sterbender.

Und so brachten sie ihn im Wagen nach der Irrenanstalt von Sant' Onofrio. Als die gepolsterte Zellenthür sich hinter ihm geschlossen hatte und Degenhardt den dirigirenden Arzt um sein Gutachten befragte, erhielt er die von einem Achselzucken begleitete Antwort: „Er wird diese Zelle schwerlich wieder verlassen. Nur baldige Erlösung wäre ihm zu wünschen. Er ist unheilbar wahnsinnig.“

Die Kranich weinte, als sie gingen. Drunten im Wagen zog Degenhardt sie an sich und küßte sie. Es war der erste Kuß, den er ihr gab.

Ende.

Rom 1892/93.

Von demselben Verfasser sind früher im gleichen Verlage folgende Romane erschienen:

Unter den Dolomiten.

Roman.

Zweite Auflage. Geheftet 7 Mark. Gebunden 8 Mark.

Der geistvolle Romancier, der sich durch eine stattliche Reihe beachtenswerther und gehaltvoller Werke einen klangvollen Namen auf literarischem Gebiet geschaffen, tritt in seinem neuen Roman „Unter den Dolomiten" mit einem Werke an die Oeffentlichkeit, das nicht nur zu dem Besten gehört, was Telmann bisher geschaffen, sondern den hervorragendsten Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur überhaupt zugezählt werden muß; der neue Roman Telmann's ist das Product eines gereiften, weltweisen und warmfühlenden Dichters, ein Werk, in dem entschiedener Idealismus mit verständigem Realismus sich einheitlich durchdringt, reich an gewaltigen Gegensätzen, das Denkmal einer sittlich kraftvollen, bedeutungsvollen Lebensauffassung und tiefer Naturanschauung. Im Mittelpunkt der Handlung steht ein junger Benediktinermönch ohne Familie und Herkunft, der aus einem willenlosen Werkzeug dogmatischer Tyrannei, confessionellem Fanatismus zum Apostel des Menschlichkeitsgedankens, der Menschen- und Nächstenliebe wird. Telmann hat den Schauplatz seiner ergreifenden und erschütternden, aber in versöhnenden Accorden ausklingenden Handlung in die Dolomiten gelegt und damit Gelegenheit zu Naturschilderungen gefunden, die in ihrer lebensvollen Anschaulichkeit, in ihrem prachtvollen malerischen Colorit und der meisterhaften Wiedergabe der im Angesichte einer überwältigenden Natur empfangenen Eindrücke die erhabene Großartigkeit der Dolomiten dem Leser vor die Seele zaubert.

Hamburger Nachrichten.

Bücher haben ihre Schicksale! Konrad Telmann, der fruchtbare und geschätzte Romanschriftsteller, hat seinen Werken ein neues hinzugefügt, das sich „Unter den Dolomiten" (Leipzig, bei Carl Reißner) betitelt Es ist wieder eine sehr bemerkenswerthe Erzählung, die in der prachtvollen und vom Verfasser in voller Plastik geschilderten Naturdekoration der Dolomitalpen ein fesselndes Drama mit scharfen Kontrasten, ernsten seelischen Konflikten und starken Steigerungen sich abrollen läßt. Im Kern der Geschichte steht ein junger katholischer Geistlicher, der aus den „Versuchungen der Erde," wie die Frommen sagen, in seiner Art den Weg zur Befreiung sucht, indem er das ihm nicht recht zugeschnittene priesterliche Kleid abwirft und als ein neuer Mensch mit der Geliebten in die Weite zieht. Gerade dieser Kampf des jungen Mannes mit sich selbst macht den Werth und Inhalt des Romans aus, und nur, wer die Grundregeln künstlerischen Komponirens nicht kennt oder nicht kennen will, kann es dem Autor verargen, wenn er im Dialog alle Argumente für und wider die Lebens- und Religions-

anschauungen seiner Gestalten mit aller Deutlichkeit aussprechen läßt. Wenn dann eine der Telmann'schen Figuren, im Gegensatz zu anderen, auch ein hartes Wort über die katholische Religion ausspricht, so ist das platterdings nichts als ein technisches Mittel zum Zweck der Darstellung, aber durchaus keine absichtliche Religionslästerung, gegen die das schwere Geschütz des Strafgesetzbuches aufzufahren ist. Indem ein Dortmunder Staatsanwalt trotzdem Anklage erhebt, und zwar zuerst gegen ein Blatt, das den Roman abgedruckt hat, und jetzt auch in ziemlich rigoroser Form gegen den Autor, so heißt das die Freiheit des Geistes in bedenklicher Weise knebeln und die Lebensader dichterischer Produktion geradezu unterbinden. Wer irgendwo sonst außer im Dortmunder Staatsanwaltsbüreau den Roman gelesen hat, wird nur den Eindruck gewonnen haben, daß Telmann nichts als ein volles Lebensgemälde ohne irgendwelche religiöse Tendenz hat schaffen wollen. Da ihm dies gelungen ist, giebt es für das unabhängige Publikum eine vortreffliche Antwort auf die Attacke des Dortmunder Staatsanwalts: es soll den Roman lesen.

Berliner Tageblatt.

Auf eigener Scholle.

Roman.

2 Bände. Geheftet 7 Mark. In 1 Bd. geb. 8 Mark.

Der geistvolle Meister deutscher Erzählkunst, welcher besonders in seinen letzten größeren Schöpfungen mit aller Kraft und Hoffnungsfreudigkeit für ideale Tendenzen eintrat, versucht im vorliegenden Roman die Lösung der Agrarfrage. In prächtigen, fein detaillirten Schilderungen wird uns das Leben und Treiben des pommerschen Landadels vor Augen geführt. Es ist ein Stück Kulturgeschichte, das Telmann mit diesem Werke geschaffen. Getreu und scharf gezeichnet sind die Bilder, welche uns das in seine Vorurtheile und alte Traditionen verbohrte Junkerthum, seine Trägheit, Genußsucht, Verschwendung und Beschränktheit zeigen im Kampfe gegen die neue Zeit mit ihren modernen Anschauungen, die über das Alte und Morsche schließlich den Sieg erringt. Im Mittelpunkt der Handlung steht Cäsar von Döhren, der Träger der neuzeitlichen Ideen, ein in sich gefestigter Charakter, ein ganzer Mann voll Edelsinn und Hilfsbereitschaft, der unsere vollsten Sympathieen gewinnt. Von ihm hebt sich im scharfen Contraste Adalbert ab, der bis zu seinem wohlmotivirten tragischen Ende den althergebrachten Anschauungen huldigt und dessen freiwilligem Tode nicht der Zug des Heldenhaften fehlt. Wohl am ergötzlichsten von den verlotterten Edelleuten, die zumeist im dolce far niente gleichmüthig ihrem Ruin entgegensehen, ist Bogislaw Tremplin gezeichnet. Ebenso sind die Charaktere der übrigen Personen zumeist vortrefflich gelungen. Das Buch ist reich an dramatischer Handlung, starker Steigerung und effectvollen Episoden.

Der Zug des Vornehmen, Ernsten und Großartigen geht auch durch diese neue Schöpfung Telmanns, welche wegen der ethischen Bedeutung der sozialen Schilderungen allseitige Beachtung verdient.

Die Penaten.

Im Verlage von Carl Reißner in Dresden erschien soeben ein neuer Roman **„Auf eigener Scholle"** von Konrad Telmann, dessen jüngstes Werk „Unter den Dolomiten" geradezu Sensation erregt und den Verfasser sofort in die vorderste Reihe der modernen deutschen Romanschriftsteller gerückt hat. Auch der neueste Roman Telmann's rechtfertigt die hohe Meinung, welche sich das Lesepublikum von der Begabung des Autors gebildet hat, und wir empfehlen denselben als eine ebenso interessante als gehaltvolle Lektüre.

Pester Lloyd.

Unter'm Strohdach.

Roman in drei Bänden.

Preis 10 Mark.

Obigem Werke den genannten Titel geben, heißt die Schwelle eines Krankenhauses mit Blumen bestreuen. „Unter'm Strohdach" klingt so idyllisch in seiner metaphorischen Wendung, so anheimelnd poetisch, erinnert so sehr an den moosbewachsenen, erlogenen Idealismus Auerbach'schen Angedenkens, daß wir nur glauben können, der Dichter habe einen Theil des Daheim-Publikums mit leiser List verlocken wollen, ihm in sein Werk hinein zu folgen, wo dann die schwache Seele freilich bald entdecken müßte, daß der Dichter sehr wenig metaphorisch die Dinge beim Namen nennt, um dem Bauern das ihm in der Poesie hergebrachtermaßen umgehängte, sentimental verhimmelnde Mäntelchen mit schmerzlicher Entschlossenheit von den Schultern zu reißen. Der Roman ist in Wahrheit „ein Lied von düsterm Klang," wie es der Verfasser in den Widmungsstrophen bezeichnet, aber trotzdem ein Werk von hoher, poetischer Schönheit und tiefem, ethischen Gehalt. Alles in Allem stehen wir nicht an, dieses neueste Werk K. Telmann's allen denen, die sich ernsthaft mit den großen Vorzügen der neueren realistischen Richtung bekannt machen wollen, auf's Angelegentlichste zu eingehender Würdigung zu empfehlen. Das Buch ist eine künstlerische That, eine schlichte aber ergreifende Predigt zur Menschenliebe, eine Predigt, die nicht klagt oder schreckt, aber weise und gut macht. **Hamburgischer Correspondent.**

Es ist allerdings kein erheiterndes Buch, das Telmann uns bietet, aber die Einheit und Entschlossenheit der Charakterentwicklung der Heldin, die realistische, fein detaillirte Schilderung des Bauernlebens machen es zu einem bedeutenden Buch. **St. Petersburger Zeitung.**

Götter und Götzen.

Roman in drei starken Bänden.

Preis geheftet 15 Mark, gebunden 18 Mark.

Den ersten großen Wurf hat Konrad Telmann mit dem kürzlich erschienenen, umfänglichen Zeitroman „Götter und Götzen“ gewagt, einen Wurf, der einen hervorragenden Treffer bedeutet und geeignet ist, dem Talent des Autors die Aufmerksamkeit und Werthschätzung weiterer Kreise zu erobern.

Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Ein starker Dreibänder, der des Interessanten in Menge bietet und seinen Inhalt aus der modernen Gesellschaft in Deutschland schöpft. Da finden wir sie, die Idealisten und Materialisten plattesten Sinnes. Den Ersteren ist Alles heilig, sie opfern die eigene Wohlfahrt dem Ideale; den Letzteren ist Alles nur Götze, Genuß, Geld; das Gemeine, das Verbrechen sind ihre Elemente. Ein prächtiges Exemplar der letzteren Sorte ist der adelige Lieutenant Junker Kraft von Schöll. Man fragt sich unwillkürlich: Ist es denn möglich, daß es solche Subjecte giebt? Dann seine Schwester Alexandra, die Messaline, wie sie heute so oft zu finden ist. Obwohl das Schlechte mit starken, oft erschreckend derben Strichen gezeichnet ist, so ziehen doch auch viele liebliche und edle Gestalten durch die reiche Handlung: die holde Agnes, die gute alte Babette, der alte Musiker, Theodora und schließlich das erzählende Ich der Geschichte selbst, welches wir nur bisweilen etwas energischer und entschlossener sehen möchten. Im Uebrigen trägt sowohl jede einzelne Person, sowie das ganze Werk die Signatur des Modernen. Selbst die Theaterbrand-Katastrophe ist nicht vergessen und mit großem Geschick verwendet. Der Roman „Götter und Götzen“ soll, wie man jüngster Zeit hört, stark abgehen. Es ist begreiflich, denn Alles darin ist dem Leben entnommen und packend geschildert; — es werden manchem Leser über Manches die Augen aufgehen, wenn er den Roman liest.

Deutsche Kunst- und Musikzeitung.

Dieser neueste dreibändige Roman Konrad Telmann's ist von unleugbarer Bedeutung und wird sich sehr schnell die Anerkennung aller denkenden Leser erwerben. Seine großen Vorzüge bestehen in der ungesucht vornehmen Sprache, der bei aller Knappheit der Form doch stets der ergiebigste Ausdruck zu Gebote steht, dem reichen Gedankenmaterial, welches in demselben enthalten ist und den Leser zu eigenem Nachdenken anregen muß, und der meisterlichen Charakterisirung der einzelnen Figuren.

Leipziger Tageblatt.

Moderne Ideale.

Roman in drei Bänden.

Preis: 9 Mark.

Der Dichter dieses dreibändigen Romans hat sich in kurzer Zeit einen bedeutenden Namen erworben, und sein neuestes Werk ist voll dazu angethan, seinen Ruf als den eines bedeutenden Erzählers zu befestigen. **Gartenlaube.**

Der gut berufene Romandichter hat seinen guten Ruf mit seinem neuesten Werke mehr als bewährt. In der Summa zählen wir Telmann's neuen Roman zu den anregendsten und lesenswerthesten der Gegenwart. **Magdeburgische Zeitung.**

Dunkle Existenzen.

Roman in vier Bänden.

Preis geheftet Mk. 14.—.

In zwei Bänden gebunden Mk. 16.—.

Dieser groß angelegte Roman, der den schnell bekannt und beliebt gewordenen Verfasser auf der vollen Höhe seines Könnens zeigt, schildert auf der einen Seite den Kampf zwischen der Orthodoxie und dem Freisinn, auf der anderen denjenigen zwischen Freisinn und der modernen, atheistischen Philosophie.

Das eigenartige Werk erscheint nach jeder Richtung berufen, bei Freund und Feind die höchste Aufmerksamkeit zu erregen, und wird als Friedensvermittler in dem heftigen Kampfe der religiösen Parteien als eine ebenso originelle, wie dichterisch bedeutende Leistung wirken. **National-Zeitung.**

Konrad Telmann gehört zu den begabtesten und phantasiereichsten unter den jüngeren Poeten Deutschlands Er hat die Menschenherzen studirt, kennt Land und Leute und besitzt eine schier unerschöpfliche Einbildungskraft. Der uns vorliegende vierbändige Roman Telmann's ist ein moderner Gesellschaftsroman, voll Frische und Ursprünglichkeit, voll Lebenswahrheit und scharfer Charakterzeichnung. **Dichterheim.**

Das Spiel ist aus!

Roman in drei Bänden.

Preis: Mk. 9.—.

Der sehr rühmlich bekannt gewordene Verfasser hat für dieses sein neuestes Werk einen Stoff gewählt, welcher auch wohl ohne die

ihm hier zu Theil gewordene, prächtige Bearbeitung Anspruch auf allseitiges Interesse verdiente. Der Roman spielt in Monaco und giebt ein wahrhaft sensationell wirkendes Bild von dem gefährlichen, zum Theil sehr verbrecherischen Treiben der professionirten Spieler, von denen einige sogar im Solde der Spielbank stehen, um immer neue Opfer in den Rachen des unersättlichen Moloch zu treiben. Das Werk zeigt auch sonst die Vorzüge der Telmann'schen Muse und reiht sich den besten Erzählungen an, welche die Literatur unserer Tage gezeitigt. **Leipziger Tageblatt.**

Konrad Telmann hat in seinem Roman: „Das Spiel ist aus" versucht, im großen Rahmen eine Art Epos der Spielwuth zu schaffen, dessen Hintergrund das paradiesisch schöne Monaco ist und dessen Figuren die bunteste Internationalität zeigen. Der Roman ist voll Reiz und das Colorit vortrefflich. **Ueber Land und Meer.**

Vom Stamm der Ikariden.

Roman in vier Bänden.

Preis geheftet Mk. 15.—, elegant gebunden Mk. 18.—.

Hätten wir recht viele moderne Romane von gleichem Inhalt, dann wäre der conventionellen Schablone ebenso bald das Lebenslicht ausgeblasen, wie dem unklaren Brodeln im realistischen Hexenkessel ein Ende gemacht. „Vom Stamm der Ikariden" darf mit Recht die wärmste Empfehlung beanspruchen. **Hamburger Nachrichten.**

Ein groß angelegter Roman, der thurmhoch über die gewöhnliche moderne Erzählungsliteratur hinausragt und uns den rasch bekannt und beliebt gewordenen Autor auf der vollen Höhe seines künstlerischen Könnens zeigt. **Wiener Deutsche Zeitung.**

Ein Werk, das durch seine Grundidee, sein Gedankenmaterial und die ethische Bedeutung seiner socialen Schilderungen als ein literarisches Ereigniß außergewöhnlicher Art bezeichnet werden kann. **Leipziger Tageblatt.**

Konrad Telman ist ein Idealist vom reinsten Wasser; er huldigt einem wohlthuenden, geläuterten Optimismus, und selbst da, wo er das Grellste schildert und selbst vor den gewagtesten Situationen nicht zurückschreckt, bleibt er stets ein maß- und geschmackvoller Künstler, der seinen Stoff meistert und sich nicht von ihm beherrschen läßt. Tief und zeitgemäß ist der Grundgedanke des Romans: in lichtvoller Klarheit zieht er sich von Band zu Band und verknüpft die wirren Schicksale der auftretenden Personen zu einem wohlabgerundeten, philosophisch verklärten Kunstwerk. Er widmet sein Werk Friedrich Spielhagen in treuer Verehrung und dankbarer Freundschaft und richtet an ihn ein formschönes, warmempfundenes Gedicht. Der Einfluß dieses großen Meisters des Romans auf Konrad Telmann läßt sich in manchen Punkten nicht verkennen. Und es zeugt nur für Telmann's ernstes

Streben und strenge Selbstkritik, wenn er es in seinem Schaffen vermeidet, einen Vergleich mit Spielhagen herauszufordern. Er ist um einen ganzen Ton milder und weicher gestimmt, als Spielhagen, sein Wesen neigt sich mehr dem Träumerischen und Nachdenklichen zu, und jenes wild kochende, revolutionäre Element, das uns in Spielhagen's Romanen hinreißt und entzückt, fehlt bei Telmann vollständig; er sieht wie durch einen dünnen Schleier in's Treiben der Welt hinein. An Feinheit und Eleganz der Darstellung, an Vornehmheit der Lebensanschauung, an Vielseitigkeit des Könnens und Wissens gehört Telmann zu den berufensten Talenten, welche den Roman der Gegenwart pflegen und den Geist der Zeit in eine künstlerische Form zu bringen bestrebt sind. **National-Zeitung.**

Im Klementenhof.

Roman in zwei Bänden.

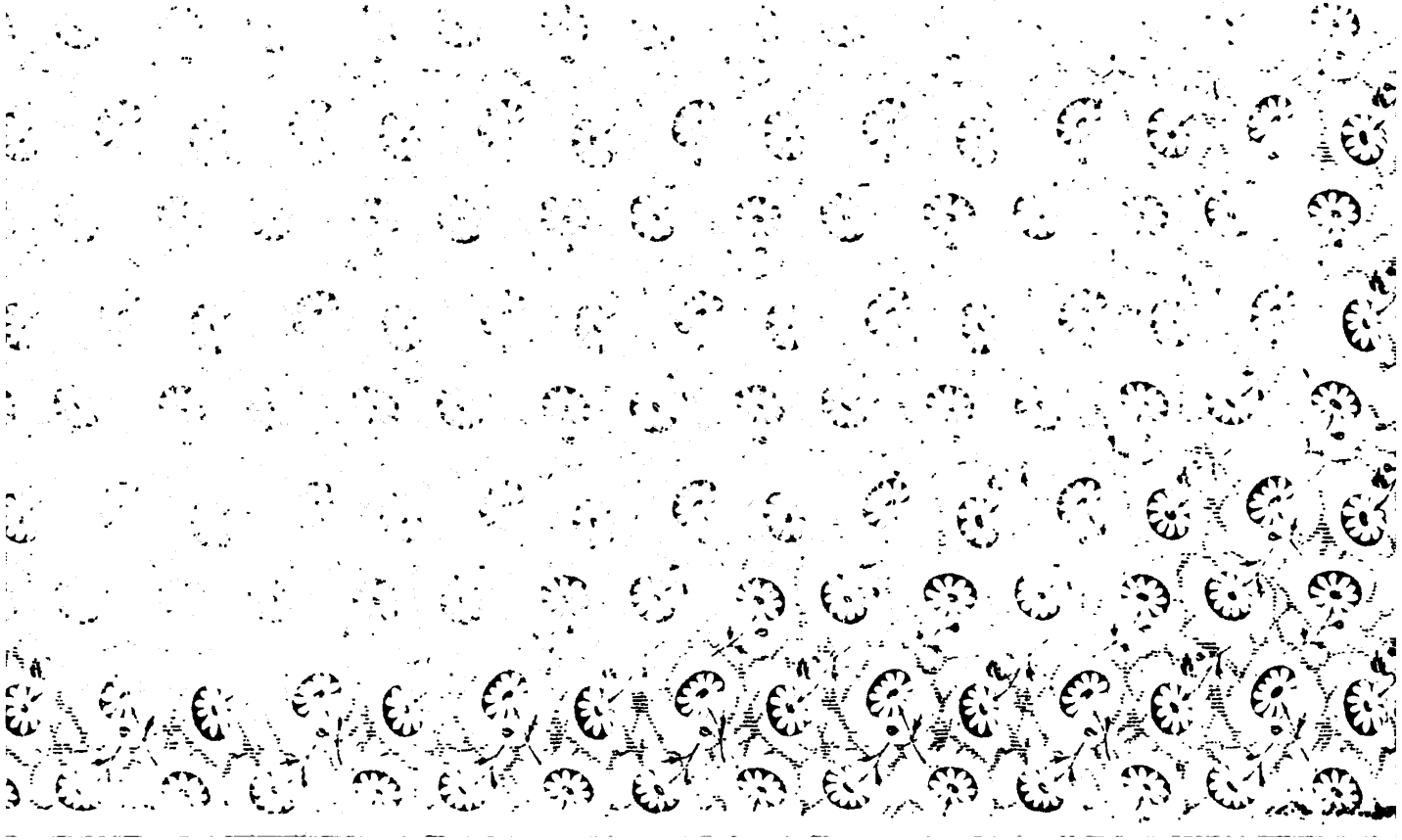
Preis Mk. 6.—.

Während alle früheren Schöpfungen des Verfassers mehr oder minder auf einer politischen oder irgend einer anderen Tendenz aufgebaut sind und dadurch den Eindruck einer gewissen Einseitigkeit machen, ist das vorliegende neueste Werk durchaus von äußerlicher Tendenz frei. Es ist dies um so erfreulicher, da man auf diese Weise einen Beweis von der Gabe Telmann's erhält, einen eigenartigen, an spannenden Momenten reichen Stoff auch in schlichter, einfacher Erzählungsform dem Leser vorzuführen. Ein Doctor der Medicin ist in Folge der Untreue seines Weibes mit aller Welt zerfallen und hat sich in die Einsamkeit eines Thalkessels in Tirol zurückgezogen, verschanzt hinter einer unüberwindlichen Unzugänglichkeit und eigenartigen — Grobheit. Ein alter Diener nur leistet ihm Gesellschaft und übertrifft ihn womöglich noch an Rauheit und Menschenhaß, insbesondere Weiberhaß. Fünfzehn Jahre haben sie so gelebt, da erscheint im Thal ein junges, hübsches Mädchen, das binnen Kurzem die beiden Alten völlig umwandelt. Hieraus entsteht nun eine eigenthümliche Verwicklung der Umstände, die der Doctor durch sein kraftvolles, uneigennütziges Auftreten löst — Die Schilderung des eigenartigen Charakters des alten Sonderlings ist wohl gelungen, während die natürlichen, einfachen Worte und Handlungen der jungen „Fee" sofort die Herzen der Leser für sich einnehmen Die Art und Weise, wie sie die beiden Alten so völlig umwandelt, läßt es oft zu höchst drastischen Momenten kommen. Die Sprache des Romans bewegt sich nicht in dem hochtrabenden, weitschweifigen Tone, wie er ja heutzutage so modern ist, sondern sie ist schlicht und einfach und geht darum so recht zu Herzen. Der neue Roman sei auf's Wärmste empfohlen.

Deutsche Roman-Zeitung.

Schattenpflanzen.

Novellen. Geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—.

Der Titel der ersten dieser fünf Novellen, „Schattenpflanzen," hat dem Buche seinen Namen gegeben. Diese neuerdings eingeführte Art der Bezeichnung eines Werkes gefällt uns nicht besonders, doch das ist Geschmacksache. Insofern erscheint sie bei dem vorliegenden Buche aber gerechtfertigt, als es von einem elegischen Grundaccord beherrscht wird. Wer leichte Unterhaltungslectüre wünscht, die von dem Sonnenlicht des Humors vergoldet über einige müßige Stunden angenehm hinwegtäuscht, für den hat Telmann nicht geschrieben. Und doch liegt in der schwermüthigen Stimmung, in diesem trüben Halbdunkel, das sich über die Schattenpflanzen breitet, ein wundersamer Reiz. Ganz unmerklich zwingt hier der Erzähler den Leser in seinen Bann; mit stets wachsender Theilnahme folgt man seinen Seelenschilderungen, beobachtet das Wachsen und Werden der Charaktere, den Gang der Ereignisse, die mehrfach mit Katastrophen tragisch abschließen, während einiges in harmonischer Lösung ausklingt. Hier hat sich Telmann wiederum als Meister auf epischem Gebiete glänzend bewährt. Die erste der Erzählungen, die größte von den fünfen, ist auch in psychologischer Beziehung die bedeutendste. Nur drei Gestalten werden vorgeführt: Ein junger Bildhauer, dessen hervorragende Begabung eine ruhmreiche Zukunft verspricht, sein beträchtlich älterer Bruder, der mit rührender Aufopferung seines eigenen Selbst Vaterstelle an dem hoffnungsvollen Jüngling vertritt, und eine Schauspielerin, zu der Manfred, der jüngere Bruder, eine heiße Leidenschaft im Herzen hegt. Wilm, der ältere, hält sich verpflichtet, ihn vor den Netzen einer Circe zu bewahren, denn dafür hält er die Dame, die in Wirklichkeit eine Unglückliche ist, eine „Eheverlassene" — so lautet ja der moderne Ausdruck für die nicht geschiedenen, aber doch getrennt lebenden Frauen. Mit außerordentlicher Feinheit löst hier der Autor eine recht schwierige Aufgabe: Wilm, der den getreuen Eckardt spielen will, findet in der vermeintlichen Frau Venus keine „Teufelin, sondern ein sympathisches Wesen, dessen bemitleidenswerthes Geschick ihn tief rührt und deren anmuthige Art ihn so bezaubert, daß er selbst von inniger Liebe für die vom Bruder Erwählte erfüllt wird. In dieser Weise schürzt sich der Knoten des Conflictes, dessen Ausgang hier zu erzählen wir nicht für unsere Aufgabe halten. Da, wo der Verfasser ein kunstreiches Gewebe bietet, durch Skizzirung des Grundplanes ein Bild der Einschlagsfäden vorzuführen, widerstrebt uns. Ebenso wollen wir auf den Inhalt der folgenden vier kleineren Novellen hier nicht eingehen, vielmehr uns mit dem Rathe begnügen, daß der Leser dieser Zeilen selbst ein Buch zur Hand nehmen möge, das es durchaus werth ist, von denen gelesen zu werden, die in der Lectüre mehr suchen als oberflächliche Zerstreuung. Wir fanden in jeder dieser Erzählungen reiche Anregung nach den verschiedensten Richtungen hin. Wir erfreuten uns auch recht oft der schönen, edlen Sprache, des klaren Stils, der poetischen Ausschmückung; mit einem Worte, die Gedankenwelt des Verfassers erscheint in einem ihrer würdigen vornehmen Gewande. **Hamburgischer Correspondent.**

Oswald Schmidt, Leipzig-R.